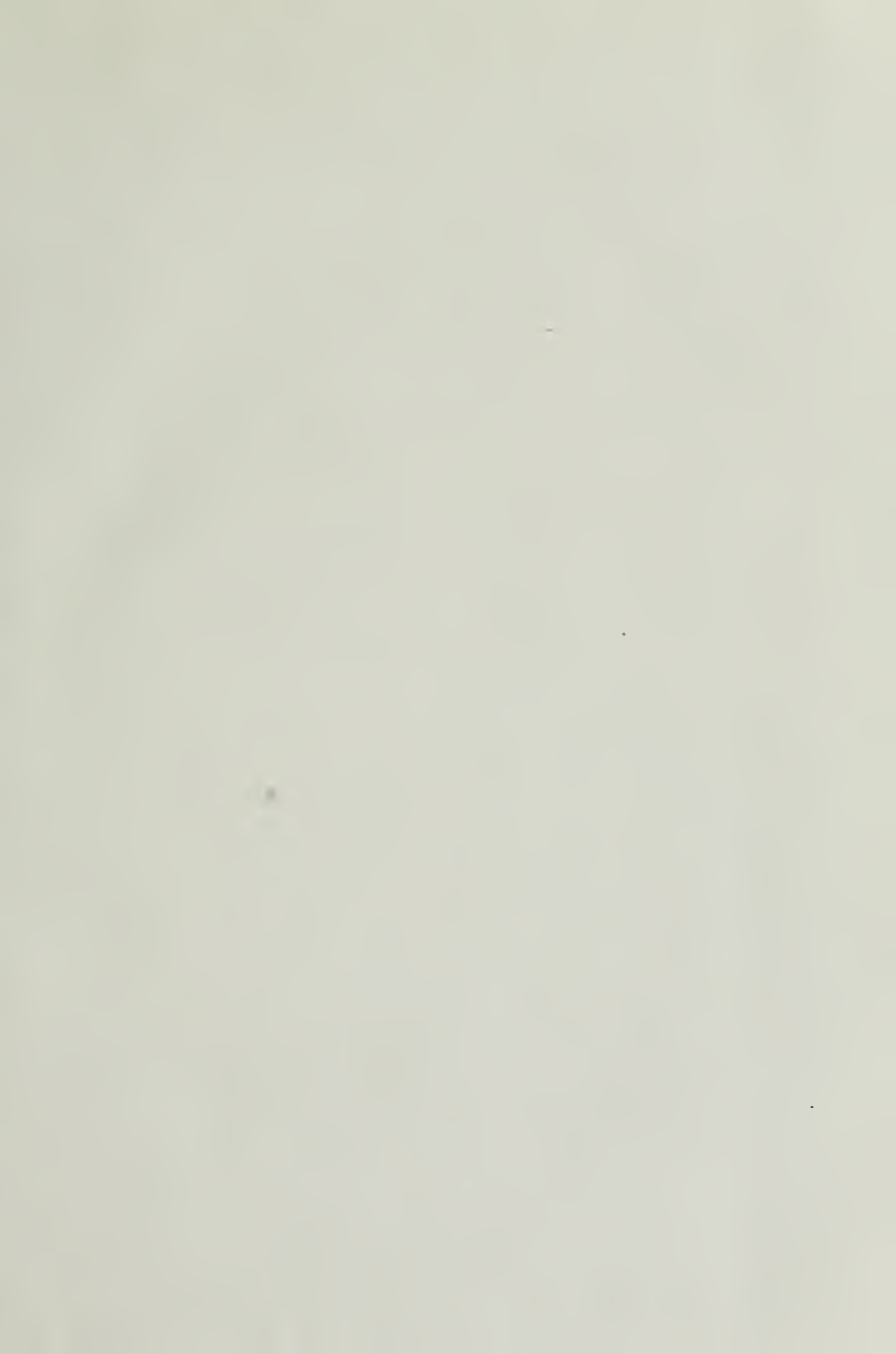








Briefe

von und an

Friedrich von Gentz

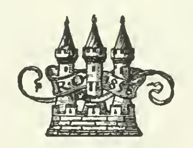
Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Wedekind-Stiftung zu Göttingen

herausgegeben von

Friedrich Carl Wittichen

1. Band:

Briefe an Elisabeth Graun, Christian Garve, Karl August Böttiger und andere



München und **Berlin**
Druck und Verlag von R. Oldenbourg
1909

Vorwort.

Nach dem am 17. Mai 1904 zu Rom erfolgten Tode meines Bruders, Paul Wittichen, der, mit einer Biographie von Friedrich von Gentz beschäftigt, zum Zweck der Sammlung neuen Materials von der Wedekindstiftung zu Göttingen unterstützt worden war, wurde die Weiterführung der unvollendet hinterlassenen Arbeit von dem Verwaltungsrat der Stiftung mir mit der Maßgabe anvertraut, daß das Unternehmen auf eine Sammlung von Quellen zu einer Gentz-Biographie eingeschränkt werde. Der Gedanke, sämtliche Briefe Friedrichs von Gentz zu sammeln, konnte nicht in Betracht kommen, einmal wegen des ganz unabsehbaren Umfangs der Aufgabe, zum anderen aber, weil eine größere Anzahl von Sammlungen Gentzscher Briefe, wie die an Adam Müller, an Rahel, an Johannes von Müller, an Prokesch, an Wessenberg in allgemein gangbaren und genügenden Ausgaben vorliegt. Es galt vielmehr, teils ungenügend gedrucktes, teils gänzlich vergriffenes oder zerstreutes, vor allem aber ungedrucktes Material zur Lebensgeschichte dieses großen, deutschen Schriftstellers und Politikers in brauchbarer Form der Wissenschaft zugänglich zu machen.

In diesem Sinne ist die vorliegende Publikation unternommen. Sie wird vier Bände umfassen, in die sich der Stoff folgendermaßen verteilen soll: Der erste Band enthält Gentz' Briefe an Elisabeth Graun, Garve, Böttiger und einzelne andere Briefe vorwiegend literarischen Charakters, der zweite Band die Briefe an Karl Gustav von Brinckmann, einen Nachtrag zu dem Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller und Mitteilungen aus Gentz' Personalakten; der dritte Band wird die Briefe an Lucchesini, Stein, den Grafen Goetzen, den Prinzen Louis Ferdinand und englische Materialien, der vierte den Briefwechsel mit Metternich bringen.

Die Einleitungen zu den größeren, zusammenhängenden Gruppen von Briefen wollen im wesentlichen nur über die Empfänger orientieren. Den eigentlichen Ertrag der Publikation für die Lebensgeschichte Gentz' wird die Biographie dieses Mannes zu ernten haben.

Die Orthographie ist durchweg modernisiert, zumal eine ganze Anzahl von Briefen nicht nach den Originalen gedruckt werden konnte. Doch ist, soweit es möglich war, die ältere Sprachform beibehalten worden. Französische und englische Briefe sind durchweg in moderner Orthographie gedruckt. Die Interpunktion ist nur in seltenen Fällen dem heutigen Gebrauch angenähert, und zwar in dem Sinne, daß wohl Interpunktionszeichen zugefügt, aber möglichst wenige weggelassen worden sind.

Streichungen und Kürzungen von Briefen sind durchweg nur da vorgenommen, wo durchaus Unwesentliches den Leser unnütz aufgehalten hätte. Das Datum ist der Übersichtlichkeit halber regelmäßig an die Spitze der Briefe gesetzt worden.

Der Unterstützung, die diese Publikation bei öffentlichen, wissenschaftlichen Anstalten, wie deutschen und österreichischen Archiven und Bibliotheken, gefunden hat, ist an dieser Stelle mit warmem Danke zu gedenken. Insbesondere haben mir das Geh. Staatsarchiv zu Berlin und das Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien jede nur denkbare Förderung zuteil werden lassen. Zahlreiche Privatpersonen haben mich durch Darleihung von Material und durch Auskünfte unterstützt. Auch ihnen sei an dieser Stelle der lebhafteste Dank ausgesprochen.

Hannover, im März 1909.

F. C. Wittichen.

Es war dem Herausgeber nicht vergönnt, das mit so großem Fleiß begonnene Werk zum Abschluß zu bringen, das ihm ein Vermächtnis seines älteren Bruders gewesen. Während der Drucklegung dieses ersten Bandes ist auch er in der Blüte der Jahre, beim Eintritt in die akademische Laufbahn – er hatte sich eben Anfang März an der Technischen Hochschule zu Hannover als Privatdozent habilitiert – am 1. Mai d. J. an den Folgen einer Blinddarmentzündung gestorben. Nicht nur die Angehörigen und Freunde haben damit einen zweiten, unsagbar schmerzlichen Verlust erlitten, auch die Wissenschaft hat den allzu frühen Tod dieser beiden reichbegabten Brüder zu beklagen, deren

bisherige Arbeiten zu so schönen und stolzen Hoffnungen berechtigt hatten[1]).

Die weitere Drucklegung und Fortsetzung der begonnenen Publikation hat auf Wunsch der Mutter des verstorbenen Herausgebers und der Wedekindstiftung zu Göttingen der an zweiter Stelle Unterzeichnete übernommen.

Die beiden ersten Bände, die beim Tode des Herausgebers druckfertig vorgelegen haben, sollen zugleich erscheinen. Auch für die zwei folgenden Bände ist das Material fast vollständig gesammelt, und ihre Bearbeitung soll unmittelbar nach der Ausgabe der beiden ersten Bände in Angriff genommen werden.

Beim Lesen der Korrekturen und Anfertigen des Registers hat die Mutter des Herausgebers, Frau Pfarrer Wittichen zu Marburg, gütigst Hilfe geleistet.

Göttingen und Charlottenburg, im Juli 1909.

Der Verwaltungsrat der Wedekindschen Preisstiftung für deutsche Geschichte in Göttingen:

F. Frensdorff. **Ernst Salzer.**

---

[1]) Von der von Paul Wittichen unvollendet hinterlassenen Gentz-Biographie hat Friedrich Carl Wittichen drei Kapitel veröffentlicht: Friedrich Gentz und Preußen vor der Reform, Forschungen zur brandenb. und preuß. Geschichte XVIII, 203 ff. Zur inneren Geschichte Preußens während der französischen Revolution. Gentz und Humboldt. Ebd. XIX. 319 ff. Als Vorarbeiten Paul Wittichens sind hier anzuführen: Friedrich von Gentz und die englische Politik 1800–1814. Preußische Jahrbücher 110 (1902) S. 463 ff. – Die dritte Koalition und Friedrich von Gentz. Eine Denkschrift Gentz' vom Oktober 1804. Mitteilungen des Instit. f. österr. Gesch. XXIII, 461 ff. – Das preußische Kabinett und Friedrich von Gentz. Eine Denkschrift aus dem Jahre 1800. Histor. Zeitschr. 89 S. 239 ff. (vgl. 91 S. 58–64). — Vgl. ferner die beiden Berichte Paul Wittichens für die Wedekindsche Preisstiftung in den Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Geschäftliche Mitteilungen 1902, S. 128 ff. und die Besprechung von Guglias Gentz in Deutsche Literaturzeitung 1901, Nr. 28, S. 1764.

Von Friedrich Carl Wittichen sind folgende Arbeiten über Gentz zu nennen: Zur Gentz-Bibliographie. Mitteilungen d. Instit. f. österr. Gesch. XXVII, 682 ff. – Johann von Wessenberg über Friedrich von Gentz. Ebd. XXVIII, 631 ff. Vgl. auch Histor. Vierteljahrschrift 1908, S. 115 ff. – Briefe von Gentz an Ranke. Histor. Zeitschr. 98, S. 329 ff. Die entsprechenden Briefe Rankes, mitgeteilt von Paul Wittichen, ebd. 93, S. 76 ff.



Inhalt.[1]

[1] Die schon früher — vielfach unvollständig und nicht korrekt — gedruckten Stücke sind mit einem Stern bezeichnet.

Briefe von und an Friedrich von Gentz



Gentz und Elisabeth.

Der Neudruck der Briefe Friedrich Gentz' an seine Jugendfreundin Elisabeth Graun, spätere Frau von Staegemann, rechtfertigt sich selbst. G. Schlesier hat in seiner Ausgabe der Schriften Gentz' im ersten Bande aus diesen Briefen einen guten Teil veröffentlicht. Eine Nachprüfung seines Druckes an der Hand der Originale[1]) ergab, daß er sich höchst willkürliche Veränderungen des Textes und Auslassungen gestattet hat, ohne diese Auslassungen bemerkbar zu machen. Schlesier hat in den einleitenden Worten fast um Entschuldigung gebeten, daß er diese Jugendbriefe veröffentliche, er läßt es nicht an Worten herber Kritik fehlen, die seine Auslassungen erklärlich machen. Mit grober Verständnislosigkeit hat er in einer Art verbindenden Textes die Gefühlsausbrüche des jungen schwärmerischen Mannes glossiert. Für uns, die wir dem 18. Jahrhundert ferner stehen und uns gewöhnt haben, seine tränenreiche Sentimentalität und sein stark literarisches Gepräge historisch und somit unbefangen anzusehen und auch zu würdigen, haben diese Briefe Gentz', des späteren scharfen und logischen politischen Denkers, weder etwas Wunderbares noch viel weniger etwas Lächerliches. Ist es doch gerade in unseren Tagen uns vergönnt worden, die Jugendbriefe Wilhelms von Humboldt, dieses kalten und oft zynischen Denkers, zu lesen, die kaum weniger den Charakter der Sentimentalität und der tränenreichen Gefühlsschwärmerei des 18. Jahrhunderts, aber auch den stark literarischen Einschlag des Redens über Liebe und Freundschaft zeigen. Norddeutsche Sentimentalität möchte man als den Charakter dieser Briefe bezeichnen, an Stelle des naiven Ausdruckes der Gefühle, der uns die Jugendbriefe

[1]) Sie liegen in Varnhagens Nachlaß, auf der Königlichen Bibliothek, wo sie mir freundlichst zugänglich gemacht wurden. Schriften von Friedrich v. Gentz. Von Gustav Schlesier. Erster Teil. S. 11 ff.

Goethes so unendlich wertvoller macht. Freilich reifer und abgeklärter als Gentz zeigt sich uns Humboldt in seinen Briefen an seine Braut, er erscheint schon im Vollbesitz der Ideale, die uns in den Briefen an eine Freundin später nur in ruhigerer und kälterer, darum aber auch ermüdenderer Darstellung wieder begegnen. Es sind die Briefe eines Jünglings, der gewiß ist, seinen Talenten die Geltung verschaffen zu können, die ihnen gebührt, während Gentz, engen bürgerlichen Verhältnissen entsprossen, sich gewöhnen mußte, die Lebensideale und die Wirklichkeit in schärffster Disharmonie stehen zu sehen. Wo wir bei Humboldt abgeklärte Ruhe bemerken, da ist in Gentz ein unruhiges Hasten und Suchen, Mangel an Selbstbewußtsein neben hochfahrendem Stolz, Leidenschaften, die die schwachen Dämme erlernter Lebensmaximen mühelos durchbrechen, um wieder abzuflauen und reuiger Bußstimmung Platz zu machen. Aber eben deshalb sind auch Gentz' Briefe uns menschlich näherstehend als die glatten und allzugleichmäßigen Äußerungen des Humboldtschen Gefühlslebens, sie zeigen uns den Menschen Gentz mit seinen Schwächen und Irrungen, seinem guten Wollen und schwächeren Vollbringen, aber auch mit jener unvergleichlichen Begabung, die ihn in den Stürmen seiner Jugend nicht hat untergehen lassen. Wir besitzen keine bessere Quelle für Gentz' Jugendleben als diese Briefe. Auf ihren Quellenwert soll im folgenden kurz hingewiesen werden.

Johanna Elisabeth, als Tochter des Kaufmannes Fischer[1]) in Königsberg am 11. April 1761 geboren, hatte im Jahre 1780 den damaligen Regierungsrat Graun, einen Sohn des berühmten Kapellmeisters Graun in Berlin, geheiratet. Die Ehe war eine unglückliche und wurde im Jahre 1795, nach längerer Trennung, auch formell geschieden. Der schuldige Teil war offenbar der Mann. In Elisabeths Erinnerungen für edle Frauen[2]), die sie Dorow zur Veröffentlichung nach ihrem Tode überließ, ist Graun, entsprechend dem Charakter des Buches, das Wahrheit und Dichtung fast unlösbar vermischte, in dem

[1]) Ein Karl Konrad Fischer in Königsberg war Kommerzien- und Admiralitätsrat und saß mit Karl Konrad Schwinck (vgl. S. 12) im Kommerzien- und Admiralitätskollegium. Dieser dürfte der Vater Elisabeths sein. Nach Nr. 7 war der Geburtstag am 10.

[2]) Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Staegemann. Nebst Lebensnachrichten und einem Anhang von Briefen. Leipzig 1846. Das Buch ist nach Dorows, des ersten Herausgebers, Aussage in der Vorrede im wesentlichen 1804 vollendet. Ein Neudruck ist von G. Kühne herausgegeben worden. Leipzig 1858.

ersten Gatten der Heldin, auch Elisabeth genannt, geschildert. Wir erfahren da, daß er ein Gemisch von Schwäche und Härte, Eigensinn und Pedanterie war, daß Kälte, Selbstsucht und damit verbundene Bosheit in seinem Wesen lagen und ihn seiner Gattin entfremdeten. Elisabeth selbst ist teils in den Briefen der gleichnamigen Heldin des Buches, teils in denen einer fingierten Freundin Meta so geschildert, daß wir uns, besonders unter Zuziehung der im folgenden gedruckten Briefe Gentz', recht gut ein Bild von ihr machen können. Sie war schön und nicht unbewußt ihrer Schönheit, deren Wirkung auf ihre männliche Umgebung sie gerne erprobte. Ihre Tochter aus der zweiten Ehe mit Staegemann, Hedwig, später Frau von Olfers, hat sie im Jahre 1811, also in ihrem 50. Lebensjahre, folgendermaßen geschildert: Sie ist „gütig, scharfsichtig und überaus liebreich gegen uns. ... Ich weiß keine Fehler an ihr. Sie ist sehr schön und da das Alter ihre Züge entstellen könnte, will ich sie schildern wie sie jetzt ist. Sie hat sehr schöne dunkelbraune Augen, und wenn ich mir Penelopes Nase vorstellen sollte, so ist es unter der Form der meiner Mutter. Also eine griechische Nase. Ihre Stirn ist sehr regelmäßig. Herr Henschel (ein Bildhauer) brauchte einmal den Ausdruck junonische Stirn, also majestätisch, ohne vortretend zu sein. Ihr Mund ist weder zu groß noch zu klein. Ihr Kinn ist klein, ihre Gestalt majestätisch, besonders da sie sich sehr gerade hält. Sie hat einen sehr zarten weißen Teint und einen sehr kleinen Fuß. Ihre Haare, die sehr schön gewesen sein müssen, trägt sie immer unter einer Haube oder Mütze." [1]) Die Neigung, in der Gesellschaft zu glänzen, ist offenbar erst im Laufe der Jahre als ein Suchen nach Entschädigung für das mangelnde häusliche Glück bei Elisabeth hervorgetreten. Dann aber ist ihr Auftreten bewußt und berechnend, die modischen Klagen über die Leere des gesellschaftlichen Treibens vermögen nicht über die starken Züge der Eitelkeit, die ihr anhaften, wegzutäuschen. Nicht umsonst hat sie diese Erinnerungen zum Druck befördern lassen und den letzten glänzenden Brief Gentz' an sie beigefügt, der des Schmeichelhaften genug enthält; überall sind Stellen in den Briefen eingestreut, die ein vorteilhaftes Licht auf die Gestalt der Heldin werfen. Aber wer wollte einer schönen Frau diese äußerlichen Züge nicht gerne verzeihen, zumal sie offenbar mit reichen Vorzügen des Geistes und des Gemüts-

[1]) Hedwig von Olfers, geb. von Staegemann 1799—1891. Ein Lebenslauf. Erster Band, Berlin 1908. S. 152.

lebens ausgezeichnet war. Sicherlich aus dem Briefe eines Verehrers stammen folgende Worte der fingierten Freundin Meta (II, S. 33): „Du, ein sich überall so innig und zart anschließendes Wesen, dem es nirgend wohl ist, wo es nicht gehegt, gepflegt und geliebt wird, das immer im Geiste nach Selbständigkeit strebt, dessen Verstand sich mutig in jeder Fessel windet und dessen Herz doch immer irgendwo gebunden sein muß, um sich befriedigt und froh zu fühlen."

Die ersten Beziehungen des jungen Studenten und Kantschülers Friedrich Gentz zu Elisabeth scheinen rein gesellschaftlicher Natur gewesen zu sein. Man lernte sich allmählich näher kennen, und erst im letzten Halbjahr des zweijährigen Aufenthaltes Gentz' in Königsberg entspann sich eine innige Freundschaft zwischen beiden. Elisabeth nährte eine geheime Neigung zu einem jungen Königsberger, namens le Noble, Gentz hatte sich in ein junges Mädchen der Königsberger Gesellschaft, Cölestine Schwinck, Tochter eines angesehenen Handelshauses, verliebt. Unglückliche Liebe — denn Gentz scheint anfangs der unglückliche Rivale eben des le Noble bei seinem Mädchen gewesen zu sein — als täglicher Gesprächsgegenstand zwischen einer schönen jungen Frau und einem leidenschaftlichen jungen Manne, — das barg manche Gefahren in sich. Die lebensklügere, reifere Frau hat zwar die Neigung ihres Freundes zu Cölestine begünstigt und die Verlobung schließlich herbeigeführt, aber sichtlich lag ihr doch daran, sich den Freund und Verehrer zu erhalten. Und so lagen denn in Gentz' Herzen Liebe und Freundschaft zu den beiden weiblichen Wesen so nahe beieinander, daß er sich einmal selbst mit naivem Erstaunen fragen konnte, wie denn das möglich sei. Möglich war es nur bei einer durchaus gesunden und reinen Jünglingsnatur, voll Wärme und Weichheit, voll sentimentaler Unklarheit der Gefühle, wie sie die Rousseau-Werther-Zeit so ganz besonders begünstigte. Klopstock, Ossian, Young, Rousseau und Werther — in dieser Lektüre schwelgte der Jüngling; Tränen und Gram, Tod und Grab sind die geläufigsten Ausdrücke in der wortreichen Sentimentalität seiner ersten Briefe an die Freundin. Gentz ist überzeugt von dem Lebenswert seines philosophischen Studiums, man bemerkt die außerordentliche Mühe, die er sich gibt, seine Schulweisheit ins Leben umzusetzen, und er meint es grimmig ernst, wenn er der Freundin Entsagung und Pflichterfüllung predigt. Naiv klingt in diese Predigten dann doch wieder das Geständnis hinein: „Glauben Sie nicht, daß ich allen den weisen Maximen, die ich Ihnen vorpredige,

und, das weiß Gott, mit innerm Gefühl ihrer Wahrheit vorpredige, immer so getreu bin, als ich es Ihnen wünsche. Tugendhaft, weise, strenge sogar in der Stunde der Betrachtung — schwach, töricht, leichtsinnig in dem Rausch des Lebens, überspringe ich oft genug die Linie, die ich doch so gut kenne, die furchtbare, feine Linie, die das Gute vom Bösen trennt." Die Klarheit des Verstandes, die Kunst der Form in seinen philosophischen Betrachtungen ist unverkennbar, und doch mischen sich Glückseligkeitstheorie und der harte kategorische Imperativ Kants unmerklich ineinander, und allmählich und leise beginnen Zweifel aufzusteigen, ob denn allgemeine moralische Grundsätze immer so anstandslos auf den konkreten Fall angewandt werden können. Die Freundin mag die Ermahnungen des Jünglings, die sie zur Selbstzucht, zur Abtötung ihrer pflichtwidrigen Neigung, zum Ernst der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Tochter, zum Vermeiden rauschender Vergnügungen anhielten, oft im stillen lächelnd beiseite gelegt haben, Eindruck machten sie ihr doch. In den „Erinnerungen" kehrt ein guter Teil von ihnen in den Briefen der Freundin wieder.

Hier ist der Ort, des merkwürdigen Buches Elisabeths näher zu gedenken. Von den Briefen, aus denen die Erzählung zusammengestellt ist, sind offenbar nur wenige reine Erfindung. Gerade die Briefe Gentz' sind reichlich ausgenutzt, wie die Anmerkungen zu diesem Drucke an den markantesten Stellen im einzelnen zeigen werden. Verwischt sind auch die Lebensverhältnisse. Gentz erscheint unter der Chiffre G. halb als Freund halb als Verehrer, jedenfalls dem Herzen der Elisabeth des Buches nahestehend; Staegemann, der spätere Gemahl Elisabeths, erscheint als Gerson, neben ihm ein weiterer Verehrer, nach Dorow der Herzog Fr. K. Ludwig von Schleswig-Holstein-Glücksburg, aus der Linie Beck, als Graf Leopold von Werdenberg. Die Handlung, die die Briefe durchzieht, ist die, daß der schon früher erwähnte M., der unfreundliche Gatte Elisabeths, stirbt; es werben Gerson und Graf Werdenberg um die Witwe. Gerson, dem Charakter und der Begabung Staegemanns entsprechend, wird sichtlich zurückgestellt hinter Leopold und G., seine treue beharrliche Werbung trägt dann aber doch den Sieg über die exaltierte Leidenschaft Leopolds davon. Weil Elisabeth fühlt, daß sie seine Freundschaft nicht entbehren kann, entschließt sie sich, ihn zu heiraten. Die ruhige und reife Vernunft der lebenserfahrenen Frau trägt den Sieg über die lockende Leidenschaft, die sich in Leopold verkörpert, davon.

G. tritt zunächst im Kreise einer befreundeten Familie auf. Die entsprechenden Worte Elisabeths an Meta lauten (I, S. 54 ff.): „Diese Familie muß sich in ihrem häuslichen Leben äußerst glücklich fühlen, und das ist es eben, was mich zu ihr hinzieht. G. scheint die Seele aller ihrer Unternehmungen zu sein, und von seinem schönen und glücklichen Verhältnis zu Emilien gehen gewiß alle Freuden aus, die diesen liebenswürdigen Menschen jeden Tag zum Fest machen. Welch ein Leben verbreitet die Gegenwart eines geistreichen Menschen auf alles, was ihn umgibt, besonders wenn ein höheres Interesse, als das des gewöhnlichen Umgangs ihn beseelt. Aus der Fülle seines Herzens strömt eine Wärme und Heiterkeit, die selbst den kleinsten Dingen Reiz und Anmut gibt. Nichts bleibt ohne Bedeutung in seiner Nähe, und es ist, als ob sein bloßes Dasein schon Ideen und Kräfte in uns weckte, die in einem kalten Verkehr mit platten und herzlosen Menschen ein ewiger Schlaf fesseln würde. G. liest vortrefflich . . . . ." Dieser Lesekunst Gentz' wird auch noch bei einer späteren Szene (II, S. 216 f.) gedacht, als G. zum Besuch anwesend ist, ohne seine Frau, wie Elisabeth schreibt. Bei einem Ausfluge ist man durch Regen genötigt, den Tee im Zimmer zu nehmen. G. findet dort den Faust liegen, er beginnt zu lesen, erst im Scherz, dann ernsthaft: Mein Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer. „Hier war seine Sprache der rührendste Gesang, insofern jeder Gesang der schönste und richtigste Ausdruck der Empfindung sein sollte. – Es kann kein trefflicheres Organ geben, als das seinige. Der dumpfe Ton, der Schwermut, den er den ersten Stanzen zu geben wußte, und der von den Worten ab: Sein hoher Wuchs, seine edle Gestalt – bis zu der Strophe: Sein Händedruck, und ach! – sein Kuß! – – zu einer hohen und raschen Begeisterung stieg, in der er auf dem letzten Worte, wie bei einer Fermate, zu ruhen schien, um dann sanft wieder in das erste Thema überzugehen, zeigte die ganze Stärke seines Talentes und der innigsten Empfindung. Nicht weniger ergreifend und wahr gab er uns ihr Gebet zur Mutter Gottes . . . . . ."

Elisabeth hatte vorher bekannt, daß es ihr eine „kindische Freude" gewesen sei, einen „so seltenen und trefflichen Menschen" wie G. wieder zu sehen. Der Freundschaft G.'s mit Gerson wird auch gedacht, und eine ergötzliche Szene dieser beiden Männer schließt sich an die Faustlektüre an. G. hatte hauptsächlich zu Elisabeth hin gelesen, dies macht Gerson-Staegemann eifersüchtig; er legt sich mit angeblichem Kopfweh

auf ein Sofa im Nebenzimmer. G. bemerkt den Grund seines Mißmutes, er tritt neben das Sofa und hält im Scherz eine Leichenrede über den Daliegenden. Unverhohlen tritt in dieser Erzählung hervor, wie Elisabeth, die wirkliche Elisabeth, Gentz höher schätzte als ihren späteren Gatten. Sehr begreiflich, daß Staegemann, der seit dem Jahre 1784 schon Elisabeth liebte, diese Zurücksetzung nie ganz vergessen hat. Als er während des Wiener Kongresses mit Gentz in Wien zusammentraf, floß seine alte Eifersucht mit der patriotischen Entrüstung über den nunmehrigen österreichischen Staatsmann Gentz, der den Heimfall Sachsens an Preußen bekämpfte, in wahrhaft grotesker Weise zusammen. Er begegnet sich in diesen Empfindungen mit Varnhagen von Ense, dem Gatten der Rahel, der auch dringende Gründe zur Eifersucht auf Gentz hatte. Staegemann bemüht sich, offenbar nicht sehr mit Erfolg, seiner Gattin Gentz als einen erbärmlichen Verräter darzustellen. „Es tut mir wirklich weh, meine Meinung ganz von ihm ändern zu müssen" schreibt Elisabeth dem Gatten zurück.[1]) In den jüdischen Zirkeln Wiens, in denen Gentz seit langen Jahren aus ganz anderen Gründen nicht mehr verkehrte, brüstete man sich ebenfalls mit preußischer Gesinnung und behauptete, Gentz komme aus Abneigung gegen diese Gesinnung nicht mehr zum Besuch. Wir fassen hier die Wurzel des Verleumdungsfeldzuges, der gegen Gentz nach den Befreiungskriegen eingesetzt und bis auf den heutigen Tag gewirkt hat. Eifersucht, Neid und das Gefühl des Zurückgesetztseins sind die wenig schönen Grundmotive dieser so patriotisch sich gebärdenden Gegnerschaft, ein Urteil, das ganz besonders auch für Rahel gilt, die Gentz im Jahre 1813 in Prag sehr vernachlässigt hatte. Am charakteristischsten für diese eigenartige Mischung von Motiven sind folgende Verse Staegemanns, die er aus Wien an Elisabeth richtete:

Du hattest einen Freund der jungen Jahre,
Er löste falsch der Lieb' und Heimat Bande;
Die Lieb', Elisabeth, war nicht die wahre.
Es schweigt das Lied von ihm, nicht von der Schande,
Dir aber schlägt, es schlägt dem Vaterlande
Mein Herz, mein Lied, im keuschvermählten Paare.[2])

Charakteristisch ist, daß Staegemann hier von Liebe spricht. Daß das Freundschaftsverhältnis wirklich in Liebe umschlug und auch Elisabeth

---

[1]) Vgl. Hedwig von Olfers I, S. 224, 237, 254, 261, 265, 267.

[2]) Schlesier a. a. O. S. 22.

gefährlich wurde, zeigen folgende Bemerkungen aus den „Erinnerungen". Auf die begeisterte Schilderung der Persönlichkeit Gentz' im befreundeten Familienkreise hin schreibt die Freundin Meta an Elisabeth (I, S. 59 f.): „Ehe ich schließe, muß ich dir noch ein Wörtchen insgeheim sagen: Hüte dich, Emilien ihren Geliebten abtrünnig zu machen. Er hat meinem Mann mit dem Feuer, mit dem er alles ergreift, versichert, daß er nie etwas Liebenswürdigeres gesehen!" – „Und was folgt denn daraus?" fragte ich. „Unheil kann daraus folgen, denn solche exzentrische Menschen sind deiner Freundin am gefährlichsten, und taugen doch gerade am wenigsten zu einer ernsthaften Verbindung", sagte er ganz gelassen, indem er sich eine Feder zurechtschnitt. Er war noch so dreist, zu behaupten, G. liebe Emilien, nicht sowohl weil sie, als weil die Liebe ihm ein Bedürfnis sei." Und Elisabeth antwortet (S. 62): „Dein ‚hüte dich' – hat mir ein Lächeln abgelockt! Sich aus zu großer Besorglichkeit dem Umgange eines Menschen wie G. entziehen, hieße sich nicht am Feuer wärmen wollen, weil es brennen könnte. Was würde K. erst sagen, wenn er wüßte, daß dieser exzentrische Mensch beinahe täglich in Aufträgen von Emilien zu uns kömmt, daß ich mich freue, wenn er kommt und recht viel mit ihm schwatze. Wenn du ihm dieses sagst, so sage ihm doch auch gleich dabei, daß Emilie wahrscheinlich in einem halben Jahre verheiratet und ich in C. oder lieber in K. sein werde ..." Aber diese kühle Betrachtung ist nicht ganz echt; denn in einem späteren Briefe heißt es (S. 82): „Freilich hatte ich mir einst ein Ideal gemacht, auch kann ich meinen Glauben daran nur mit dem besseren Teil meiner Existenz aufgeben; aber wer gab mir denn ein Recht auf dieses Ideal? – und fand ich es denn in dem, was mich bisher umgab? – In Leopold Werdenberg – in G. vielleicht – und doch auch nicht." Und noch einmal gedenkt sie der Verdienste G.'s um ihre Bildung (S. 100): G. verdanke ich es, auf das Beste in der deutschen und französischen Literatur jetzt recht aufmerksam geworden zu sein. Bald werde ich nun auch von diesem trefflichen Menschen scheiden müssen...."

Merkwürdig ist es nur, daß G. als Liebhaber im Laufe der Erzählung weiterhin kaum eine Rolle spielt; eine nähere Prüfung der Erinnerungen zeigt ihn jedoch in einer sehr bedeutenden. Er muß seinen Charakter und seine Sprache dem feurigen Liebhaber Elisabeths, Leopold Grafen Werdenberg, leihen. Kaum ein Brief des Grafen hat nicht Anleihe gemacht bei Gentz' Briefen an Elisabeth. Dorow hat dies nur

bei dem letzten Briefe Gentz' gemerkt, den er im Anhange abzudrucken hatte; die von Schlesier damals schon gedruckten Briefe hat er nicht näher geprüft, z. T. hat ihn auch die ungenügende Herausgabe derselben an der Entdeckung gehindert. Dorow meint, die Briefe des Grafen seien die Originalbriefe des Herzogs von Holstein-Beck, die noch im Besitz der Familie Staegemann seien. Es mag sein, daß Elisabeth die Briefe der beiden Verehrer zusammengeschmolzen hat, die schönsten Stellen hat jedenfalls Gentz geliefert, und wenn wir alle Briefe Gentz' an Elisabeth besäßen, so würde wohl noch manche Stelle der Briefe Werdenbergs für Gentz in Anspruch genommen werden können. Gentz' Person mußte in den „Erinnerungen" hinter der vornehmeren eines Herzogs im Inkognito zurücktreten.

Der Graf Werdenberg wird nun in dem Buche als versprochen mit einer vornehmen Dame geschildert, der er aber untreu werden will, um mit Elisabeth in ferne Lande zu ziehen. Der Herzog von Holstein-Beck war aber seit 1780 mit der Gräfin von Schlieben verheiratet. Dorow erzählt, der Herzog habe hartnäckig bei dem Vorsatz beharrt, Elisabeth zu heiraten, seine Werbungen hätten zwar Eindruck auf sie gemacht, hätten sie aber nicht zu einem solchen Schritte bestimmen können. Hat nun der Herzog um Elisabeth ernsthaft geworben, so muß er auf eine beiderseitige Scheidung bedacht gewesen sein, oder die Liebe und Werbung fällt vor die beiderseitige Ehe im Jahre 1780. Der Herzog ist 1757 geboren, Elisabeth 1761; daß ein junges Mädchen im Alter von etwa 17 oder 18 Jahren so ernsthafte und vernünftige Erwägungen hätte anstellen sollen über das Untunliche einer solchen Ehe, wie sie die Elisabeth der „Erinnerungen" anstellt, ist wenig wahrscheinlich. Der Herzog und die Herzogin werden noch in späteren Jahren als sehr befreundet mit beiden Staegemanns bezeichnet, was zum mindesten nicht wahrscheinlich macht, daß der Herzog sich um Elisabeths willen habe von seiner Gattin scheiden wollen. In dem Buche schließlich heiratet der Graf erst am Schlusse, als Elisabeth Gerson erhört hat, seine Braut und wird mit ihr glücklich, die beiden Paare freunden sich an. G. dagegen tritt anfangs als verlobt und später erst als verheiratet auf. Auf ihn paßt also die Rolle Werdenbergs besser. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß Elisabeth vor ihrer Verheiratung einen „Jugendtraum", wie Gentz einmal andeutet, mit dem Herzog gehabt hat, daß aber der Graf Werdenberg des Buches im wesentlichen Gentz ist. Merk-

würdig passen einzelne Charakterschilderungen auf ihn. Außer der schon erwähnten Bemerkung des Gatten Metas, Gentz liebe Emilien weniger um ihrer als um der Liebe willen, passen die folgenden Worte Metas über Werdenberg auch gut auf Gentz (I, S. 197): „Werdenberg kann nur in einem exaltierten Zustand leben und diese Lebendigkeit ist es eben, welche seinem Umgange einen so großen Reiz gibt, wiewohl ich bei aller meiner Liebe – für unseren Leopold sei es gesagt – auf die Zuverlässigkeit seiner Gesinnungen nicht baue." Diese Stelle ist um so charakteristischer, als sie die Bemerkung begleitet, der Graf habe in B. lustig gelebt, und einen Brief des Grafen kommentiert, in dem dieser mit den Worten Gentz' von seinen „Leidenschaften und der glühenden Phantasie seines Kopfes" erzählt.

Wenn sich unsere Vermutungen also auch nicht beweisen lassen, so dürften sie doch nach dem Angeführten einen ziemlich hohen Grad der Wahrscheinlichkeit haben, besonders wenn wir das weitere Verhältnis der beiden Personen ins Auge fassen, wie es sich in den Briefen Gentz' darstellt.

Versuchen wir in kurzen Zügen den Gang der wirklichen Ereignisse an der Hand dieser Briefe weiter zu verfolgen. Im April 1785 kehrte Gentz nach Berlin zurück, um sofort bei der Seehandlung und im nächsten Jahre bei der kurmärkischen Kammer angestellt zu werden. Das „große Ziel" seines Lebens ist die Ehe mit Cölestine, um dessentwillen er sich gern in die Beamtenkarriere begibt. Im Herbst 1786 fährt er nach Königsberg, um die Verlobung öffentlich zu machen, und wohnt bei Elisabeth. Die Verlobung löst sich während dieses Aufenthaltes. Schwerlich durch Gentz' Schuld; denn er hat stets gegenüber den Freunden und den Verwandten seiner Braut diese als die Schuldige bezeichnet. Über die Entschließung der Braut sind wir ganz im unklaren, vielleicht war es ihr nie ernst gewesen, vielleicht dünkte ihrer Familie die Heirat nicht glänzend genug. Vielleicht hat auch ein Umstand bei der Ablehnung des offiziellen Antrages mitgespielt: die Freundschaft oder besser die Liebe Gentz' zu Elisabeth. Diese bricht jetzt deutlich hervor, nachdem die Fesseln der Verlobung gelöst, und der Jugendtraum in schale Wirklichkeit sich aufgelöst hat. Wenn das Datum der Sophismata (Nr. 20), die wir nach Dorow mitteilen, und dieses Schriftstück selbst echt sind, woran zu zweifeln kein Anlaß vorliegt, so ist schon auf der Rückreise Gentz sich über seine Liebe vollkommen klar geworden.

Diese mißglückte Reise Gentz' nach Königsberg ist ein großer Abschnitt in seinem Jugendleben. Tadellos in seiner Lebensführung, ein fleißiger strebsamer Beamter, hatte er sich ein bescheidenes Glück gründen wollen. Durch fremde Schuld scheitert sein Lebensplan. Er wird hinausgeworfen aus der selbstgewählten Bescheidenheit und Verborgenheit, und bald sehen wir ihn im Strom der Welt schwimmen. „Aber getrennt von Ihnen, mir selbst, meinen Schwachheiten, meinen Leidenschaften, den glühenden Phantomen meines unruhigen Kopfes, den Torheiten meiner Gesellschafter, dem Drange, dem Geräusch der Welt überlassen, schweift meine unglückliche Seele in tausend Labyrinthen falscher Freuden, betrügerischer Hoffnungen, elender Zeitvertreibe, chimärischer Plane umher, und sehnt sich, von Ihnen und von der Zufriedenheit gleich weit entfernt, nach der Glückseligkeit und — nach Ihnen." Der noch nüchterne Stil seiner ersten Briefe nimmt jetzt einen schillernden Glanz an. Die Sinnlichkeit hat ihren Lauf und mit ihr tausend ungestüme Kräfte, die vorher rein literarisch-sentimental sich betätigt hatten. Mächtig wächst die Kunst seiner Sprache, sie glüht von Leidenschaft und Trauer um eine verlorene Zeit der Unschuld. Was schön und rein war in dieser vergangenen Zeit, und was lockend und glänzend in der Zukunft sich malt, das verkörpert sich ihm in seiner schönen und geistvollen Freundin in Königsberg. Er ist jetzt gefährlich für Elisabeth, und als seine Liebe immer unverhüllter hervortritt, da mögen sich in der Seele der Frau jene Kämpfe abgespielt haben, die sich in ihren „Erinnerungen" an den Namen Werdenberg knüpfen.

Wir wissen nicht, ob Gentz noch einmal in Königsberg war. Der letzte Brief an Elisabeth, der deutlich eine Werbung enthält, wurde erst abgesandt, als der Werbende schon seine Ehe mit Mina Gilly geschlossen hatte. Zu spät war Gentz zu einer einfachen bürgerlichen Verbindung geschritten. Was er von dem Leben gekostet, der beginnende literarische Ruhm, die anhebende gesellschaftliche Geltung in der großen Welt, sie zerstörten im Keime das bescheidene Glück, das im Jahre 1786 vielleicht noch seiner Laufbahn eine andere Wendung gegeben haben würde.

Cölestine Schwinck.

Dank der gütigen Unterstützung der Staatsarchive von Berlin und Königsberg und der aus der Familie Schwinck stammenden Damen, Frau Professor Bohn (Königsberg) und Frl. Rosa Burger (Göttingen), bin ich in der Lage, einige Angaben über die Familie der Braut Gentz', Cölestine (Celeste) Schwinck zu machen. Die Familie Schwinck soll aus Ulm im Anfange des 18. Jahrhunderts in Königsberg eingewandert sein. Sie brachte es bald zu bedeutendem Wohlstand und nahm in der Kaufmannschaft Königsbergs bis zur Niederwerfung Preußens durch Napoleon die führende Stelle ein. Als dann 1807 Davoust die Mühlen des Hauses Schwinck bei Königsberg niederbrannte, trat der Bankerott ein, der den Wohlstand der Familie dauernd vernichtete. Im Jahre 1756 wird die Teilung des Nachlasses des Negozianten Georg Friedrich Schwinck erwähnt, neben ihm erscheint der Kaufmann Johann Philipp Schwinck. Die Firma des Georg Friedrich Schwinck machte 1768 Bankerott, scheint aber dann wieder zur Blüte gekommen zu sein. 1791 erscheint sie als George Friedrich Schwinck und Kompagnie. Der „Königl. Geschworene Mäckler und Lizent. Abrechner bei Verschiffung der Königl. Magazinnaturalien" Georg Friedrich Schw. stirbt 1797. Neben ihm tritt hervor: Karl Konrad Schwinck, Kommerzien- und Admiralitätsrat, Negoziant und Stadtgerichtsrat. Er war verehelicht mit Regina Charlotte Straub. Vier Kinder sind dieser Ehe entsprossen: 1. Maria Karolina Friderike, geb. 1760, vermählt mit dem Präsidenten von Gossow, 2. Zacharias Konrad, später Oberamtmann, Domänenpächter und Besitzer mehrerer Güter, 3. George Gotthilf, der aus der Leidenszeit der preußischen Königsfamilie in Königsberg bekannte Kommerzien- und Kammergerichtsrat. Vermählt war dieser mit der Schwester Elisabeths, Regina Fischer. Von den Töchtern dieses Paares ist vor allem Auguste Schwinck bekannt, die Achim von Armin und der Prinz Radziwill liebten, und die später den Präsidenten von Wißmann heiratete. Der älteste Sohn Georg hat nur Töchter hinterlassen. 4. Emilie Johanna Celeste oder Cölestine, die Braut Gentz'. Celeste heiratete in erster Ehe den Kriegs- und Domänenrat Niederstetter. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter. Nach erfolgter Scheidung von Niederstetter verheiratete sie sich mit dem schwedischen Konsul Koch, dem Associé ihres Bruders Georg Gotthilf. (Rühl, Aus

Staegemanns Nachlaß I, S. XXIV nennt Georg Gotthilf fälschlich Carl Gotthilf.) Auch aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter. Über die äußere Erscheinung Celestes wie über ihren Charakter lassen sich nur Vermutungen anstellen. Nicht einmal ihre Lebensdaten sind festzustellen. Es ist anzunehmen, daß sie früh verstorben ist, da ihre Kinder meist im Hause ihres Onkels Georg Gotthilf lebten. Ihre zweite Tochter von Niederstetter hat sich später mit einem Herrn von Zur Westen vermählt, die andern Töchter starben unvermählt, so die von „Hedwig v. Olfers" S. 150 erwähnte Friderike Koch als junges Mädchen an der Schwindsucht. Die jüngere, Klara Koch, die seit 1831 nach dem Tod ihrer Tante Auguste von Wißmann den Haushalt ihres Onkels, des Präsidenten von Wißmann, geführt hatte, starb 1848. Die einzige authentische Nachricht von Celeste ist die Bemerkung Elisabeths im Jahre 1814, daß Frau Konsul Koch vortrefflich Klavier spiele. (Hedwig von Olfers I, 244.) Daß sie äußere Vorzüge hatte, wird wohl nicht zu bezweifeln sein bei den Neigungen, die sie erweckte, an der Beständigkeit ihres Charakters darf man wohl zweifeln. Als sicher darf man bezeichnen, daß sie zu den besten Partien Königsbergs gehörte und wohl angesehenere Bewerber hatte als den jungen Studenten und dann expedierenden Sekretär Friedrich Gentz.

1.

(Königsberg,) den 12. Februar 1785.

Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, beste Frau Regierungsrätin, mir den ganzen Vorrat von Augengläsern, den Ihr Herr Gemahl hier gelassen hat, zu schicken? Ich werde mir mit Ihrer Erlaubnis nur eine davon aussuchen und Ihnen die übrigen sogleich zurücksenden. – Ich kann diese Welt nicht länger mit bloßen Augen ansehen. Sie wird gar zu bizarr, gar zu fürchterlich sonderbar. Vielleicht wird sie sich durch ein Glas besser ausnehmen. Ich wünschte vor einiger Zeit, noch blinder zu werden, als ich war. Was wünscht man nicht alles, wenn man noch ein Herz hat. Jetzt ist dieses Herz so voll, so beklommen, so unruhig, daß ich es nun endlich dahin gebracht habe, gar nicht mehr auf sein Toben zu hören, sondern bloß der sanftern Stimme der Vernunft folge, die mir heute das zuruft, was gestern Ihr Mund so oft wiederholte: „Es wird sich alles finden." – Ich bin jetzt so glücklich, und was noch mehr ist, auch Sie sind es, wie der Schiffer, dessen Schiff im heftigsten Sturm still und ruhig steht, bloß darum, weil die Winde aus allen Himmelsgegenden zugleich darauf loswüten, so daß kein einziger es nach einer Seite schmeißen kann. Aber weh uns, wenn einer dieser Winde aufhört und dann der gegenüberstehende uns nicht vorbereitet findet, und mit aller Macht unsre Segel zerreißt, und unsre Masten zerbricht! Ich denke, Sie verstehen das ganze Gleichnis? – O! laßt uns den Hafen suchen, oder wenigstens unser Schiff so befestigen, daß es über den Orkan selbst lachen kann! – Morgen nach der Kirche sehen Sie mich bei sich. Ich bringe Le Noble[1]) mit, wenn er Mut genung hatte, Ihre Gegenwart und die Gegenwart der Schwinken[2])

---

[1]) Königsberger Freund Gentz' und Verehrer von Elisabeth Graun. Ein David le Noble wird 1788 als Sekretarius und Depositen-Rendant des Pupillenkollegs in Königsberg genannt. Es dürfte dies der Vater des Freundes Gentz' sein. [2]) Cölestine Schwinck, die spätere Braut Gentz'; G. schreibt den Namen: Schwink.

zugleich auszuhalten. Ich hätte ihn nicht. Morgen wenigstens noch nicht. Dafür bin ich mir aber auch recht gut bewußt, daß ich einer der schwächsten Sterblichen bin. – Mich Ihrer gütigen Freundschaft empfehlend wünsche ich Ihnen viel Vergnügen im Gerlachschen Konzert. Ich werde es auf dem Ball suchen – und nicht finden. Gentze.[1])

(Diesem Briefe liegt ein Sprachfehlerverzeichnis bei, das sich auf einen Brief Elisabeths bezieht. Nach Aufzählung der Sprachfehler fügt Gentz das Folgende hinzu.)

Glücklicher Sterblicher! wenn deine guten und liebenswürdigen Eigenschaften die Fehler, die du in deinem Leben begehen wirst, immer ebenso bedecken, als das Edle und Vortreffliche deiner Gesinnungen, und der Reiz deiner seelenvollen Ausdrücke, selbst vor meinem in diesem Fache so scharfen und kritischen Auge, diese Sprachfehler verhüllte. Erst als ich den ganzen Brief zum drittenmale las, sah ich, dem sonst die Flecken dieser Art auf den ersten flüchtigen Blick nicht entwischen können, daß dieser meisterhafte Brief acht Sprachfehler enthalte. Zweimal hatte ich ihn verschlungen, ehe ich einen andern als den vierten bemerkte, weil der – ich weiß nicht recht woher – mir der auffallendste ist. G.

2.

(Königsberg,) den 14. Februar 1785.

Mamsell Schwink hat mir gerade nicht gesagt, daß sie allein bei Ihnen sein wollte; ich weiß bloß, daß sie mir beim Weggehen sagte: „Machen Sie doch, daß wir morgen da sein können, und Sie kommen doch dann auch?" Sie können also insofern getrost Dengels[2]) bitten lassen, ich will auch l. N. mitbringen. Aber – ach! was war das für ein Aber! Was meinen Sie wohl, wie sich diese Gesellschaft zusammen divertieren wird? Werden Sie es auch vertragen, mit Ruhe und Gleichmütigkeit ansehen können, wenn l. N. seine erste persönliche Bewerbung bei Cölestinen anbringen wird? Und das wird denn doch wahrscheinlicherweise geschehen! Heute geschehen! — Sonst habe ich keine Einwendungen dagegen. Die Schwinken muß ihn doch jetzt einmal sprechen, und was liegt daran, ob das heute oder morgen oder in acht Tagen geschieht; vielleicht wird es dem guten Mädchen selbst leichter,

[1]) So schreibt sich Gentz damals noch. Man wird wohl in der französischen Kolonie Berlins, in der Gentz aufgewachsen war, den Namen so geschrieben haben.
[2]) Karl Gottlieb Dengel war 1788 Münzkassierer in Königsberg.

es in der Gegenwart ihrer besten Freunde zu tun. Wenn Sie also nicht für sich selbst Skrupel haben, so dächte ich, Sie richteten es so ein, wie Sie mir geschrieben haben.

Mut! Mut! – das sei unsre Losung! O! ich brauche ihn, wie Sie, vielleicht noch mehr. Ich bin nahe, sehr nahe dem Versinken. Ich habe seit acht Tagen viel getan. Aber nun bin ich auch müde, müde bis zum Sterben. Doch – wir wollen heute Abend vergnügt sein, und alle Melancholie fortschicken. Nicht wahr? – Dengel wird mir heute – in gutem Verstande – furchtbar sein. Doch die Beruhigung, gut gehandelt zu haben, sichert uns gegen alles, und – es wird sich am Ende alles finden. – Es ist schönes Wetter, ich werde Sie heute sprechen, ich werde Cölestinen heute sprechen; ich bin gesund. Mein Gott! und ich sollte noch mißvergnügt sein? Nein! Ich will dem gottlosen Gram entsagen, und es für kein Unglück halten, ein Mensch zu sein; wer es dafür hält, wird nie ein Gott werden. Gentze.

3.

(Undatiert. Etwa Februar 1785.)[1]

Ich wollte das Vergnügen haben, Ihnen diese Charaktere selbst vorzulesen; aber der Spaziergang mit den beiden Tieren hat mich zu lange aufgehalten; indessen wollte ich Ihnen, beste Frau Regierungsrätin, doch in Ihrem Witwenstande gern oft Unterhaltung verschaffen, und daher schicke ich sie Ihnen, um sich heute abend, oder morgen früh damit zu divertieren. Untersuchen Sie nicht, wer sie gemacht hat; genung, wenn Sie einiges darin getroffen finden. Die Veranlassung, die sie hervorbrachte, werde ich Ihnen selbst erzählen. Möchte die Kleinigkeit doch etwas zur Unterhaltung und Beruhigung Ihrer Seele beitragen. Es ist manchmal die einzige Glückseligkeit, die uns übrig bleibt, daß wir uns mit andern vergleichen. Gentze.

4.

(Königsberg,) den 10. März 1785.

Meinem Vorsatz und Versprechen gemäß ist mein erster Gedanke beim heutigen Erwachen, an Sie, liebe, beste Frau Regierungsrätin, gerichtet gewesen; und daher will ich mir auch gleich das Ver-

---

[1]) Datierung nach der Bemerkung „Ihrem Witwenstande", die sich auf die im folgenden Brief erwähnte Abwesenheit Grauns von Königsberg bezieht.

gnügen machen, Ihnen nach herzlicher Anerwünschung eines guten Morgens das Resultat meiner gestrigen Advokatur zu übersenden. — Ich hoffe, daß ich Mad. Dengel völlig von dem überzeugt habe, was sie meiner Absicht und Ihrem Wunsche zufolge glauben sollte. Über eine Stunde habe ich von der unglücklichen Geschichte gesprochen. Dengel, der aber gestern ganz besonders eigensinnig war, hat noch einige Skrupel, die ich darum nicht widerlegen konnte, weil er gut fand, sie für sich zu behalten. Alle die Gründe, von Ihrer ersten Abneigung, von Ihrer jetzigen Unzufriedenheit, von Fahrenheits [1]) Besuch, vom Porzellain, alles das habe ich angeführt, und ob ich Ihre Partie gut und tapfer verfochten habe, das wird Ihnen Mad. Dengel am besten sagen können. — Die angenehmste Nachricht, die ich Ihnen jetzt auftischen kann, ist die, daß Sie heute vormittage, um welche Zeit Sie wollen, zu Dengels gehen und die Dengeln sprechen können. Sie ist bis Mittag zu Hause, und wird Sie erwarten. — Gestern kam unter andern zwischen mir und Dengel eine sonderbare Betrachtung aufs Tapet; es ward erzählt, daß heute bei Fahrenheit ein großes Diner wäre; und da entstand denn — aber bloß unter uns beiden — die Frage, wie es denn wohl käme, daß Fahrenheit, der, um Sie nur auf dem Ball zu sehen, sich so viel Mühe gäbe, Sie nicht zu sich bitten ließe, und Sie überhaupt während der ganzen Abwesenheit Ihres Mannes nicht gebeten hätte? Die Erklärung fiel denn ziemlich dahin aus, daß dem Kriegsrat vermutlich an Ihrer Gesellschaft noch unendlich viel mehr gelegen sein müsse als der Frau Kriegsrätin. Neuer Wink allenfalls in der dornichten Untersuchung, die Ihnen heute noch das Herz beklemmen wird: Gehst du, wo M et P et S et K et G et – et – deiner warten? oder sitzest du in der ruhigen Hinterstube, wo du statt der Anglaisen und Quadrillen nur die Musik von Ferdinand [2]) und Georgchen [3]) hörst, statt der adligen Damen nur die liebe, vortreffliche Dengeln siehst, und statt aller jener ets

[1]) Wohl Joh. Friedr. Wilh. von Fahrenheid (1747—1834), Sohn einer Königsberger Patrizierfamilie, 1774—1792 Kriegsrat in Königsberg, 1786 geadelt, seit 1792 landwirtschaftlich tätig. [2]) Ferdinand Graun, der Sohn Elisabeths aus ihrer Ehe mit Graun. Er trat später in den preußischen Justizdienst. Vgl. Hedwig von Olfers geb. von Staegemann 1795–1815. I, S. 31. Die Tochter Elisabeths aus erster Ehe, Antoinette, später verehelicht mit dem Freiherrn Schmysing gen. von Korff, blieb ebenso wie Ferdinand Graun auch nach der zweiten Ehe Elisabeths eng mit der Mutter verbunden. Ebenda S. 31 u. 35. [3]) Vielleicht der Sohn Georg Gotthilfs Schwinck, des Bruders der Cölestine.

mit Dengel, le Nobel und Gentze zufrieden sein mußt? — Doch — diesmal wird denn wohl die Höflichkeit alles andre unterdrücken müssen. — Wenn Sie Zeit, Ruhe, Gelegenheit und vor allen Dingen Lust haben, mir nur einige Zeilen zu antworten, so melden Sie mir doch gütigst, um welche Zeit Sie zu Dengels gehen wollten, und ob ich heute das Vergnügen, Sie zu sprechen, oder Ihnen meinen Besuch abzustatten, erwarten darf. Münzmeisters[1]) haben für heute absagen lassen. Auch von diesem Gange sind Sie also auf heute dispensiert, und ich stehe nunmehr den ganzen Tag zu ihren Befehlen. — Befehlen Sie nicht bald etwas? O befehlen Sie doch! — Wenn ich eine Frau hätte, wollte ich sagen, sie legte sich Ihnen zu Füßen (das soll sie gewiß einst, und wäre sie des Mogols Tochter) so aber kann ich weiter keine Empfehlung machen als von Ihrem gehorsamsten Diener und aufrichtigsten Freunde Gentze.

5.

(Königsberg,) den 31. März 1785.

Ich habe gestern bei Ihnen den Brief von Le Noble, den mir meine liebe Schwinken geschickt hatte, den ich Ihnen auch selbst zum Lesen gegeben habe, liegen lassen; wenigstens kann ich ihn weder in meiner Brieftasche, noch sonst irgendwo finden. Seien Sie doch so gütig, und suchen Sie recht sorgfältig danach; denn mir ist bloß darum so viel daran gelegen, weil sie mir ausdrücklich schreibt: „Nicht zum süßen Andenken, sondern zur Warnung für die Zukunft will ich diesen allerliebsten Brief, über den ich mich jetzt nicht ärgre, sondern schäme, aufheben, vergessen Sie also nicht, mir ihn zurückzugeben." — Das ganze Billet, was sie mir gestern geschrieben hat, behalte ich mir vor, Ihnen vorzulesen; es ist mir in mehr als einer Rücksicht äußerst wichtig und merkwürdig; wenn Le Noble es lesen sollte, er würde freilich nicht so zufrieden damit sein, als ich es bin; aber ob er es auch jetzt noch fühlen würde, wenn Cölestine — das Wort will ich nicht ausschreiben, noch friert es zu stark. — Daß ich über alle meine Wünsche, über alle meine kühnste Hoffnungen glücklich bin, nichts mehr begehren, nichts mehr wünschen kann als Dauer dieser seligen Situation, das könnten Sie, wenn Sie es

---

[1]) Münzmeister in Königsberg war 1784—1788 Joh. Julius Gösche oder Göschen, der in der Kgl. Münze wohnte. Er war seit 1760 verheiratet mit Marie Charlotte Schwinck, Tochter des Negozianten Georg Friedrich Schwinck. Vgl. S. 12.

noch nicht so ganz wüßten und fühlten, aus Cölestinens gestrigen Billet lernen und sehen. — Daß ich Ihnen Glück und Zufriedenheit ebenso herzlich wünsche, und alles, was in meinen Kräften steht, zur Erreichung dieses Zwecks beitragen würde, das wissen Sie eben so gut; und es gehört mit in die große Harmonie meiner Glückseligkeiten, daß Sie es wissen.

Gentze.

6.

(Königsberg, undatiert, etwa Ende März 1785.)[1]

Um mich dafür, daß Sie mir gestern den Brief, den Sie erhalten hatten, nicht zeigen wollten, recht großmütig zu rächen, schicke ich Ihnen hier ohne weitres Bedenken einen Brief von meinem Vater, den ich diesen Augenblick erhalten habe, weil er manches enthält, was Sie interessieren wird. — Das Schlechteste, was darin steht, ist der Reisetermin, der es denn wohl dahin bringen wird, daß ich nicht mehr länger als vier Wochen das Vergnügen Ihres nähern Umgangs genießen werde, den mir das dumme Schicksal gerade jetzt so äußerst angenehm machen mußte, um ja bei meiner Trennung von Königsberg mir keine Bitterkeit ungeschmeckt zu lassen. — Aber die Menschen sind wie die Kinder; wenn sie zuerst zusammenkommen, geht das eine in einen Winkel, das andre in einen andern, schielen sich von der Seite an, trauen sich nicht, fürchten sich vor einander, bis es so gegen 8 Uhr abends kömmt; alsdann kriechen sie nach und nach zusammen, fangen an zu spielen, und wenn es bis zum Gastmahl oder bis zur kleinen Hochzeit gekommen ist, dann ruft Mama: Dorchen, Fritzchen, wir gehen. — Sie stehen da, sehen sich an — und weinen. Ich finde diese Vergleichung so außerordentlich richtig — so passend — daß — ich selbst darüber anfange zu weinen. Und darum sei es genung.

Gentze.

7.

(Königsberg,) den 10. April 1785.

Teure, verehrungswürdige Freundin!

Das denke ich nicht mehr Ihnen beteuern und beweisen zu dürfen, daß wenige Menschen in der Welt, an dem, was Sie und Ihr Schicksal betrifft, einen aufrichtigern und herzlichern Anteil nehmen können als ich. Sie wissen längst, wie ich gegen Sie denke, wissen

[1]) Datierung nach der Bemerkung Gentz' über seine Abreise von Königsberg.

längst, daß Ihre Freundschaft eins der liebsten und kostbarsten Güter ist, womit ich in dieser Welt prahlen kann, und daß ich nun schon seit geraumer Zeit Sie für meine erste und würdigste Freundin — ich möchte fast sagen für meine einzige — nicht nur in Königsberg, sondern auf der Erde überhaupt halte. Denn ich habe nur eine Geliebte[1]), nur eine Mutter, nur einen Freund, und — wohl mir, daß Sie mir das erlauben zu sagen — nun auch nur eine Freundin. Gottlob, daß es eine solche ist, an der ich für mein ganzes Leben genug habe! —

Sie sind heute 24 Jahre alt; und ich fühle, daß Ihr Geburtstag kein gleichgültiger Tag für mich ist; ich habe kaum fünf Feiertage im Jahre — denn Ostern und Pfingsten kann ich immer nicht recht behalten — der heutige glänzt unter diesen festlichen Tagen; ich freue mich, daß der Tag, der Sie in die Welt brachte, mir nicht unbekannt geblieben ist, freue mich über den Gedanken, daß man eifriger, wärmer, herzlicher, als ich Ihnen den vollsten reichsten Segen des Himmels und alles Glück der Erde wünsche, ohnmöglich an diesem Tage für Sie bitten oder wünschen kann.

Aber was soll ich Ihnen denn eigentlich wünschen? Ich könnte bei jeder andern Person leicht antworten: Alles, was Sie sich selbst wünschen, bei Ihnen, meine teure Freundin, geht es nicht an. Und warum nicht? — weil ich auf die Frage, was Sie selbst sich wünschen mögen, keine andre Antwort geben könnte als, ich weiß es nicht, und sie weiß es vielleicht selbst nicht. — Und in der Tat, wissen Sie wohl, was Sie eigentlich noch in der Welt verlangen? Ich glaube, Sie würden um ein gut Teil ruhiger sein, wenn Sie sich das bestimmt sagen können. Kommen Sie, beste Frau, lassen Sie uns die Quellen menschlicher Glückseligkeit und menschlichen Elends entdecken, und sehen, was uns wohl auf Erden noch beschieden sein kann.

Es gibt offenbar zwei ganz verschiedne Seiten, das menschliche Leben zu betrachten, die sich deutlich genung absondern und angeben lassen. Die eine zeigt uns, wie es unsern Neigungen, unsern Wünschen, und wir können oft dreist hinzusetzen, unserm Bestreben und unserm Wohlverhalten nach gehen *sollte*; die andre, wie es nach dem Laufe der Natur wirklich *geht*. Die Menschen, bei denen diese beiden Linien,

---

[1]) Inzwischen muß Gentz' Verehrung für Cölestine Schwinck zur Aussprache und zum Verlöbnis gediehen sein.

die fast immer meilenweit voneinander, obgleich beständig nebeneinander fortlaufen, oft zusammentreffen, nennen wir glückliche Menschen. Und es ist Ihnen gewiß so klar als es mir ist, daß es ohnmöglich mehr als zweierlei Arten und Wege zum Glück gibt, entweder, wir müssen unsre Neigungen und Wünsche erfüllt sehen, das ist, der Lauf der Natur muß sich nach unserm Interesse richten, oder, wir müssen es dahin bringen, daß wir unsre Neigungen dem Lauf der Natur unterwerfen, und alles das, was geschieht, als gut und nötig annehmen, genießen und bewundern. Kein Moralist kann zwischen diesen beiden Wegen einen dritten ausfindig machen.

Der erste Weg — ach! meine Freundin! — Sie wissen, was wir von ihm zu halten haben. Sie wissen, wie selten es geschieht, daß die Begebenheiten unsres Lebens, und ihr Zusammenhang, den wir Schicksal nennen, so geordnet wären, wie wir es wünschen und wollen — Das Glück, was ich erfahren habe, ist ein seltnes, ungewöhnliches Glück; Tausende verschmachten in den Qualen einer unglücklichen Liebe, ehe das Schicksal einem so zu Hülfe kömmt, wie es mir geholfen hat. Und: was wir denn auf diesem Wege zu unserem Glück tun können? Nichts, nichts, meine Beste, das wissen Sie. Der Mensch hat keine oder doch nur eine sehr eingeschränkte Gewalt über die Umstände; von der Wiege an hängen wir von den Launen und Fehlern unsrer Ammen, unsrer Eltern, unsrer Lehrer, unsrer Ehegatten, unsrer Kinder ab, die alle auf unser Schicksal würken, es bestimmen, ohne daß wir entgegen arbeiten können, uns in Regeln zwingen, die wir gern überschritten, uns Lebensarten vorschreiben, die uns verhaßt sind, uns Fehler und selbst Laster beibringen, die unsrer Natur sonst nicht anhängen würden, uns unsre Neigungen verwünschen, unsre schönsten Plane zerreißen und — unsre liebsten Wünsche ins Grab werfen heißen.

Es ist also ausgemacht, daß dieser Weg zum Glück, so sanft und leicht er auch für die ist, die das Schicksal begünstigt, doch nicht der allgemeinste, oder, um genauer zu reden, der sicherste ist; denn Sie werden mir zugestehen, daß es nur ein einziges gibt, was wir auf diesem Wege zu unserm Glück tun können, und das ist: Abwarten. Aber was ist trostloser und niederschlagender als das? Ja! wenn wir nicht sähen, daß Tausende vergeblich warten, daß der bittre harte Tod fast alle übereilt, ehe sie ihre Wünsche erfüllt sehen, daß — ach! meine Beste, füllen Sie dies letzte, daß, aus, womit Sie wollen, allenfalls mit — Un-

möglichkeit, mit unübersteiglichen Hindernissen, mit dem — was oft Ihr armes, weiches Herz drückt, und die stille Träne ins Auge preßt, die ich oft in unsern einsamen Unterredungen darin glänzen sah! —

Also bleibt uns noch unser zweiter Weg übrig, nämlich, die Neigungen und Wünsche dem Lauf der Welt zu subordinieren, zu sagen: Willst du mir folgen, mein Schicksal? — du willst nicht? — Wohlan! dein Wille soll geschehen. Ob wir hier weiter kommen werden, als auf dem ersten Wege? — Ja, ja, meine Teuerste, das werden, das müssen wir, so lange wir glauben, daß die Tugend kein Possenspiel und keine Chimäre leerer Köpfe sei. Der Mensch kann selten oder nie die Umstände ändern; was bleibt übrig? — Er kann sich selbst ändern. Er kann durch Aufmerksamkeit auf sich selbst und durch ernsthaftes und tätiges Bestreben seine übertriebne Neigungen dämpfen, das pochende, von Leidenschaften volle Herz besänftigen; kann durch Übung und Ausdauern, die Beschwerlichkeiten des Lebens erdulden, die Lasten, die seine Nebenmenschen, seine Freunde, seine Brüder auf ihn wälzen, ertragen, und sich in die traurige Notwendigkeit gelassen ergeben lernen, daß wir oft zu gleicher Zeit unsre kostbarsten Wünsche unerfüllt, und das, was uns zuwider ist, was unsern innersten Neigungen, unsrer Denkungsart, unserm Charakter entgegen ist, uns aufgebürdet sehen. Kurz: durch Tugend kann er, obgleich langsamer und schwerer, aber wahrlich viel sichrer, eben dahin kommen, wohin unter Tausenden einer durch Umstände und Glück geführt wird.

Für Sie, meine werte Freundin, ist es mit den Hoffnungen auf günstige Fügungen der Umstände zu einem neuen, glücklichen Leben, wie Sie es sich vielleicht malen möchten, so gut, als vorbei. Es ist hart, daß ich das so uneingeschränkt sage; aber dieselbige Freundschaft, die mich in den Falten Ihres Herzens jene geheimen Wünsche lesen ließ, berechtigt mich auch Ihnen zu sagen, was Sie ohnedies längst wissen, daß sie[1]) eitel sind. Ihnen bleibt also, um zur Glückseligkeit, die doch Ihr Herz wahrhaftig verdient, zu gelangen, kein andrer Weg mehr übrig, als der Entschluß, sich selbst glücklich zu machen. Können wir das Kleinod, wonach wir in der Welt ringen, nicht erstreben, so laßt uns in uns selbst ein andres suchen; Ruhe, Ruhe und Frieden in der Seele, ist das nicht das köstlichste Kleinod, das uns beschert sein kann?

[1]) Schlesier druckte hier sinnstörend: daß Sie eitel sind.

Können wir den Sturm, der über uns tobt, nicht besänftigen, o! so laßt uns unsre Hütte zumachen, fest verschließen, und in dem verborgensten Kämmerchen, am ruhigen Kamine gelassen mit ansehen, wie er gern die Erde zertrümmern möchte! –

Sie, meine liebe Graunin, haben zur Glückseligkeit, die man auf diesem edeln, glorreichen Wege, auf dem Pfade der Tugend erlangt, einen herrlichen Grund in sich; Ihre sanfte fühlbare Seele müßte Sie unausbleiblich glücklich machen, wenn Sie es immer dahin bringen könnten, daß sie mit Ihrem hellen und ruhigen Kopfe in Harmonie stünde. Dadurch, daß Sie stärker empfinden als hundert andre Menschen, sind Ihnen so viel andre unbekannte Freudenquellen geöffnet, dadurch, daß Sie nachdenken können über Menschen und Begebenheiten, sind Sie schon so sehr von tausend andern unterschieden, daß es nur auf einen herzhaften Entschluß ankäme, um Ruhe und Glückseligkeit zu erlangen.

Ich weiß recht gut, daß es leicht ist, so zu predigen; weiß recht gut, daß Sie mir gegen alle diese Vorschläge hundert Schwierigkeiten und Hindernisse setzen können; aber ich weiß auch ebensogut, daß die Grundsätze zu einem festen Gebäude von Glückseligkeit, die ich Ihnen hier angegeben habe, durch nichts in der Welt umgestoßen werden können; es sind die unwandelbaren Grundpfeiler der Tugend; nur der, der an der Tugend selbst zweifelt, kann daran scheitern; wen aber Zweifel an der Tugend selbst beunruhigen, für den ist schlechterdings alle reelle Glückseligkeit verloren und verschwunden. Denken Sie sich den großen Gedanken: Wenn Sie in Zeit von einem Jahre es bloß durch innre Kraft und Anstrengung dahin brächten, daß Sie Ihren Mann mit seinen Fehlern, die er, wie alle andre Menschen, hat, nicht nur immer gern ertragen, sondern auch lieben könnten, daß le Noble Ihnen ein Ihrer Freundschaft und Achtung sehr würdiger, aber in Ansehung Ihres Herzens und der Liebe ganz gleichgültiger Mensch würde, daß Sie jeden Augenblick, den Sie jetzt auf unnütze Wünsche verwenden, für die Zukunft lieber gebrauchten, um sich das Leben gegenwärtig zu versüßen; kurz, daß Sie durch Bemühung und Tugend zu demselbigen Grade von Glückseligkeit gelangten, zu dem mich in dieser Zeit mein günstiges Schicksal führt, und daß wir, die wir so freundschaftlich und brüderlich unser Unglück zusammen getragen haben, dann uns am Ziele, worauf uns unsre verschiednen Wege führten, in dem Hafen der Glückseligkeit wieder zusammen träfen — denken Sie sich

diesen schönen Gedanken, und fühlen Sie mit mir, was uns beiden im Grunde unser Verstand tausendmal gesagt hat, daß es doch wahrlich der Mühe wert ist, weise zu sein.

Bleiben Sie meine Freundin; ich verlöre zu viel, wenn ich auch jemals nur einen kleinen Teil Ihrer Freundschaft verlöre, obgleich die große unverkennbare Harmonie unsrer Seelen mich ziemlich dagegen sichert. Bedenken Sie immer, daß ich ein Mensch bin, der sich ebenso gut über jeden Fortschritt, den Sie auf dem Wege zum Ziele, was Sie wünschen, machen, herzlich freuen, als über jedes Hindernis, über jeden Irrweg, worauf die Gewalt der Umstände oder Ihr zu fühlbares Herz Sie führt, herzlich um Sie trauern kann, daß man Sie nicht genauer kennen, und also — (das werden Sie doch wohl für keine Schmeichelei ansehen? Wie geriete die hieher?) — auch schwerlich mehr lieben kann, als ich Sie liebe.

Die Korrespondenz, die Sie mir versprochen haben, wird eins meiner liebsten und interessantesten Geschäfte in Berlin sein, und ich werde mich gewiß herzlich freuen, wenn Sie mir, so oft Sie Lust und Trieb dazu fühlen, die Lage Ihrer Seele schildern und an Ihrer Situation mich teilnehmen lassen, da mich weniger Menschen Schicksal so sehr interessieren kann, als das Ihrige.

Beschleunigen Sie den Zeitpunkt, der Ihnen Ruhe und Zufriedenheit schenkt, damit Sie ihn noch in den glücklichen Jahren genießen können, wo alle unsre Kräfte leicht und frei würken, wo die Welt noch schön für uns ist, wo die Rosen noch frisch um uns her blühen. In diesen Jahren weise sein, das ist wahre Weisheit. Möchte doch jeder Ihrer künftigen Geburtstage Sie immer um ein gut Teil glücklicher finden, und jedes Jahr Ihres Lebens mit dem Genuß dieser immer zunehmenden Glückseligkeit bezeichnet sein. Denken Sie dann in jeder frohen Stunde sowie in den trüben, die Ihnen noch begegnen werden, an Ihren aufrichtigsten und teilnehmendsten Freund Gentze.

8.

Berlin, den 6. Mai 1785.

Beste, verehrungswürdigste Freundin!

Ich bin endlich an dem Punkt, wo ich imstande bin, Ihnen zu schreiben; möchten Sie doch, wenn Sie bisher an mich gedacht, mich vielleicht oft getadelt und in allerlei Verdacht gehabt haben, das immer bedacht

haben, daß ich an Sie nicht so etwa kurz vor dem Abgange der Post oder in einer von andern Verwirrungen halbgestohlnen Stunde schreiben kann, sondern daß ich dazu durchaus Ruhe und Geistesstille nötig hatte, die man doch wahrlich in den ersten acht Tagen des Aufenthalts in Berlin, nachdem man zwei Jahre nicht darin gewesen ist, nicht zu vermuten hat! Ich habe sie jetzt in einer stillen, heitern, frühen Morgenstunde, und da soll mich denn auch nichts verhindern, sie mit Ihnen zu genießen.

Sie wissen und fühlen mehr als ich es Ihnen beschreiben kann, was Sie mir in Königsberg waren, meine erste, meine einzige Freundin in guten, und b ö s e n Tagen, meine erfreulichste und einzige Gesellschaft, zu einer Zeit, wo ich der Allgewalt meiner zu starken Empfindungen, ohne Ihren Umgang gewißlich untergelegen hätte, meine große Wohltäterin in Ansehung der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens. Überdem war das schon eine Kette, die mich auf ewig an Sie fesselte, daß Sie mich so gut kannten, wie schwerlich drei Menschen in der Welt mich noch kennen, daß Sie an dem Guten, was Sie in meinem Charakter fanden, Geschmack fanden, und seine Fehler übersahen oder entschuldigten, daß sich bei dieser genauern Bekanntschaft sogar verschiedne auffallende Ähnlichkeiten zwischen Ihrem Charakter und dem meinigen zeigten, die unser gegenseitiges Vertrauen auf einander immer fester gründeten, und unsre Freundschaft unzerstörbar machten. Sowohl eine Folge, als auch hernach wieder eine neue Befestigung dieser Freundschaft war es, daß Sie selbst mich zum Vertrauten Ihres Herzens machten, meinen Rat in wichtigen Verhältnissen Ihres Lebens anhörten und annahmen, und meinen Umgang vor dem Umgange mit tausend andern vorzogen. Sagen Sie mir, meine beste, vortrefflichste Graunin! wäre es möglich, daß in einem Herzen, wie Sie es mir zutrauen, nach einem so genauen, so festem Freundschaftsbunde, wie er vielleicht oder gewiß, nur höchst selten zwischen zwei jungen Leuten von verschiednem Geschlecht existiert hat, jemals Gleichgültigkeit oder Laulichkeit entstehen könnte? Kann ein Mensch, dem man nur Fähigkeit zur Freundschaft einräumt, seine beste, seine erste Freundin vergessen?

Auf der Reise, und nach der Reise, in Braunsberg, Ostrometzko, Küstrin und Berlin, an meinem Schreibpult, und in dem fatalen Wirrwarr von Visitenempfangen und Visitenabstatten, habe ich daher unablässig an Sie, meine allerteuerste Freundin, gedacht, in jedem glücklichen und in

jedem weniger glücklichen Augenblick mir vorgestellt, was ich Ihnen wohl darüber, was ich empfand, erfuhr und tat, sagen würde, wenn ich bei Ihnen wäre, was Sie mir antworten, wie Sie sich mit mir freuen, wie Sie mich ausschelten, wie Sie mich aufrichten, kurz wie Sie alles tun würden, was ich von Ihrer Freundschaft erwarten könnte. Und ohne in Königsberg zu sein, habe ich Ihnen alle Tage meinen freundschaftlichen Morgenbesuch richtig abgestattet. Ach! was haben wir für glückliche Stunden miteinander verlebt, was war das für ein Umgang, da wir uns so verstanden, daß wir kaum ausreden durften, um uns einander unsre Empfindungen und unsre geheimsten Gedanken auszudrücken! was für ein zwar mattes, aber doch sanftes und erquickendes Licht warf die Ähnlichkeit unsrer Schicksale über unser ganzes Verhältnis, und wie vereinigte uns das zu einer Zeit, da Sie mich für wert hielten, Ihre ganze Zuflucht in meiner Freundschaft zu suchen und als ich schlechterdings außer der Ihrigen keinen Trost auf Erden hatte. Das Andenken dieser Zeit, ob es gleich mit Stacheln und trüben Vorstellungen durchwebt ist, bleibt doch ewig rührend und wichtig für mein Herz, und wäre hinreichend, um meine wahrhaftige Verehrung, und die ganz ungewöhnliche Freundschaft, die ich für Sie habe, ganz unauflöslich zu machen. Aber wir haben Zeiten erlebt, die für mich glücklicher waren, und auch die haben Sie mir genießen, haben Sie mir ertragen helfen. In eben dem Auge hat die Träne der Freude über mein unaussprechliches Glück geglänzt, das vorher über mein unglückliches Schicksal geweint hatte. Wenn ich mir dann in ruhigen Stunden der Überlegung dachte, was Sie für eine Frau sind, über Ihren hohen Wert und den Zusammenfluß aller der liebenswürdigen Eigenschaften erstaunte, dann erstaunte ich zugleich über mein wirklich erstaunenswürdiges Glück, und dachte mir den Gedanken: Diese, diese Frau ist deine wahre, deine Herzensfreundin, als eines der schönsten Glieder in der großen Kette der Glückseligkeiten meines Lebens. Das wissen Sie beste, beste Freundin, das habe ich Ihnen tausendmal, das habe ich Ihnen bei jeder Unterredung gesagt. Ich fing von dem Augenblick an, da ich sah, daß ich mit Ihnen in solchem Grade harmonierte, an, mich lieber zu gewinnen; ein verzeihlicher, ein erhabner Stolz kam über mich, wenn ich so merkte, wie oft unsre Seelen sich einander näherten, wie gern Sie mich bei sich sahen, und wie unaussprechlich glücklich ich bei Ihnen war. Überdem kannten Sie alle meine kleine Schwachheiten, kannten und beförderten

alle meine große und kleine Wünsche, lasen in der Tiefe meiner Seele, und ließen mich wieder in der Ihrigen lesen. Das ist ausgemacht: die Stelle, die Sie in mir ausfüllten, wird nie, nie wieder besetzt; Sie wissen wohl, daß ich meine Cölestine viel zu sehr liebe, als daß dieser Ausspruch ihr zum Nachteil gereichen könnte. Ich bin überzeugt, daß sie mir alles, alles sein wird, das wissen Sie so gut, als sie es selbst weiß. Aber das ist ausgemacht: wenn sich Fälle in meinem Leben ereignen sollten, wo ich irgendeinen geheimen Gram weder ihr selbst, um ihr unglückliche Stunden zu ersparen, noch auch meiner Mutter mitteilen wollte, dann wird es mir an einer solchen Freundin fehlen, wie Sie waren, beste, beste Frau! – Aber fehlen? Warum sollten Sie mir fehlen? Hängt denn nicht eben der blaue Himmel noch über Ihnen, der über mir hängt? Soll eine Entfernung, eine nichtswürdige Entfernung von 80 Meilen zwei Seelen trennen, die so nahe, so nahe verwandt sind? Die Hoffnung, uns wieder zu sehen, die glückliche Hoffnung, einst in einer Stadt zu leben, ist da; und wir sollten dann nicht unsre Freundschaft so warm, so frisch erhalten haben, als sie bis jetzt geblüht hat? Geschworen sei es, wie ich es oft vor Ihnen getan habe, daß auf meiner Seite die Entfernung keine Änderung hervorbringen soll; o versichern Sie mir doch, daß ich von Ihnen dasselbige zu erwarten habe, daß Sie mir Ihre Achtung und Ihre Freundschaft, worauf ich so stolz bin, in eben dem Grade erhalten wollen, als ich sie sonst genoß, und mir immer unter den Menschen, die Sie vorzüglich lieben, einen Rang einräumen wollen, daß Sie oft an mich denken, und oft an mich schreiben wollen.

Berlin ist tot, tot für mich; Sie glauben gar nicht, liebe Graunin, wie öde es ist. Ich wäre sicher: – – Wenn nicht noch einer Mutter hilfreicher Arm mich hielt, nicht noch ein Freund die Leere füllte — trotz dem Lärm des Haufens verlassen wie ein Eremit – wie ich es damals sagte.

Mein Gott! Was fehlt mir hier alles! Cölestine und Sie. Das ist es. Das schließt alles in sich. Das macht Berlin so gleichgültig, so schal, so abschmeckigt, ob ich gleich wohl einsehe, daß es noch Salz genung hätte, wenn man mir nur die Speise zubereiten könnte. Daß ich die Schwinken in dem Grade liebe, wie ich sie wirklich liebe, habe ich – sollten Sie es glauben? – wahrlich erst hier erfahren; denn alle Mädchens, die schöne, ausnehmend schöne Mamsell Junge, und die

kluge, gelehrte Mamsell Beguelin[1]), und die allgemein beliebte talentvolle Mamsell Raehmeln, miteingeschlossen, sind mir — wie Putzstöcke, — Gott und die lieben Mädchens mögen mir den Ausdruck verzeihen! — Was mich noch an Berlin freut, ist, daß man von Ihnen, meine Beste, so gut, so vorteilhaft denkt und spricht, nicht nur meine Eltern, die außerordentlich von Ihnen eingenommen sind, sondern auch eine große Menge andrer Leute, selbst Ihre Frau Schwiegermutter, spricht von Ihnen in den Ausdrücken die ich billige, wenn man von Ihnen spricht. Das weiß der Himmel, daß man mir immer meine Honigbissen gibt, wenn man Sie lobt. Ich erkenne mich alsdann selbst in andern und wer sieht sich nicht gern im Spiegel?

Wie steht es um Ihr Herz? Ich denke unzählige Male, was mag die liebe, liebe Frau machen? wie mag sie mit ihrem Manne und wie mit Le Noble stehen? — Schreiben Sie mir doch recht bald und lassen Sie sich hübsch über diesen Gegenstand aus, das wird unsrer Korrespondenz Stoff und Leben geben. Denn von Berlin aus kann ich Ihnen gar nichts schreiben, was Sie interessieren könnte, außer daß ich in jedem Briefe eine kleine Schilderung meiner Lage vorausschicke, die aber auch vermutlich, mit einem andern Titel wird beehrt werden können, nämlich: Klagelied über Langweile und Sehnsucht. Trösten Sie mich durch Briefe, durch lange Briefe; schreiben Sie mir, was Sie wollen; was aus Königsberg kömmt, ist mir interessant; schreiben Sie mir von meinem Mädchen — wenn Sie nichts Neues von ihr wissen, so erzählen sie mir was Altes, erzählen Sie mir, wie ich mich oft bei Ihnen über meine Glückseligkeit gefreut, wie ich mit ihr bei der Mama am Fenster und auf dem Sopha gesessen hätte. Sagen Sie mir — zeigen diese Forderungen Ihnen nicht ganz deutlich, daß ich noch eben derselbige — bin?

Aber im Ernst: Nehmen Sie sich meiner Liebe an, meine große, große Wohltäterin, meine einzige, unschätzbare Freundin meiner herrlichsten Jugendjahre! So oft Sie das über alles geliebte Mädchen sprechen, so demonstrieren Sie ihr doch, wie groß, wie ernstlich, wie geprüft, wie voll und rein meine Liebe zu ihr ist; und schreiben Sie mir jeden guten Gedanken, jedes vorteilhafte Wort, was sie von mir gesagt hat, damit ich meine Seele daran labe in dieser Wüste. Denn

[1]) Wohl die spätere Frau von Phull. Vgl. Gentz-Garve 18. September 1790.

ich mag gehen, in welche Region dieser prächtigen Stadt ich will, so bin ich immer gleich dem Manne, der von Dan bis Berseba reiste und ausrief: Es ist alles öde.

Ich habe heute einen Brief von meinem Bruder[1]) bekommen, der mir unter andern Neuigkeiten schreibt, daß er am vorigen Mittwoch mit Ihnen nach dem Sprint gegangen, Sie aber äußerst mürrisch und verdrießlich gefunden hätte. Geben Sie mir doch die erste Probe Ihrer fortdauernden Freundschaft dadurch, daß Sie mir die Ursache dieser grämlichen Stimmung gestehen. Sein Sie mit Ihrem Kummer nicht geiziger gegen mich, als Sie es mit Ihrer Freundschaft gewesen sind. Ich will alles mit Ihnen teilen, wenn Sie nur meine Freundin bleiben wollen.

Schreiben Sie mir bald, beste, vortreffliche Freundin, ich schmachte nach einem Brief von Ihnen, um nur die glückliche Überzeugung zu haben, daß Sie noch ebenso denken, ebenso gegen mich gesinnt sind, wie Sie es ehemals waren. Ich glaube nicht, daß Sie diesen Brief außer Ihren Geschwistern irgend jemanden zeigen werden, darum schicke ich ihn auch durch le Noble an Sie. Wenn Sie ihn Ihrer Schwester zeigen, oder wenn Sie überhaupt sagen, daß ich Ihnen geschrieben habe, so empfehlen Sie mich doch tausendmal Ihrer vortrefflichen, unschätzbaren Mutter, die mir so unzählige Male Freundschaftsdienste erzeigt, so viele tausend glückliche Stunden verschafft hat. Ich werde sowohl an Sie,[2]) als an Ihre Geschwister[3]) nächstens schreiben. Daß ich es noch nicht getan habe, ist Gott weiß es, nicht meine Schuld gewesen. Wo ich aus dieser herrlichen, liebenswürdigen Familie einen vergäße, so müßte meine Zunge meinen Namen vergessen. Das sagen Sie ihnen allen von mir.

Und nun leben Sie wohl, und Glück, und Ruhe und Freude kröne und segne Ihre Lebenstage. Sie verdienen es; um mich allein haben Sie ja schon den halben Himmel verdient. Ich schließe mit der Hoffnung, recht bald von Ihnen einen Brief zu bekommen, und mit der Ver-

---

[1]) Jedenfalls Gentz' jüngster Bruder Ludwig, der dieselbe Beamtenlaufbahn einschlug, wie Friedrich, während der zweite Bruder Heinrich Gentz sich als Architekt ausbildete. [2]) Soll heißen: sie. [3]) Die Schwester Elisabeths muß die spätere Frau Kommerzienrat Georg Gotthilf Schwinck sein. Von den Brüdern Elisabeths, Karl und Fritz Fischer, starb Karl früh. Vgl. S. 122. Fritz Fischer ist der bei Hedwig von Olfers I mehrfach erwähnte Onkel Fischer, Kaufmann im Schwinckschen Handelshause.

sicherung, die Sie doch wohl für keine Schmeichelei von mir annehmen werden, daß ich unzählige Male an Sie denke. Denken Sie nur halb so oft an Ihren aufrichtigsten, wärmsten und herzlich ergebnen Freund

Gentze.

9.

(Berlin,) den 10. Juni 1785.

Verehrungswürdigste, teure Freundin!

Ich hoffe, daß es mir doch noch erlaubt ist, mich dieses schönen, schmeichelhaften Namens zu erfreuen, den ein widriges Schicksal, was über uns zu schweben scheint, mir so gern entreißen möchte, den ich aber nicht fahren ließe, als bis die vier Winde mein Herz zerrissen.

Sagen Sie mir, wie ist es möglich, daß ich noch keine Zeile von Ihnen gelesen habe, solange ich in Berlin bin, da ich doch mit jedem Posttage mich sehne nach einem Briefe von Ihnen, wie nach einem Trunk aus der süßen, klaren Freundschaftsquelle, der auch dem herzlich wohl schmeckt, der sich in dem köstlichen Weine der Liebe berauscht? – wie ist es möglich, daß ich von Ihrer lieben Schwester, von Ihrem Bruder und außer diesen genauern Freunden von manchen gleichgültigern Personen aus Königsberg Briefe habe, nur von Ihnen nicht? Eins von beiden, wenn die Schuld an Ihnen, und nicht etwa an äußerlichen Fatalitäten liegt, eins von beiden muß denn wahr sein: Entweder Sie haben mich vergessen, oder Sie bilden sich ein, daß ich Sie vergessen habe. Mein Herz weiß, daß das letzte falsch ist, und wünscht, daß das erste nicht wahr sein möchte.

Schon vor drei Wochen erfuhr ich durch einen Brief Ihres Bruders, daß ich einen Brief von Ihnen zu erwarten hätte; hier sind seine eignen Worte am Schluß des Briefs: „Mit voriger Post werden Sie wohl einen Brief der Graunin durch le Noble erhalten haben." Das frappierte mich gewaltig; ich dachte indessen, le Noble würde das Schreiben aufgeschoben, und mich also durch seine Nachlässigkeit um das Vergnügen, Ihren Brief acht Tage früher lesen zu können, gebracht haben, und erwartete mit allen folgenden Posten die Ankunft dieser beiden so gewünschten Briefe. Da sie indessen noch bis jetzt nicht angekommen sind, so bleiben mir nur zwei Fälle zur Erklärung dieser Erscheinung übrig: entweder die beiden Briefe sind verloren gegangen, oder: Sie beide, meine Lieben, haben sich noch bis jetzt zum Schreiben nicht entschließen

können. Ich habe schon an meinen Bruder deshalb geschrieben, aber ebenfalls noch keine Antwort darüber. Es wäre doch wahrlich ein recht ausgezeichnetes Unglück, wenn gerade diese beiden Briefe, an denen mir so viel, so sehr viel gelegen ist, auf der Post verloren worden wären, und auf der andern Seite wäre es doch kein sehr tröstlicher Gedanke für mich, daß Sie bis jetzt noch nicht Zeit gehabt hätten, ein paar Worte an den ehrlichsten und aufrichtigsten Freund zu schreiben, den Sie vielleicht jemals gehabt haben.

Dem sei aber wie ihm wolle, für mich, für meine Gesinnungen gegen Sie, für meine warme, unwandelbare Freundschaft ist es gleichviel, ob ich mit dem Schicksal, oder mit Ihrer Schreibscheu zu kämpfen habe. Sie können mich vergessen, oder gleichgültiger gegen mich werden; aber daß ich Sie vergesse, daß meine Freundschaft auch nur um einen Grad kälter werden sollte, als sie es bei meinem Aufenthalt in Königsberg war, dahin bringen Sie es nicht, und dahin bringt es auch keine Gewalt der Umstände, und wenn alle Postämter sich verschwören, mir keine Zeile von Ihrer Hand vor meine Augen kommen zu lassen.

Nein, meine teure, liebe Freundin! Freundschaften von der Art, wie die unsrige war, schließt man nach meinem System nicht auf halbe Jahre. Wie gern träumte ich mir in den frohen, stillen Stunden einer süßen Schwärmerei, daß dies Leben zu kurz wäre, um sie zu endigen, — und jetzt sollen sechs Wochen sie zerstören? Nicht also! Eine Freundin, wie Sie mir waren, finde ich nicht wieder im ganzen Laufe meiner Jahre, und ich sollte Sie in derselbigen Welt wissen, und für mich verloren sehen! Helfen Sie mir, retten Sie mich von diesem verhaßten Zweifel! Ich habe das Vertrauen, was ich auf die Güte des menschlichen Geschlechts überhaupt baute, mit dem Vertrauen auf die unveränderliche Vortrefflichkeit Ihres Charakters so fest zusammengehängt, daß ich wirklich Gefahr laufe, ein Misanthrop zu werden, wenn ich es jemals für möglich zu halten anfange, daß auch Sie – Sie! – dem kleinen, jämmerlichen Los der Sterblichkeit opfern, auch Sie ihren Freund vergessen sollten.

Ich habe in der Zeit meiner Abwesenheit oft, unzählige Male an Sie gedacht, oder besser, ich weiß wenige Augenblicke, wo ich es nicht getan hätte; ich hätte auch schon längst zum zweiten Male an Sie geschrieben, wenn mich nicht die falsche Hoffnung, die Ihres Bruders Brief in mir erweckte, immer betrogen hätte.

Ein Gedanke quält mich aber Ihretwegen ganz vorzüglich, ob er gleich vielleicht ganz falsch, vielleicht nur wenig wahr sein mag. Das ist der, ob nicht vielleicht Ihre Lage so unangenehm, der Umgang mit Ihrem Mann so verstimmt, und Ihre Seele so umwölkt, oder so betäubt ist, daß Sie nicht Kraft, oder nicht Lust haben, an mich zu schreiben. Wäre das der Fall, so bitte ich Sie, um unsrer ehemaligen großen, wahren, reinen Freundschaft, um Ihrer Ruhe und meiner Zufriedenheit willen, teilen Sie mir doch alles mit, was Sie härmt; sein Sie doch mit Ihrem Kummer nicht geiziger als mit Ihrer Freundschaft, und bedenken Sie doch, gegen wen Sie Ihr Herz ausschütten, wenn Sie mich, wie sonst, zum Vertrauten Ihrer Empfindungen machen.

Denken Sie sich einmal, wie das mir, der ich Sie so liebe, so verehre, wie man nur einen Menschen lieben und verehren kann, der ich Sie so gern glücklich und zufrieden wissen, und wenn ich es nur durch die höchsten Aufopferungen zuwege bringen könnte, selbst glücklich machen möchte, wie das mir ängstlich und unerträglich sein muß, daß ich nicht weiß, ob Sie vergnügt oder mißvergnügt sind, ob Sie le Noble sehen oder nicht sehen, mit ihm als mit einem Freunde, oder als mit einem Gleichgültigen, oder als mit einem unvergeßlichen Liebhaber umgehen, ruhig oder unruhig, ob Ihr Mann Ihnen erträglich begegnet, oder ob er Ihnen das Leben schwer macht, ob Sie bei Ihrer Sommerwohnung die Freuden des Landlebens genießen oder in stillen, versteckten Tränen und unglücklicher, gepreßter Sehnsucht verschmachten. Warum schreiben Sie mir das nicht? Wissen Sie denn nicht mehr, daß ich mich ebensogut mit Ihnen freuen, als mit Ihnen weinen kann?

Wären Sie auch nicht die Frau, die Sie sind, mit Ihren Fehlern, das Ideal Ihres Geschlechts, der sich jedes Frauenzimmer nähern muß, wenn sie mir gefallen will, wären Sie das auch nicht, so würde schon die sonderbare Ähnlichkeit, die eine Zeitlang über unsern Schicksalen lag, und die vielen merkwürdigen Lagen und Umstände, in denen wir uns befunden haben, mich auf ewig an Sie anschließen, und auf Ihr Schicksal ein beständiges und nie abnehmendes Interesse für mich werfen. Die Hervorbringung der Freundschaften ist selten unser Werk: auch die edelsten Seelen werden durch Umstände und Verhältnisse zuerst verbunden; aber das ist eben der Vorzug nicht gemeiner Seelen, daß Umstände und Verhältnisse sie nicht wieder trennen können.

Sie werden wissen wollen, wie's mir geht? – Gut, liebe Frau, recht gut! Und das ist wahrlich genung! Ich nähere mich beständig meinem Ziele; alle meine jetzige Beschäftigungen gehen nahe oder entfernt auf die Erreichung meines erwünschten Zwecks aus; und es ist, als wenn alles sich vereinigt hätte, um mein Glück zu befördern. Dabei bekomme ich alle Wochen einen oder zwei Briefe von meinem lieben Mädchen, habe das Vergnügen, die Personen, die mir hier in Berlin die liebsten sind, im Hause zu haben, und sehe mit ihnen einer heitern und frohen Zukunft entgegen. Kann die Unzufriedenheit selbst mehr wünschen? Auch können Sie sich von meiner ruhigen, heitern Seelenstimmung keine Vorstellung machen. Ich sehne mich freilich oft, sehr oft nach Königsberg, aber nur sehr selten wird aus dieser Sehnsucht der melancholische Drang, der die Unglücklichen, besonders den unglücklich Liebenden charakterisiert, d e n w i r b e i d e k e n n e n!

Sehr oft denke ich an alle Ihre lieben Geschwister, an Ihre gute, gute Mutter, an unsre Dengeln, an le Noble, an alle die glücklichen Stunden, die wir da zusammen genossen, überdenke mir, wie wir uns zuweilen in einsamen, drei, vier Stunden langen Unterredungen, an der Freundschaft b e r a u s c h t e n, so kühn dieses Wort auch klingt. Neulich dachte ich an den Morgen, wie Sie mir die Briefe Ihrer Mutter vorlasen, und ich im eigentlichen Verstande vor Tränen der Rührung und der heiligsten Empfindungen nicht reden konnte! Erinnern Sie sich das wohl? Uns war beiden so wohl, als wenn wir im Himmel wären. Ein andermal fiel mir die spaßhafte Szene ein, wie ich so lange an Ihrem Flor zog und zupfte, bis Sie mir endlich den Zipfel Ihrer Enveloppe in die Hand steckten, und in der allerlächerlichsten, zum Scherz angenommnen Hitze zu mir sagten: Da! da! –

Alles das ist vergänglich! sage ich, wie Werther, aber keine Ewigkeit soll das Andenken an diese Zeit auslöschen, wo ich unter den Qualen einer unglücklichen, und doch unüberwindlichen Liebe versunken wäre, und den mannigfaltigen Stürmen, die damals über meinem Haupte tobten, sicherlich untergelegen hätte, wenn ich nicht in Ihrer Freundschaft meinen Hafen, meine Zuflucht und meine Rettung gefunden hätte. Und daß aus demselbigen Munde, dessen tröstlicher Zuspruch mich vom Tode, vom physischen oder moralischen, gleichviel – rettete, auch das erste Wort, was mich ins Leben, ins neue, glückliche Leben, zurückrief, erschallen mußte. Unbegreiflich sonderbares Schicksal! Mein Glück sollte mir von

der Person angekündigt, gerade von der Person bereitet und befördert werden, der ich es unter allen am liebsten zu verdanken haben wollte.

Sehen Sie, Liebe, Beste, was das für eine Menge von Bewegungsgründen sind, um unsre Freundschaft fest und ungeschwächt zu erhalten! Sehen Sie, unter wie vielen Titeln Sie verbunden sind, mir zu schreiben, als meine Freundin, als Freundin von einer solchen Art, wie man selten, oder nie mehr als eine auf Erden findet, als meine Trösterin, als mein treuer Arzt im Unglück, als meine Wohltäterin, als meine liebenswürdige Gefährtin im Glück. Schreiben Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben und wie es Ihnen geht; ich will mich mit Ihnen freuen, wenn Sie glücklich sind, Sie herzlich bedauern, und nach meinen Kräften trösten, wenn Sie leiden, Ihnen gratulieren, wenn Sie stark, Sie aufmuntern und mit Rat unterstützen, wenn Sie schwach sind; kurz, ich will versuchen, inwiefern das, was ich gern für Sie tun möchte, dem Verhältnis meiner Kräfte nach mit dem zusammentreffen wird, was ich wirklich für Sie tun kann.

Nur noch eins, ehe ich schließe. Unter uns sind Komplimente einer gewissen Art längst verbannt. Sagen Sie mir also gerade heraus, warum hat mein Bruder so wenig Umgang mit Ihnen? Liegt die Schuld an ihm, oder an Ihnen, oder an Ihrem Manne? Sie können sich wohl vorstellen, daß er es mir geschrieben hat, und wie sehr mir das aufgefallen ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Unter allen Ursachen, die ich mir davon denken kann, wäre mir aber keine empfindlicher als die: wenn ich selbst durch irgendeinen Fehler in meinem Betragen dazu Gelegenheit gegeben hätte, d. h. wenn ich Ihren Mann durch irgend etwas beleidigt hätte. Denn für Sie bürgt mir der Ausspruch Ihres eignen Mundes: „daß Sie nie auf mich böse werden können."

Die Bitte, womit ich schließe, ist die: Lesen Sie diesen Brief doch zuweilen durch, wenn Sie lange nicht an mich geschrieben haben, und erinnern Sie sich dabei der Versprechungen, die wir einander so oft, und so feierlich wiederholt haben. Ihren Mann darf ich nicht grüßen lassen; denn der muß diesen Brief nicht sehen; aber desto herzlicher grüßen Sie mir le Noble; meine Klagen fallen auf ihn auch; ein Brief von ihm wäre mir eine so angenehme Erscheinung, daß er sich, glaube ich, den Augenblick hinsetzte und schriebe, wenn er sich das recht lebhaft denken könnte. Grüßen Sie mir Ihre lieben Geschwister tausendmal; auch meine Cölestine, wenn Sie sie sehen, und Dengels. Denken Sie, daß

mein Geist sehr oft an den Fenstern jener unvergeßlichen grünen Stube schwebt, und daß mein Körper das einzige ist, was 84 Meilen von Ihnen entfernt bleibt.

Ihr unveränderlich ergebenster Freund Gentze.

10.

Berlin, den 20. August 1785.

Liebe, werte Freundin!

Ich weiß, daß ich morgen einen Brief von Ihnen durch le Noble zu erwarten habe; indessen, warum soll ich bis morgen warten, da mein Herz mich heute auffordert, an Sie zu schreiben? — Ach! es ist so oft in der Welt der Fall, daß, wenn man einen Brief zu schreiben anfängt, man nicht weiß, womit man ihn ausfüllen wird. Hier — ist es gerade das Gegenteil! Wo soll ich anfangen und wo endigen? — Wie soll ich gegen Sie dieses Herz entledigen, das immer so voll war, wenn ich Sie in Königsberg nur 24 Stunden nicht gesehen hatte. Und jetzt! — O Himmel! Himmel!

Daß ich ein paar tüchtige Schritte zu meinem Ziele gemacht habe, daß ich jetzt Herr Geheimer Sekretär bin, ein paar hundert Taler Pension habe, mehr bald hoffe[1]), alles dies wird Ihnen Ihr Mann, an den ich mit morgender Post schreibe, notifizieren, wenn es Ihnen nicht mein Bruder seiner Schuldigkeit gemäß schon gesagt hat. Sie wissen, in welcher Rücksicht dies nur Wert für mich hat. Was es aber auch in dieser Rücksicht für Wert habe, das wissen Sie auch.

Ich habe mich seit acht Tagen viel mit Ihnen beschäftigt; hören Sie die Veranlassung und denken Sie sich dabei, daß mir jetzt schon die Tränen in die Augen treten, da ich es Ihnen erzählen will. Sie wissen, daß Schwink[2]) bei uns wohnt; als ich neulich verschiedne Bücher, die er bei sich hat, durchsah, so fand ich ein kleines in blaßrot Papier

[1]) Über die Beamtenstellung Gentz' wird der zweite Band dieser Publikation ausführlichere Auskunft geben. Vgl. auch unten S. 44ff. den Brief Gentz' an Gossow.
[2]) Mit diesem Schwinck ist jedenfalls der Bruder der Braut Gentz' identisch, an den der Brief Gentz' vom 18. Mai 87 (Nr. 24) gerichtet ist. Der Gatte der im folgenden erwähnten Gossow ist der Empfänger des Briefes Gentz' Nr. 11 Geheimer Justiz- Tribunals- und Pupillenrat, Präsident in Königsberg, Ernst Gottlieb von Gossow, verheiratet mit Marie Karoline Schwinck, geb. 1760, der Schwester von Gentz' Braut. Vgl. über ihn Rühl: Aus Stägemanns Nachlaß I, S. XVIII.

gebundnes Buch, eigentlich der Gossow zugehörig, worin viele Gedichte und prosaische Aufsätze, unter andern aber auch manches von Ihrer Hand steht. Ich fiel mit einem unbeschreiblichen Eifer über dies Buch her und besonders über die von H... F... (Ihrer damaligen Unterschrift!!!!!) unterschriebne Stücke; und nun weiß ich nicht, war es Ihre Hand, waren es die Gefühle einer süßen Vergangenheit, die Vorempfindung einer seligen Zukunft oder der sanfte Freundschaftsschauer, der mich überfiel, oder alles dies zusammen, kurz, ich bekenne Ihnen hiemit acht Tage nach dieser ersten gewaltigen Gemütsbewegung, die mir eine bis 3 Uhr schlaflose, aber doch herrliche Nacht verschaffte, noch jetzt, acht Tage nachher, bekenne ich Ihnen, daß nie eine Ode von Klopstock (das ist alles gesagt) einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat, als folgendes von Ihrer lieben Hand geschriebne Gedicht, welches ich, Sie mögen es nun auswendig können oder nicht, schlechterdings Ihnen ganz hiehersetzen muß, um das schwärmerisch schöne Gefühl in mir noch einmal zu erregen.

O Freundschaft, erstgebornes Kind,
Des liebevollsten aller Wesen,
Süß, wie die Träume vom Genesen
Dem hoffnungsvollen Kranken sind } Da dachte ich denn an den Februar und März dieses Jahrs.
O! dieses Lebens Labyrinth,
Was wär' es ohne dich! – Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt;
Stolz auf dein göttliches Geleite
Geh' ich, wohin du führest mit! –
Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verlust:
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust. } Die beiden Zeilen lasse ich nicht gelten.
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermutet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe sich verlassen hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh. —

Diese letzten drei Zeilen – ach! ich kann Ihnen diese wehmütige Schwachheit ja gestehen – lösten mich fast ganz auf. Ich hätte versinken mögen, über der ungeheuren Menge von Empfindungen und Vorstellungen, die auch einmal in mir rege wurden, über Ihr Schicksal, und mein Schicksal, über unser künftiges Leben, über die dunkle Ferne, worin dies alles noch schwimmt, über die Situation Ihres lieben, gefühlvollen Herzens,

als Sie das schrieben, und über das Bild selbst: Begegnen sich im Abendschatten, und gehen Hand in Hand zur Ruh. – Wer kann sich Abendschatten und Ruhe denken, ohne sich zugleich die Hitze des Tages, das unruhige, trübselige, schwüle Wallen am Mittag vorzustellen, wer ans glückliche Begegnen, ohne die vorhergehende, traurige Entfernung. Und sagen Sie mir: Was ist das für eine herrliche, düstre und doch tröstliche Idee, das Leben mit der kurzen Zeit zwischen Morgen und Abend zu vergleichen, und wer widersteht der tiefsten Rührung, wenn er denkt: Uns trennte das Schicksal (wie diese Trennung auch geschehe: oft ist man beieinander – und doch getrennt) früh – vielleicht bringt uns alle, alle, die wir zusammen sein möchten, bald, bald der Abendschatten zusammen – und dann gehen wir Hand in Hand zur Ruh. Ich, Sohn des Glücks – wenigstens jetzt dem lächelnden Glück im Schoß – ich fühlte das so mächtig, daß ich mich selbst – was werden Sie von mir sagen – zur Ruhe wünschte; und der Gedanke, mit meiner Cölestine, und mit meiner Graunin, und mit meinem le Noble usw. einst Hand in Hand im Abendschatten zu gehen, begeisterte mich bis zum höchsten Grade der Aufwallung, dessen meine Seele fähig ist und einige für mein ganzes Leben unvergeßliche Stunden danke ich diesem goldnen Gedicht.

Sie sehen, beste Frau, daß ich noch immer derselbe bin, der ich war: schwärmend, melancholisch und das Herz überfließend voll von Empfindung und Liebe.

— — —

Vierzehn Tage – ja! vierzehn Tage ist es her, liebe, liebe Freundin, daß ich das schrieb: und seitdem rührte ich den Brief nicht wieder an. Verdammen Sie mich nicht, ohne mich gehört zu haben! Hier sind meine Gründe:

Zur Steuer der Wahrheit und zu meiner eignen Rechtfertigung muß ich jetzt etwas sagen, wodurch ich in Gefahr komme, einem geliebten Freunde eine schmerzliche Wunde zu schlagen; doch können Sie ihm und mir den Verdruß über die schmerzhafte Empfindung ersparen, wenn Sie sich fest vornehmen, diesen Brief le Noble nicht zu zeigen, wenigstens in Ansehung der folgenden Stelle unerbittlich zu sein. Wohlan! die Geißel ist gehoben! Hören Sie: Erst heute vor acht Tagen habe ich Ihre beiden letzten Briefe bekommen, das heißt, am 13. August, zwei Briefe, wovon der eine am 13. Juni (acht Wochen vorher) und der andre am 26. Juni (volle sechs Wochen vorher) geschrieben war. Dies muß ich anzeigen:

nicht um meines Freundes Schande auszubreiten, sondern um meine Ehre zu rechtfertigen, nicht um ihn zu bestrafen, sondern um mich zu verteidigen. Er hat mich herzlich, dringend gebeten, sein Verbrechen nicht anzubringen: und ich schwöre es feierlichst: wären es nicht Ihre, nur nicht Ihre Briefe, ich hätte seiner Bitte Gehör gegeben. Hier aber kann ich es nicht. Ich habe gewartet: von Posttag, zu Posttag: „sollte die Frau, die einzige, die — sollte sie dich vergessen haben, nicht deinen Namen und dein Kleid, aber – dein Herz? – Dein Herz, was noch so voll ist, wenn es an ihr Herz denkt, was du Ihr noch in deinen Briefen so treu geschildert hast? – Sollte – so arg ward es zuletzt – sollte obige Deklamation über das Gedicht – sollte sie ihr wohl jetzt bloße Deklamation geworden sein?" — Ich gestehe Ihnen, vortreffliche Freundin, daß das nur Augenblicke waren, wo ich so dachte. Aber auch solche Augenblicke sind schwer zu ertragen, wenn sie von solchen Gegenständen schwer sind. Ihre Briefe kamen. Ich las sie – alle Zweifel schwanden; ich sah das Datum – alle Zweifel kamen wieder. – Kamen wieder? wieso? Ja, meine Teuerste, denn nun dachte ich, nun wird sie alle Argumente umkehren, nun wird sie denken: mit höchstem Recht wird sie es tun: in acht Wochen schrieb er mir nicht — er, der mir vorsagte, daß sein Glück niemals seine Freundschaft auslöschen sollte. Nun setzte ich in Ihrer Seele das Selbstgespräch fort, was ich vorher in meinem Namen angefangen hatte. Freilich hätte ich, ohne auf Ihre Briefe zu warten, längst schreiben können; aber hören Sie zwei Gründe: erstlich: wenn gleich im freundschaftlichen Briefwechsel nicht jeder Brief auf einen gegenseitigen genau folgen darf, so ist es doch gar zu sehr die Natur eines jeden Briefwechsels, daß er in Stockung gerät, wenn auf einer Seite zu lange geschwiegen wird. Zweitens: le Noble hatte mir schon vor vier Wochen geschrieben, daß er einen Brief von Ihnen für mich hätte: was war natürlicher, als daß ich ihn abwartete, ehe ich meinen schloß; denn daß ich vier Wochen würde warten müssen, dachte ich nicht, weil – mit allem Respekt für meinen lieben le Noble gesprochen – weil ich nicht vermuten durfte, daß man mit einem Briefe von **Ihnen** und – ich wage es, hinzuzusetzen – mit einem Briefe an mich so leichtsinnig-nachlässig umgeht.

Nehmen Sie dies, was ich gesagt habe, mit einem unruhigen Wirrwarr zusammen, mit der Anwesenheit Schwinks, der erst vorigen Montag von uns ging, mit so manchen davon abhängenden, unwillkürlichen und willkürlichen Zerstreuungen, so bin ich entschuldigt – wenn ich Entschuldi-

gung brauchte. Das aber nehmen Sie sich, wenn auch nur mir zu Gefallen, zur Lehre: Bestellen Sie keinen Brief an mich mehr durch le Noble. Herzlich bitte ich Sie darum, und ohne ihm zu zeigen, was ich selbst geschrieben habe, können Sie ihm recht gut sagen, daß Sie seine Nachlässigkeit aus meiner Langsamkeit im Antworten schließen könnten, daß er notwendig zufrieden sein müßte, wenn Sie ihm die Kommission abnähmen. Geben Sie sie meinem Bruder: er soll Ihre Briefe wahrhaftig abholen. Sobald Sie mir nur versprechen, daß Sie das tun wollen, will ich ihn flehentlich bitten, ihm anbefehlen, schon darum recht oft nach dem Sprint zu gehen, um mir den Genuß einer meiner reinsten, besten Vergnügungen nicht vorzuenthalten. Und wie lange werden Sie auch bei diesem kläglichen, fürchterlich-elenden Wetter noch den Sprint bewohnen? Hiemit sei die Vorrede geschlossen. Es folgt nunmehr

die Abhandlung selbst.

Teure Freundin! Nur noch den einzigen Zweifel — aber auch weiter keinen – nur den einzigen Zweifel verzeihen Sie mir noch! Werden Sie auch wohl alles Folgende mit eben der Wärme, mit eben dem herzlichen Anteil lesen, als ich es schreibe? Mein Herz ist offen bis ins Innerste, so wie es oft vor Ihnen offen gewesen ist. Ich möchte manchmal über mich selbst erstaunen, daß dieses Herz, was von großer, wahrer, inniger Liebe für ein Mädchen, die sie so ganz verdient, voll, tiefdurchdrungen ist, doch noch so viel Kraft hat, sich für eine Frau — aber freilich auch für welche! (Sehen Sie: dies für welche setzte nun gar der Verstand hinzu und wehe Ihnen, wenn Sie hier an das Wort, was ich mich hier schäme, auszusprechen, denken könnten) so ganz zu interessieren, so sehr an ihr zu hängen, als je ein Freund am andern hing; ich möchte erstaunen darüber, wenn ich nicht bedächte, durch welche sonderbare Verwicklung von Umständen und Schicksalen dieser feste Bund geknüpft wurde, wie wir, weit entfernt von aller Liebe, in Zeiten, wo uns beiden das Wort Liebe verhaßt, schwarz, gallenbitter klang, einander wert wurden, durch Gleichförmigkeit der Seele, wenn es je welche gab, durch gleiche Denkungsart – gleiche Schwäche – gleiche Tugenden, und – durch Dienste, unvergeßliche Dienste, von einem dem andern geleistet. Daß die Wage, die diese Dienste auf beiden Seiten gegeneinander wog, nicht gleich hängt, ist wenigstens meine Schuld nicht. Ich empfing aus Ihren Händen — alles! alles! Das höchste Ziel meiner ungestümsten Wünsche! Die höchste Glückseligkeit, die uns unter diesem

Monde aufgehoben ist — Sie wünschten nur Ruhe, das letzte Gut, wonach die ermüdete, von Sehnsucht, und fehlgeschlagnen Bemühungen ermattete Seele seufzt. Die wollte ich Ihnen schaffen, und Gott weiß, daß es an meinem Willen nicht lag, wenn mein Bestreben, nicht ganz so fruchtbar war, als ich wünschte. Ebenso glücklich als Sie waren, an dem Abend, da Sie mein Kleinod mir gegeben hatten, wäre ich gewesen, an dem Tage, da ich hätte sagen können: Die Ruhe meiner Graunin ist vollkommen hergestellt. Gern, gern hätte ich mir ein paar Jahre meines Lebens abschneiden lassen, um diesen Festtag zu erleben. Ich war so glücklich nicht. Indessen, nur Vorsatz und Kraftanwendung, nicht Ausgang führt den Weisen in der Beurteilung des Menschen, und den Allerweisesten in der Belohnung seiner Handlungen, und meine Furcht, daß die Wage, womit unsre gegenseitigen Dienste gewogen werden, auf Ihre Seite sinken wird, nehme ich zurück. Wer das tut, was er tun kann, hat viel getan. Engel könnten nicht mehr tun.

Ich meine also durch meine Gesinnungen gegen Sie und durch meine diesen Gesinnungen gemäße Handlungen, ein großes Recht auf Ihre Freundschaft erlangt zu haben; auch sind Sie wahrlich zur Zeit, da wir beisammen waren, nicht haushalterisch-karg gegen mich damit umgegangen, und Sie haben mir den Preis gegeben, ehe ich noch die Rechnung gemacht hatte. Ich habe nun nichts mehr zu fordern, als Dauer des Glücks, dessen Sie mich teilhaftig gemacht haben; und auch darüber versichert mich Ihr letzter Brief. So sei's denn! Ich werde jetzt nur immer so sprechen, als wenn ich das, was ich wünsche, voraussetzen dürfte, daß nämlich meine Freundschaft, mein Rat, mein Zuruf und mein Trost Ihnen eben das ist, was mir in allen nur erdenklichen Fällen Ihre Freundschaft, Ihr Rat, Ihre Unterstützung und Ihr Zuruf sein würde.

Nach Ihrem letzten Briefe zu urteilen scheint sich Ihr Verhältnis gegen le Noble wo nicht ganz geändert, doch sehr zu Ihrem Frieden gebessert zu haben. Sie können wohl denken, daß ich die vier Seiten, die denn so einer Ihrer Briefe ausmacht, mehr als einmal überlese, jedes Wort betrachte, mich über jede Wendung freue und mich durch den Wert der Seiten, und den Eindruck, den sie auf mich machen, für die Kürze des Ganzen schadlos halte. Ich sehe nun deutlich, daß der heftigste Anfall des Fiebers gleich nach der Zeit eingetreten ist, da wir uns getrennt hatten, daß Sie damals — erlauben Sie mir diesen Ausdruck, da Sie ihn vermutlich verstehen — bis zum Tode krank waren, daß Sie

diese Krise des Todeskampfs glücklich überstanden haben, und daß nunmehr Ihr Herz sich der Gesundheit nähert. Wohl Ihnen, wenn dies der wahre Gang der Sache ist! Wohl Ihnen, wenn ich mich nicht irre. Das weiß ich wohl, daß eine Frau wie Sie von so guter fester Seelenkonstitution, auch durch ein sechsjähriges Ringen mit der elendsten Seelenkrankheit nicht unterliegen wird; das wußte ich wohl, daß Sie, edle Seele, sich eher vom höchsten Punkt Ihrer Wünsche, als von der Tugend trennen würden; aber das sehe ich erst aus ihrem Briefe, daß das Übel wirklich so heftig war, daß Sie Ihre ganze Kraft aufbieten mußten. Wohl Ihnen! denn das gerade wird und muß Ihnen helfen. Eine einzige solche Probe von Selbstverleugnung hat schon bei manchem guten, aber etwas schwachen Menschen die Herrschaft über eine Leidenschaft gegründet. Je saurer der Kampf, je süßer und glorreicher der Sieg, desto fester der Entschluß, den Feind, den wir einmal von unsern Festungen abgewehrt haben, auch über die äußersten Grenzen unsrer Besitzungen hinauszutreiben.

Ihr Feind ist die Liebe: die süße Quelle unsrer höchsten Freuden — diese stolze Regentin, die nie mit einem leeren Titel und kraftlosen Szepter zufrieden ist, und den, den sie beherrscht, entweder höchst glücklich oder höchst elend macht! Es ist gewiß, daß Sie, ohne die Angriffe dieses Feindes, nicht das wonnevollste, aber es ist doch auch ausgemacht, daß Sie ein erträglicheres Leben führen würden. Freilich schmerzt es mich genug, einer Frau, zu der ich so gern sagen möchte: Hier ist köstlicher Wein, strecke deine Hand aus, trinke und berausche dich darin — der bloß zurufen zu müssen: Zieh deine Hand ab von jenem Gefäß, damit du das Flußwasser, woran du dich nun einmal begnügen mußt, nicht zum Gifttrank machst, aus dem du den Tod trinkst. Freilich möchte ich Ihnen lieber angeben können, wie Sie höchst glücklich, als raten, wie Sie nur nicht höchst elend leben sollen. Aber — „so schrieb unser aller Verhängnis, auf eherne Tafeln, der im Himmel — und schwieg."[1] Trostloser würde ich sein, ich, zu dessen vollkommner Glückseligkeit es notwendig gehört, daß Sie einst recht froh leben, trostloser würde ich sein, wenn ich dächte, daß sich das alles nicht ändern würde, und in diesem Leben noch ändern würde. „Wie? und wo?" Gut! Wenn Sie mir nächstens schreiben, dann sollen Sie zur Antwort auf diesen Brief, den

[1]) Aus Klopstocks Ode: An Giseke.

Plan erhalten, den ich mir zu Ihrer Glückseligkeit entworfen habe. Ob er auch der Ihrige jetzt ist, weiß ich nicht; daß er aber der Ihrige einst werden wird, weiß ich und hoffe es zu dem, der eins seiner besten Kinder nicht das Glück des Lebens halb genießen lassen wird.

Und weil ich denn doch einmal so weit bin, so will ich auch nichts zurückhalten, was zur Vollständigkeit dieses Briefes gehört. Ich gestehe Ihnen also aufrichtig, daß ich noch nach Empfang Ihres letzten Briefes von glaubwürdigen Personen — was? glaubwürdigen Personen — von meiner Cölestine selbst — aber der Himmel verhülle sich, indem ich das schreibe, und durch seine Dunkelheit regiere er Ihr Herz, daß ich hierüber auf keine Art verraten werde — von ihr habe ich gehört, daß le Noble wieder anfinge, Ihnen untreu zu werden, und daß man sogar bemerken wollte, daß sie die unschuldige Veranlassung dazu sei. Verflucht sei meine Feder, wo ich das aus Verleumdung, aus Neckerei, aus Lust, le N. zu schaden, wo ich es auch nur schreibe, um sozusagen durch ein solches gewaltsames Mittel ein Übel aus Ihrem Innersten zu reißen, was ich nicht durch gelindre Arzneien vertreiben könnte. Die einzige Ursache, warum ich Ihnen dies schreibe, ist die natürliche Neugierde, um zu wissen, inwieweit es wahr sei. Und das nicht etwa aus Eifersucht — o! des lächerlichen Toren, der jetzt noch in Angst wäre, ob auch Gold nicht rostet, weil ihm vor seinen Schätzen bange ist, — nein! auch nicht, um es le Noble vorzuhalten — wer verweilt gern bei einem zu lang gezeichneten Arm seines Lieblingsgemäldes — nein! aus bloßer Freundschaft für Sie, um genau zu wissen, was diese Veränderung, wenn sie wahr ist, auf Sie für Einfluß hat, um aus der Dunkelheit in meinen Mutmaßungen über Ihre Lage, die mich jetzt umgibt, ins helle Licht zu treten, um das alles mit Sicherheit, mit einem Worte, um es von Ihnen zu erfahren. Wenn Sie diese Stelle meines Briefes aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, so tun Sie mir Unrecht, und dann würde ich es zum erstenmal in meinem Leben bereuen, gegen Sie aufrichtig gewesen zu sein.

Wahr oder nicht wahr; alles, was ich sonst, was ich vorhin sagte, bleibt wahr, le Noble mag Sie ebenso lieben, wie sonst, oder er mag untreu sein, immer wäre zu große Anhänglichkeit an ihn ebenso schädlich für Sie als völlige Trennung. Es wäre wenigstens in der jetzigen Periode Ihres Lebens ganz vergebliche Bemühung, wenn Sie sich gänzlich von le Noble losreißen wollten; auch soll es nicht sein, und wäre

höchst unbillig, den Umgang mit einem der liebenswürdigsten, klügsten, edelsten Menschen zu brechen, dessen Verlust Ihnen überall wenig (pianissimo: in Königsberg nichts) ersetzen würde, nur muß er nicht mit der Wärme fortgesetzt werden, die uns für den größten Teil der übrigen Welt kalt, und gegen Leute, wie G ...[1] tot macht. Nur noch ein Gleichnis, und ich schließe diese Materie: Es wäre töricht und grausam, jemand in einen Blumengarten zu führen, ihm den Gebrauch aller Schönheiten desselben, den Genuß jedes kostbaren Dufts zu verstatten, und gerade nur die Rose ihm zu verbieten. Wenn aber von ihren Schönheiten hingerissen das bewundernde Auge unwillkürlich die Hand nach ihr leitet, indes scharfe Dornen, die die Rose umgeben, sie zu zerfleischen drohn: wäre es gegen sich selbst gerecht, wäre es gegen andre Blumen, die doch auch aus der Fülle des großen balsamischen Reichtums der Natur ihre goldne Kelche versehen, billig, sich lieber die Hand zerreißen zu lassen, als abzugehen von dem reizenden Ort, und — seufzend vielleicht, aber doch nicht schmerzhaft verwundet, nach Veilchen und Nelken zu suchen?

Ich bin fertig, mein zweiter Bogen nähert sich dem Ende; und noch weiß ich nicht einmal, ob Ihnen die ganze Predigt gefällt. Gern aber gebe ich Ihnen Predigt und Stil preis, wenn Sie nur mein Herz und die Wahrheit nicht darin verkennen, gern erwarte ich in Ihrem nächsten Briefe Belehrung, Tadel, Widerspruch, Dank, was Sie wollen, wenn ich nur überhaupt etwas erwarten darf.

Ich überlese, was ich geschrieben habe, es ist viel und dreist. Natürlich drängt sich der Wunsch mächtig bei mir ein: Möchte es nur für Sie geschrieben sein! Und die Bitte ist von Herzen, wird also auch wohl zum Herzen gehen: Lassen Sie diesen Brief bloß unter uns bleiben! Sie machen mich unglücklich, wenn le Noble auch nur eine Zeile darin lieset. Zwar könnte er sich nicht darüber beklagen: Seine innerste Überzeugung müßte mir Recht geben, aber sein Mund würde doch nicht gern der innern Stimme folgen, und ich liebe ihn viel, viel zu sehr, um seinen Mund auch nur zu einem unangenehmen Wort zu zwingen.

Mein nächster Brief soll noch angenehmer sein als dieser; sein Hauptinhalt soll der versprochne Plan Ihres Lebens, und eine kleine Betrachtung über Ihre Zweifel an einem künftigen Leben sein. Je eher

---

[1]) Graun.

Sie mir antworten, desto eher schreibe ich wieder. Nicht der Ordnung halber! bewahre Gott! aber weil man doch auch, um einem Engel zu dienen, Aufmunterung braucht. Brauchen wir doch Aufmunterung genung, um – Engel zu werden.

Ihnen meine Angelegenheiten, mein Andenken, mein süßes Mädchen zu empfehlen, von der ich jetzt eine Silhouette habe, gegen die das gemachte Bild ein Strohwisch ist, alles das ist unnütz. Ich rechne zu sehr auf Ihre Freundschaft, um hier noch Worte zu machen. Das muß ich Ihnen noch sagen, daß heute einer der abscheulichsten Regentage, die ich je erlebt habe, drückend auf mir liegt. Grüßen Sie die grüne Stube! Frau! Frau! wie schlägt mir das Herz, wenn ich an die Zeiten denke! Und wie freue ich mich, daß wir sie doch nicht ungenossen vorübergehen ließen. Was ist dagegen das Leben, was ich jetzt lebe? Matt, matt. Ein Brief von Cölestine, den mir das gute, treue Mädchen fast keine Woche schuldig bleibt, ist mein Labsal in acht Tagen, und die Stunde, da ich ihn bekomme, die glücklichste, deren ich mich erfreuen kann. Wie ich Ihre Briefe neulich verschlungen, gierig verschlungen habe, läßt sich nicht beschreiben; wenn Sie etwa nicht Zeit haben, in den nächsten acht Tagen zu schreiben, so schreiben Sie auf ein Blatt: „Lieber Gentze! ich habe keine Zeit" und machen Sie eine Adresse darauf. Nur Ihre Hand zu sehen, wird mir einen vergnügten Tag machen. Erkennen Sie an diesen freundschaftlichen Schwüren Ihren unveränderlich treuen Freund

Gentze.

11.

Gentz an Herrn v. G. in Königsberg.[1]   Berlin, den 30. September 1785.

Würdiger, teurer Freund!

Ich habe gleich beim Anfange dieses Briefes eine wichtige und angelegentliche Bitte an Sie, und die besteht darin: Lesen Sie ihn, um Gotteswillen, nur in einer Stunde, wo Sie recht Lust haben einen Brief zu lesen; wenn Sie ihn in einer trüben, verdrüßlichen, oder auch nur zu geschäftigen Minute erbrechen, so geben Sie meiner herzlichen Bitte Gehör: Legen Sie ihn wieder zusammen und heben Sie ihn für ge-

[1]) Ich schalte diesen Brief Gentz' hier ein, da er überaus charakteristisch ist für die Lage und das damalige Wesen Gentz'. Der Adressat ist zweifellos Herr von Gossow. Das Original hat nicht vorgelegen. Gedruckt ist der Brief bei Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt u. Lit. II, 118 ff.

legenere Zeit auf. Am liebsten wollte ich, Sie läsen ihn auf dem Lande, von nichts beunruhigt und in keiner andern Gesellschaft, als in der Gesellschaft Ihres guten, freundschaftlichen Herzens. Das werden Sie nun wohl schon merken, daß ein solcher Eingang eine Folge prophezeit, bei der meine Seele äußerst interessiert ist; und Sie haben recht. Der Brief, den ich Ihnen hier schreibe, ist mir so wichtig, daß ich jede Zeile mit Bewegung ansehe, und denke: auch du hilfst mein Schicksal entscheiden.

Sie wissen, was es für mich heißt: aus Königsberg gehen, weil Sie wissen, was es für mich hieß: in Königsberg leben. Unter Ihren Augen wuchs in meiner Seele das Band auf, welches mich so fest an diesen Ort knüpfte, daß ich nach allen Veränderungen, die um mich und in mir vorgingen, nach tausend vergeblichen Versuchen, nach so manchen unnützen Täuschungen meines schwachen Herzens klar und deutlich einsah – daß mein Leben in diesen unauflöslichen Knoten mit hineingeschlungen war. Ich kann mich dreist darauf berufen, daß Sie meine Liebe zu Cölestine[1]), sobald Sie sie nicht von der bürgerlichen Seite ansahen, in Ihrem unparteiischen Verstande so wenig, als in Ihrem reinen und gefühlvollen Herzen verdammen konnten. Sie sahen, daß unter allen den Männern, die sich um ihre Schwägerin bewarben, ich der einzige war, dem die Abgeschiedenheit von allen Nebenabsichten, als ein unverkennbares Merkmal wahrer Liebe, so sicher, so unbezweifelt zugesprochen werden konnte. Ich entdeckte an ihr nach und nach alle Vorzüge, die ich nur je in das kühne Ideal einer vortrefflichen Gattin mir eingewebt hatte; mein Herz liebte sie, und meine Vernunft unterschrieb die gerechtfertigte Wahl meines Herzens, so lange, als diese Wahl noch nicht in den brennendsten Wunsch ausartete. Denn das dachte ich damals wohl, daß diese Liebe, ob sie gleich die reinste, geprüfteste, unverwerflichste war, doch zugleich die hoffnungsloseste in der Welt sein würde. Ein Mensch, der noch weit von aller Versorgung entfernt schien, der in einer Entfernung von vierundachtzig Meilen Eltern hatte, deren Beifall er vielleicht nie erlangt hätte, wäre immer mit einem Heiratsprojekt ausgelacht worden, wenn auch das Mädchen, welches er liebte, ihn von Anfang an begünstigt hätte. Überdem bin ich jung: daß man im zwan-

---

[1]) Es ist bemerkenswert, daß in Dorows Druck der Name Bernardine statt Cölestine erscheint. Doch läßt sich wohl annehmen, daß Dorow, der den Königsberger Familien durch Geburt nahestand, die Person der Braut Gentz' verschleiern wollte und deshalb den Namen änderte.

zigsten Jahre in einem gewissen Verstande ebensoviel Erfahrung und weit mehr gedacht haben kann als andre Menschen im vierzigsten, das glauben die meisten Leute nicht, und lassen sich daher nicht träumen, daß ein sehr junger Mann bessre Lebensprinzipien und bessre Ehestandsgrundsätze haben könnte, als einer, der acht oder zehn Jahre älter ist, das heißt, acht oder zehn Jahre länger gegessen und getrunken hat. Ich sah also vorher, was geschah. Wenige von denen, die um meine Liebe wußten, bedauerten mich; doch das waren die Edelsten und Besten; ich weiß recht gut, daß auch G. darunter war; viele begnadigten mich mit einem tadelnden, kritischen Achselzucken, und die meisten verspotteten mich; für meine Liebe war das alles gleich unwirksam; das Feuer brannte, man mochte hineingießen, was man wollte. Ich darf nichts hierüber weiter sagen: denn Sie sind selbst Zeuge gewesen.

Unterdessen lernte Cölestine mich genauer kennen; sie fand einige gute Seiten an mir; sie nahm wenigstens Anteil an meinem Schicksale, und das war damals schon äußerst viel für mich. Ich hatte ihr von jeher mehr durch mein ganzes Betragen als durch meine Worte meine Liebe zu erkennen gegeben; ich war besonders in allem, was den Wunsch nach ernsthafter und wirklicher Verbindung, auch nur in der entlegensten Zukunft verriet, höchst behutsam, und weil ich sie kannte, höchst schüchtern und zurückhaltend. Ich glaube, daß ich bis auf einen gewissen Zeitpunkt, in einem zweijährigen Umgang das Wort: Heirat, nicht zweimal genannt habe. Endlich faßte ich denn gar den verzweifelten Entschluß, meine ganze Liebe zu unterdrücken, und unter dem Schutz einer genauen Freundschaft wollte ich meinem kranken Herzen einbilden, daß ich von aller unbefriedlichen Sehnsucht frei geworden war. Dies, mein bester G., war die Zeit, wo Sie unzufrieden mit mir waren, da ich doch derselbe Mensch blieb, der ich gewesen war; dies war die Zeit, wo ich mir selbst vorspiegelte, daß ich mich um C* h***[1]) bewürbe, da ich doch Cölestine nie mehr liebte, als gerade da. In diesem unglücklichen Kampf zwischen Liebe, Vernunft und Freundschaft überraschten Sie mich einst, als Sie in einer mißmutigen Stunde, an einem Abend bei Münzmeisters, mir Salz in meine schmerzliche Wunde streuten, Sie, dessen Hand sonst immer so menschlich und so sanft mit mir umgegangen war. Sie schalten sogar, daß ich so kleinmütig gewesen wäre, von meiner Liebe abzugehen,

[1]) Es ist nicht erfindlich, wer sich unter dieser Chiffre verbirgt.

mich — der ich mich eher von meinem Leben, als von jenem süßen Traume getrennt hätte, und wenn er auch ewig ein Traum hätte bleiben sollen.

Sie können denken, wie mir zu Mute war, als die Zeit meiner Abreise immer näher rückte. Nur vier Wochen vorher trug sich die äußerst wichtige Begebenheit zu, die einen der Hauptpunkte meines Briefes ausmacht. Mein Vater hatte durch mancherlei Umstände verschiednes von meiner Liebe erfahren, und **[1]) hatte bei seiner Anwesenheit in Berlin sehr zu meinem Vorteil gesprochen; ein Brief, den ich an ihn in dieser Zeit schrieb — und Gott weiß! ich hatte ihn nur für ** geschrieben — kam in die Hände meines Vaters, und — dieser Brief nahm einen neunundfünfzigjährigen Mann, aber vom reinsten, edelsten, besten Herzen und vom menschenfreundlichsten Verstande, für das Liebesinteresse eines einundzwanzigjährigen Jünglings ein. Sie werden mir leicht glauben, daß diese Nachricht mir einen Freudenstoß gab, der mich in den Himmel versetzte; ich hörte sie aus dem Munde der Frau des **, an die ihr Mann zuerst über die Sache schrieb. Bald darauf erhielt ich einen Brief von meinem Vater selbst: mit stummem Erstaunen, und Tränen der namenlosesten Dankbarkeit las ich, wie dieser edle Mann mir seine Hilfe, die ich nicht einmal gesucht, die ich mich nicht erkühnt hatte zu suchen, freiwillig antrug, mich, nachdem er mich beschworen hatte, daß nichts als reine Liebe, und zwar nicht blinde, sondern überlegte Liebe gegen ein Mädchen, die sie verdiente, meine Wünsche leiten müßte, versicherte, daß er, falls sie es nur zufrieden wäre, alles für mich tun wollte, was seine Verbindungen, sein Ansehen, seine Bemühungen und sein Vermögen nur erlauben würden, um mich eher, als es im gewöhnlichen Lauf des Lebens geschieht, in den Stand zu setzen, daß ich an Heiraten denken könnte. Der erste Schritt, den ich tat, nachdem ich mich von meinem Erstaunen und meiner undenkbaren Freude über diesen unerwarteten Antrag erholt hatte, war natürlich — daß ich ihn Cölestine vorlegte. Sie kannte mich ganz, sie hatte mich zu ihrem Freunde gemacht; auch da ich das Wort Liebe vor ihr nicht mehr nannte; ich wußte, daß es einige Menschen gäbe, die bei ihr so viel galten, als ich; und ich wagte also diesen Schritt. Lieber G.! Sie wissen doch auch, was Menschenfreuden sind? Denken Sie sich meine Empfindungen, als dieser Schritt gut ausschlug. Sie versprach mir, meinen unveränderlichen, unauslöschlichen Wünschen,

[1]) Dies dürfte wohl Graun sein, vgl. S. 72.

da sich jetzt eine höhere Hand für ihre Erfüllung zu verwenden schien, auch nicht weiter entgegen zu sein; sie nahm den Antrag meines Vaters an, des besten Vaters, den je ein Sohn gehabt hat, und versprach mir — seine Tochter zu werden, wenn unser Schicksal es erlaubte. Ach Gott! was waren das für ein paar Tage, da diese Begebenheit reifte!

Unglücklicherweise war es nur vierzehn Tage vorher gewesen, daß Sie mich bei Münzmeisters so strenge getadelt hatten: und ich hatte nicht Mut genug, Ihnen damals ein Geheimnis zu entdecken, das ich in seiner ersten Entstehung wie ein Gewebe von der feinsten Seide bewahren mußte, wenn nicht etwas daran reißen sollte. Acht Tage nachher war Ihr Geburtstag; nach der Komödie, womit wir ihn gefeiert hatten, wünschte ich Ihnen aus ganzem vollen Herzen Glück; Ihre liebreiche Seele ergoß sich wieder, und ich hörte es mit dem innigsten Vergnügen, daß Sie mir noch gut wären: indessen fehlte mir in dem Augenblick, da ich Ihnen mein Herz eröffnen wollte, der Mut, und hundert Betrachtungen hielten mich wieder zurück.

Bis auf den letzten Augenblick, den ich in Königsberg zubrachte, waren Sie Zeuge von der Anhänglichkeit, mit der ich an Cölestine hing, und ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß Ihnen schon damals das Verhältnis, worin wir waren, nicht ganz entging. In Ihrem Hause, diesem Sammelplatz so mancher Freude, die ich in Königsberg genoß, diesem frohen Aufenthalt, den mir schon Ihre freundschaftliche, redliche Gesinnung gegen mich so angenehm gemacht hatte, brachte ich die letzten Stunden zu, und Ihre Umarmung war die letzte Freude, indem ich auf den langweiligen Wagen steigen wollte, der mich von einem Ort wegführen sollte, der so nahe an meinem Herzen lag.

Ich kam nach Berlin, sprach meinen Vater, und er wiederholte mir seine Versicherungen. Seine Freundschaft mit dem Minister von Schulenburg[1]) und dem Minister von Werder[2]), mit den Kabinettsräten[3]) und andern

[1]) Graf von Schulenburg-Kehnert, Finanzminister im Generaldirektorium und Chef der Bank und der Seehandlung unter Friedrich dem Großen, von Friedrich Wilhelm II. 1786 in Ungnade entlassen, 1790 mit dem Mobilmachungsgeschäfte betraut, 1791 Kabinettsminister für die auswärtigen Angelegenheiten. [2]) Ernst Dietrich von Werder, Finanzminister im Generaldirektorium und Chef des Salz- und Postdepartements seit 1781. [3]) Im Kabinett des Königs waren damals tätig als Räte: F. W. Müller, Th. Etienne Laspeyres, J. W. H. Beyer, L. A. Fr. Mörs; als Sekretäre: Jean François von Perrot und L. A. Menken. W. Hüffer, Kabinettsregierung, S. 62 f.

Personen von großem Einfluß, die große Liebe, die er durch seinen Charakter, der in jeder seiner Handlungen hervorleuchtet, sich allenthalben erworben hat, selbst das Ansehen, was dadurch, daß der König Zutrauen zu ihm und Zufriedenheit mit seiner Direktion geäußert hat, auf ihm ruht; überdem seine ungewöhnliche Tätigkeit und seine Liebe zu mir waren mir Bürge, daß seine Versprechungen nicht bloße Worte sein würden. Schulenburg wollte, daß ich den allem Etablissement so widrigen und leeren Referendariustitel gar nicht führen sollte; er schickte mir das Patent als Geheimer Sekretär drei Tage nach meiner Introduktion bei der Kammer zu; und machte mir in vierzehn Tagen zweihundertundfünfzig Taler als jährliches Gehalt aus. Ohne meinen Aufenthalt bei der Seehandlungssozietät, eine so solide und dauerhafte Anstalt sie auch jetzt ist, fixieren zu wollen, versprach er vielmehr, mich zu gebrauchen, wo es in der Folge am vorteilhaftesten für mich sein würde. Ich sehe auf Weihnachten einer neuen Vermehrung meiner Einkünfte entgegen, und überhaupt kann ein junger Mann nicht leicht hellere Aussichten haben, als ich. Doch das ist noch nicht genug. Mein großmütiger Vater will mir das Glück, was er mir gönnt, gern bald bereiten. Er will, damit ich bald heiraten kann, mich so lange bis meine Einkünfte vollkommen hinreichen, aus eignen Mitteln unterstützen. Er hält auf einer Seite mich für vernünftig und reif genug, um zu heiraten, und hält es auf der andern für unbillig, ein Mädchen, die in den vollen Jahren dazu ist, und der es an Heiratsanträgen nie gefehlt hat, lange warten zu lassen. Cölestine ist entschlossen, mir nach Berlin zu folgen; nur also die Einwilligung ihres Vaters und Großvaters fehlt noch zu meinem Glück, und ich brenne vor Begierde, mich um diese künftiges Frühjahr zu bewerben.

Hier, lieber, bester G., haben Sie denn also die ganze Sache, und mein Herz zugleich vor Ihnen ausgebreitet. Es war nicht Mangel an Zutrauen, daß diese Eröffnung nicht eher geschah; bewahre mich Gott vor dem Gedanken bei Ihnen! Es war Mangel an Mut, weil so unendlich viel darauf ankommt, wie Sie die Sache nehmen werden. Ihr letzter Brief, voll so gütiger und freundschaftlicher Äußerungen, machte mich dreist; mein Vater selbst, von der besten Meinung für Sie eingenommen, weil er nie anders, als gut von Ihrem Charakter urteilen gehört hat, trieb mich schon seit einiger Zeit an, mich Ihnen zu entdecken, und jetzt ist mir unbeschreiblich wohl, da ich es getan habe.

Ich mag die Sache betrachten, wie ich will, so sehe ich, gottlob! keine Seite daran, die mich mit Recht befürchten ließe, daß Sie sie gänzlich mißbilligen würden. Sie lieben Ihre Schwägerin, und wünschen, daß sie einst recht glücklich leben möge. Keiner von allen denen, die sich um sie beworben haben, hat den Wunsch, sie glücklich zu machen, so stark und so rein gefühlt, als ich. Ich wünsche sie zu heiraten, bloß weil ich sie liebe, und ich liebe sie nicht bloß, weil ich sie heiraten will. Sie sind in den Zeiten, die wir noch zusammen durchlebten, zufrieden mit mir gewesen, ohne Empfehlung und Verwandtschaft wußte ich als Student mir Ihre Freundschaft zu erwerben, warum sollte ich Ihre Liebe nicht verdienen können, wenn mein glückseliger Stern mich zu Ihrem Schwager machte. Wenn ich so nicht räsonnierte, wenn ich nicht so viel Zutrauen zu Ihrer Freundschaft hätte, so würde ich hier diesen Brief schließen. Ich würde, ehe ich noch einen Schritt weiter täte, erst abwarten, was der schon getane für Folgen haben würde; ich würde, ehe ich Sie bäte, mein Ratgeber und Helfer zu sein, Sie nur erst fragen, ob Sie auch noch mein Freund wären. Aber das tue ich nicht. Mit freimütiger Zuversicht auf Ihr Herz, und mit dem frohen Bewußtsein der Reinigkeit meiner Absicht, trete ich Ihnen sogleich noch etwas näher, und bitte Sie um Hülfe und Rat. Kein Mensch kennt vielleicht den alten Großvater besser als Sie; kein Mensch gilt, allem Ansehen nach, mehr bei ihm, als Sie. Haben Sie also sonst gegen meine Verbindung mit Cölestine keine Einwendungen, so raten Sie mir, bei welcher Seite ich das wichtige Werk, den alten Mann und ihren Vater mir günstig zu machen, anfangen soll, und hernach unterstützen Sie mich durch Ihre Vorsprache und durch Ihre Autorität. Es ist dreist und viel, was ich bitte: aber Sie wissen, daß es die Eigenheit der Liebe ist, nichts unvollendet zu lassen. In dem Augenblick, da ich dachte: du willst nun nicht länger säumen, an den guten G. zu schreiben, dachte ich auch schon: der gute G. wird gewiß der tätigste und hülfreichste Freund sein, den du dir in dieser Sache nur verschaffen kannst.

Meine Hoffnungen sind bis jetzt glänzend genug gewesen. Ein Mädchen, wie Cölestine, hält, was sie verspricht – das ist die Hauptsache. Überdem sind nun ihre beiden Brüder in Berlin gewesen, beide haben vollen Herzens, Beifall über mein Vorhaben ausgeschüttet; beide sind ganz und ungeteilt mit der Familie zufrieden gewesen, in die ihre liebenswürdige Schwester treten will, obgleich der älteste nicht einmal

meine Eltern kennen gelernt hatte, die unglücklicherweise auf einige Wochen nach Breslau gereiset sind. In Königsberg habe ich viele Freunde; selbst Ihr Schwiegervater ist mir nicht ganz abgeneigt, wie ich mir schmeichle; Münzmeisters sind mir gut, Ihre liebe Frau Gemahlin ist meine Freundin, und ich wüßte nicht leicht einen Menschen von einigem Einfluß in Ihrer Familie, der mir offenbar entgegen sein sollte.

Ich würde mich daher für sehr glücklich halten, und die Zwischenzeit, die mich noch von einer nähern Bemühung, mein großes Ziel zu erlangen, trennt, mit Ruhe und Zuversicht verleben, wenn ich wüßte, daß Sie, der wirksamste und angesehenste in der Familie, mein Unternehmen begünstigten. Grund, auch dies zu hoffen, habe ich. Ich weiß, daß Sie sich, bloß durch Ihr gutes Herz und Ihre teilnehmende Seele geleitet, fast bewegen ließen, einige Schritte für S. zu tun, obgleich Sie nicht ganz überzeugt waren, wie es eigentlich mit seinen Absichten stand. Warum sollten Sie mir nicht helfen, da Sie dadurch zugleich mich zum glücklichsten aller Menschen machen, und Ihrer Schwägerin, aller Wahrscheinlichkeit nach, die aber bei mir die frohste Gewißheit ist, einen guten Mann schenken?

Wenn Sie hieher kommen und noch nicht für meine gute Sache eingenommen sind, dann bitte ich nur noch eins — beschwöre Sie aber darum bei dem süßen Gefühl der Menschlichkeit und Liebe — lesen Sie meinen Brief nur noch einmal; und hat er das Unglück, Ihnen auch dann zu mißfallen, so verbrennen Sie ihn, und melden mir kurz mein Schicksal. Spricht aber Ihr Herz noch seine alte Sprache: o dann! ich weiß, daß Sie nicht gern schreiben, aber solcher Ausnahmen gibt es auch nicht viele — dann beglücken Sie mich bald mit einem langen und gütigen Briefe. In allen Fällen aber bitte ich Sie um alles, warum ich bitten kann: lassen Sie keinen Menschen am Inhalt dieses wichtigen Briefes teilnehmen.

Sie können denken, mit welcher Ungeduld ich Ihre Entschließung erwarte. Freilich würde sie noch größer sein, wenn ich Ihnen nicht so herzlich gut wäre, und eine geheime Stimme mir nicht sagte, daß Ihre Freundschaft nicht da am kältesten sein wird, wo ich sie am nötigsten brauche. O! bestätigen Sie mich bald in diesem seligen Glauben. Die erste Stunde, die Sie meinem Glück widmen, wird die sein, in der Sie mir schreiben werden. Und der Himmel schenke Ihnen für jede solche Stunde ein frohes glückliches Jahr! Aus der innersten Tiefe des Herzens gewünscht von Ihrem ewig ergebnen und getreuesten Diener und Freunde Gentze.

12.

Berlin, den 22. Oktober 1785.

Meine teure, werte, beste Freundin!

Ich erschrecke, daß es vier Wochen her ist, da ich Ihren Brief erhielt, einen Brief, den ich so gern in den ersten vier Tagen beantwortet hätte. Aber ich finde es auch nicht so sehr wunderbar, daß ich bei meinem jetzigen Wirrwarr in vier Wochen nur einmal gelegne Zeit finde, an Sie zu schreiben.

Was dieses: an Sie hier alles sagen soll, ach! beste, beste Frau! das wird dieser Brief Ihnen schwerlich, – nein! gewiß, gewiß nicht schildern. O! des glücklichen Trostes, daß Sie es ohne weitre Erklärung verstehen!

Wenn es nur möglich wäre, daß meiner unbegrenzten Freundschaft und Hochachtung für Sie der kleinste Grad noch zugesetzt werden könnte, daß die Wärme dieses Herzens, was Ihnen diesen hohen Rang, den höchsten, den ich nur je einem Menschen einräumte, in meiner Würdigungsleiter zuteilte, größer werden, und meine Überzeugung, daß ich mich in der Idee, die ich mir von Ihnen bildete, nicht geirrt habe, wachsen könnte, wenn das nur möglich wäre: so hätte Ihr letzter Brief dieses Wunder bewirkt. Sie sind es wert, glücklich zu sein. Und ich – ich danke dem Himmel, daß er mich wert machte, Ihr Freund zu sein. Wäre Freundschaft nicht eine so süße, menschliche Empfindung, so würde ich fürchten, daß Ihre Freundschaft mich äußerst stolz machen würde. Und, im Ernst: ich bin noch selten mehr in Gefahr gewesen, es zu werden, als da ich Ihren Brief erhielt.

Sie wissen, daß das alles mein Herz, und das wahrste innigste Gefühl mich sprechen lehrt. Wäre eine Silbe Schmeichelei, so verdiente ich nicht Ihr bester Freund zu heißen, und wäre es Übertreibung einer augenblicklichen Wärme, so müßte ich nicht wissen, was ich jeden Augenblick denke, wenn ich Ihr Schattenbild ansehe, das hier über meinem Schreibtisch neben dem Bilde meiner Cölestine hängt.

Einzige Frau! nur Sie konnten diese Stelle, in einer Seele, die so voll von Liebe gegen ein Mädchen ist, die sie so ganz verdient, nur Sie konnten diese Stelle in meiner Seele einnehmen. In dem Übermaß der allgewaltigen Empfindung, die uns so leicht vergessen läßt, daß es auch außer unserm Mädchen noch gute und liebenswürdige Menschen gibt, würde auch das Andenken an Sie mit verschwemmt worden sein, wenn Sie nur nicht so hoch gestanden hätten. Aber eben darum, weil

Sie mich trösten konnten, in meiner unglücklichen Liebe – (und es war nichts Geringes, mich trösten), konnten Sie mir auch süße Gesellschaft sein in glücklichern Tagen; und ebenso überzeugt ich bin, daß ein solches Mädchen, wie Cölestine in der ganzen Welt nicht weiter für mich war, ebenso überzeugt bin ich, daß so eine Freundin, wie Sie, auch auf einem sechzigjährigen Wege sich nicht zweimal findet.

Vortreffliche Frau! wie oft verstummte in Ihrer süßen Gegenwart mein Mund, wenn ich es Ihnen sagen wollte, was ich mir in Ihnen dachte. Und meine matte Feder? – die sollte die Fülle dieses Gedankens erschöpfen? Ich trete zurück und mißmutig, aber nicht neidisch überlasse ich es Ihnen, durch Briefe zaubern zu können. Ich kann das nicht. Aber daß Sie es können – o! wenn dieser göttliche Zauber eine verdächtige Kunst wäre, jede Zeile Ihres letzten Briefes hätte Sie zu einem kleinen Holzstoß verdammt. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich diesen Brief auswendig kann; er liegt nicht vor mir, und doch ist jedes Wort deutlich in meiner Stirn.

Als ich den ersten Donnerstag mit Ihnen über jene Ihnen wichtige Sache sprach, als Sie – die erste Träne in meiner Gegenwart vergossen, und mit ihr mich zum Vertrauten Ihres Kummers, und Ihres Herzens einweihten, da fühlte ich es, was Sie mir werden würden. Meiner Seele Innerstes war aufgerührt, als ich aus Ihrer Tür trat; ich gewann mich selbst wieder lieb, da ich damals so oft und so schwer mit mir zürnte, und in einer dunklen Wonne schwammen alle die glücklichen Stunden um mich her, die ich hernach durch Ihre Freundschaft genossen habe.

Denken Sie sich, liebe Graunin, was mir, – Gott im Himmel – was mir Berlin jetzt ist. Meine vortrefflichen Eltern sind seit vier Wochen in Breslau; mein Meschker, sonst mein einziger Trost, kann das unruhige Sehnen in dieser Brust nicht mehr bändigen. Eine fürchterliche Gleichgültigkeit liegt drückend auf meinen sogenannten vergnügtesten Stunden und eine zusammenziehende Kälte wirft mich in Fieberschauer der Seele. Der Gedanke, daß das noch einen Winter hindurch dauern muß, daß — gewißlich! — daß dieser Winter noch nicht einmal da ist, macht mich oft so ängstlich, daß ich von allem, was mich umringt, auf nichts merke, als auf die Zeit und ihren krüppelhaften Schneckengang.

Glauben Sie nicht, meine teure Freundin, daß dies bloß verliebte Ungeduld ist; Sie würden lächeln, wenn ich Ihnen beteuerte, daß es in

dem großen, vollkommnen Berlin so ein Mädchen, wie meine Cölestine nicht gebe, und doch behaupte ich es. Aber ich sage mehr: auch so eine Frau, wie Sie, gibt es in diesem großen, vollkommnen Berlin nicht; ich wenigstens habe sie nicht entdeckt; und wäre sie da, o! mein Blick, der so gern auf guten, und liebenswürdigen Menschen weilt, hätte sie sicher ausgespäht. Ich verlange erstaunlich viel, übertrieben viel vom Menschen, ein unbegreiflich glückliches Schicksal hat einigemal meine unerhört kühnen Erwartungen gebilligt, und was kann ich dafür, daß gegen die Urbilder, die ich im Kopfe habe, und doch, gottlob, in der Wirklichkeit existieren, alles um mich her, mir matt, und halb, und kalt, und jämmerlich scheint?

Ich gehe zuweilen durch die Mohrenstraße (so heißt die Straße, die Ihre Gegenwart einst heiligen wird) hindurch, und bei Ihrer Schwiegermutter Hause vorbei, und denke dann: Wenn die Frau hier wohnen wird, wie wert wird diese Straße dir sein, und dann – Gott weiß es, ein kalter Schauer überfällt mich, daß doch in diesem Leben diese Zeit uns noch bevorsteht. O Graunin, Sie, die Sie so gut wissen, welch ein Himmel in der Freundschaft liegt, mußten Sie nicht auffahren vor Freude bei der Vorstellung, daß, wenn sie einst nach Berlin kommen, Sie zwei solche Freunde da finden, als ich und meine künftige Frau. Auch gestehe ich Ihnen, daß ich immer zusammenfahre vor freudigem Schrecken, wenn ich höre – Gott verzeih mir diesen Gedanken – daß Ihre Schwiegermutter krankheitshalber nicht in unsre Mittwochsgesellschaft kömmt. Lieber Gott! die Frau hat viel gelebt! Durch mein Wünschen wird der Tod sich ihr nicht nähern; käme er aber, nun ja! ich grämte mich nicht sehr darüber!

Alles, alles vergeblich! Meine beiden Silhouetten hängen mir gegenüber, ich sehe sie an, und möchte weinen, daß ich sie hier so ansehen muß, und doch – ist der Wunsch, auch nach einem Augenblick mit den Personen zugebracht, Torheit, alles Klagen Grille, und alles Seufzen umsonst. Ich möchte das Papier zerreißen, die Feder zerflücken und die Tinte umgießen, daß sie mich so wenig, so matt bedienen, und doch bin ich gleich darauf wieder froh, daß ich doch noch das Labsal übrig habe, an Sie zu schreiben.

Wenn Ihre Beunruhigung in Ansehen der Unruhe aller Unruhen so fortdauert, wie Sie mir den Anfang beschrieben haben, wenn kein Rückfall ihre Heilung zerstört hat, so wünsche ich Ihnen herzlich Glück.

Von Ihnen erwartete ich ein Betragen, dessen Sie fähig waren. Sie haben geglänzt, da Sie liebten – denn so verstehen die Menschen nicht zu lieben, wie Sie liebten – verstehen sie doch kaum, so geliebt zu werden! – Sie glänzen, da Sie aufhören zu lieben. Der Kranz aller, aller weiblichen Tugenden war längst Ihrer; mein Herz geht Ihnen froh entgegen, und übergibt Ihnen jetzt die männliche Palme der Überwindung seiner selbst, die schwerste, die es nur zu erreichen gibt. Ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß es nicht viel Menschen gibt, die Sie so kennen wie ich; denn jetzt fühle ich aufs neue, was es für ein Vorzug ist, der Vertraute einer solchen Seele zu sein.

Bei dem allen aber, teure Freundin! erlauben Sie mir, daß mir bis jetzt noch bisweilen der kleine Zweifel aufstößt: Wird das so ganz verschwinden können? – Fragen Sie nicht, wie ich auf den Gedanken komme, fragen Sie nicht. Ich kenne mich. Da haben Sie die Antwort, und Sie – Sie werden diese sonderbare Antwort nicht sonderbar finden.

Sie sind schon einige Male dem glücklichen Punkt, den Sie jetzt unveränderlich erreicht zu haben glauben, nahe gewesen. Freilich ist ein halber Sieg nur ein ungewisser Sieg: aber eben daraus werden Sie sich selbst beweisen können, ob dieser Sieg ganz ist, wenn er Dauer und Folgen hat.

Auch hier möchte ich mein Schreibzeug an den Nagel hängen, und in finstrer Unzufriedenheit mich hinter den Ofen setzen und murren. Die Idee, die ich mir von —[1]) jetziger Lage und Gesinnung mache, schwimmt so dunkel, wie ein Traum der Vergangenheit vor meinen Augen: ich, der ich sonst jede kleine Abwechselung in seinen und Ihren Empfindungen tagtäglich mit ansah, jede kleine Schattierung auffaßte, die Schicksal oder Vorsatz über Ihr merkwürdiges Verhältnis warf, erfahre jetzt in Monaten kaum einmal, wie es nur im ganzen mit Ihnen steht; zur entfernten Gallerie verbannt – und zu einer Gallerie, voll lärmenden unruhigen Pöbels – weiß ich kaum mehr, ob das Stück, was da fernan für die glücklichern Zuschauer im Parterre, gespielt wird, ein Lustspiel oder eine Tragödie ist. Soll ich mich freuen? – vielleicht wühlt ein Dolch in Ihrem Herzen? – Soll ich Sie trösten? – vielleicht – ach wohl, wohl mir! wenn das wäre – vielleicht brauchen Sie den Trost nicht! Applaudieren kann ich noch auf alle Fälle. Der letzte Akt des Schau-

[1]) Das Wort ist durchgestrichen. Es soll zweifellos „Le Noble" heißen.

spiels, den ich deutlich sah, war Ihr letzter Brief, und der hat alle Falten meiner Seele zu Bewunderung und zu froher Teilnehmung aufgelöset.

Meinen Sie, daß die Blume, die die herrlichste, goldenste, reinste Liebe zur Blüte, und Überwindung, wenigstens ewiges Streben nach Uberwindung selbst dieser reinen, goldnen Liebe, wenn die höhere Pflicht dazu ruft, zur Frucht trug, meinen Sie, daß die wie eine flüchtige Rose ihre Dauer nach Frühlingen und nach Nordwinden rechnen darf? Ich erstaune darüber, daß ich Ihnen die Unsterblichkeit anbeweisen soll, ich erstaune, daß Sie sie nicht fühlen. Sagen Sie mir: Haben Sie eine Idee davon, daß eine Kraft zerstört werden kann? Alle ihre Wirkungen, alle ihre tausend, tausend Erscheinungen können wechseln und sinken, aber die einfache, unzerstörliche, unteilbare Kraft selbst — was kann aus der werden? Entfernt von allen Subtilitäten der Frage: ob unsre Seele materiell oder unkörperlich ist, fühlt jedes Wesen, das lebt, deutlich, stark und unwidersprechlich, daß das Prinzip, wodurch es lebt, etwas andres ist als die Materie, in der das Prinzipium wohnt; und daß das, was belebt wird, ohnmöglich zugleich das sein kann, was belebt, ist so klar, daß die ausgelassenste Zweifelsucht den groben simplen Satz, so alt als die Menschen, noch nicht hat umstoßen können, daß Seele und Körper zwei verschiedne Wesen sind, und das darum, weil der Satz sich fühlen läßt. Ich kann die Hälfte meiner Glieder verlieren — von mir selbst verliere ich nichts. Im ärgsten Todeskampf, in einem Körper, der fast zum Nichts heruntergewelkt war, hat oft ein großer Geist noch gesessen, und über die Welt spekuliert.

Ich will Sie nicht irre führen, sonst könnte ich Ihnen das, was ich bisher gesagt habe, für einen Beweis unsrer Unsterblichkeit ausgeben, da es doch nur ein Beweis unsrer Unvergänglichkeit ist. Sie sollen bald sehen, was darin noch für ein Unterschied liegt. So viel ist wahr: durch den unumstößlichen Satz, daß keine einfache Kraft zerstörbar ist, wird unsre Unvergänglichkeit auf ewig gesichert: einem philosophischen Zweifler ist es noch nie eingefallen, zu behaupten, daß die Seele vergehen würde. Diese Behauptung hätte den Urheber durch ihre eigne Absurdität niedergeschlagen. Zerstören heißt trennen; und wie kann eine bloße Kraft, das ist eins, getrennt werden? — Aber nun weiter: Die bloße Fortdauer der Kraft, dieses leere, vielleicht sehr magre Dasein, das ist es nicht, was unsre Seele entflammt, wenn wir uns in den hohen Gedanken der Unsterblichkeit hineinwünschen. Wir wollen nicht

bloß existieren: wir wollen leben; wir wollen nicht bloß Kraft heißen, wir wollen genießen. Und siehe! hier verlassen uns auf einmal alle metaphysische Beweise. Sie führen uns, – mehr! – sie stoßen uns in ein Leben nach dem Tode, aber dann lassen sie uns stehen, in einem so furchtbaren Dunkel, daß wir zittern bei der Idee, dieses furchtbare Dunkel mit unserm hellen, hellen Erdendasein zu vertauschen.

Wäre es hier mit den Hoffnungen und Beweisen zu Ende: so verspottete ich in diesem Augenblick jede Stunde, die ich der Philosophie gewidmet habe, machte aus allen meinen philosophischen Büchern ein Freudenfeuer, und wärmte mich dabei, wenn ich den Candide[1]) und den Grécourt[2]) läse. – Aber das Fest soll mir kein Voltaire abzwingen.

Wo die Metaphysik zurücktritt, da nimmt die Moral ihren Platz ein. Diese menschenfreundliche Lehrerin gibt zwar ihre Gebote unbedingt. Sie sagt: du mußt gut sein, weil du gut sein sollst; du mußt Tugend tragen, wie der Weinstock Trauben, weil es deine Frucht, und dein Zweck ist. Sobald man sagt: sei tugendhaft, denn das und jenes Glück ist gewißlich alsdann dein, so ist das nicht mehr Moral, sondern Ökonomie, und der Bösewicht ist zuweilen aus Ökonomie gut.

Wie aber? wenn nun ein unglücklicher Sterblicher, indem er schnurstracks auf dem Wege der Moral fortgeht, sieht, daß dieser Weg ihn auf lauter Dornen führt, wenn er bemerkt, daß ihm die Entsagung, die freiwillige Entsagung, auf tausend frohe Stunden nicht mit einer gelohnt wird: wenn er sieht, daß er den ganzen, schönen, reizenden Genuß der Erdengüter sich verschaffen kann, wenn er der Tugend, diesem für ihn so unfruchtbaren Führer untreu wird, – und er tut es nicht: werden wir sagen, daß der Mensch für eine Chimäre glüht? Nur weiter: denn hier ist mein Raisonnement nicht am Ende. Wie? wenn das Unglück, was ihn jahrelang verfolgte, ihn – an den Rand des Grabes führt, wenn die Tränen, die sein tägliches Los sind, sein Grablied und sein Schwanengesang werden — wie dann? Daß Fälle dieser Art auf der Bühne dieses Lebens auftreten – o! fragen Sie Ihre eigne Erfahrung, die Erfahrung Ihrer Mutter, und Ihrer ernstern Freunde, ob das grundlose Hypothesen sind?

Gestehen Sie, daß in diesen Fällen von folgenden beiden Behauptungen notwendig, ganz unwiderstehlich notwendig, eine wahr sein muß: Entweder: die Tugend ist eine Chimäre oder: Es gibt Leben und — seht

---

[1]) Candide, Erzählung von Voltaire. [2]) Abbé Jean-Baptiste Josephe Willart de Grécourt (1684–1743); zynischer französischer Dichter.

da den großen Punkt — Glückseligkeit nach dem Tode. Denn, daß von diesen beiden Sätzen einer wahr sein muß, folgt unumstößlich daraus, daß, sobald man einen aufhebt, gleich der andre emporsteigt. Wir wollen die Probe machen und zuerst einmal den zweiten, nämlich, daß es Glückseligkeit nach dem Tode geben kann, aufheben, und dies dann auf unsern obigen Fall anwenden.

Tugend ist noch nicht Glückseligkeit selbst: aber sie ist die Würdigkeit, glücklich zu sein. Ihre Gesetze führen zwar nicht ein ausdrückliches, und sozusagen auf der Stelle gültiges, Versprechen einer bestimmten Glückseligkeit mit sich. Gesetzt aber, wie hier der Fall sein soll, sie führten einen Menschen lebenslang vor dem Genuß vorüber, versagten ihm die Mittel, durch die er sich Freuden erwerben könnte, und ließen ihn doch selbst im Elend schmachten, machten ihn ein Leben hindurch der Glückseligkeit würdig, und doch nie glücklich. Sehen Sie sich um, und sagen Sie, bleibt uns, sobald wir ein andres Leben aufheben, noch etwas übrig als folgender Ausspruch der gekränkten menschlichen Natur: Die Tugend ist eine Chimäre. Bleibt noch sonst etwas? Denn das ist doch wohl gewiß eine Chimäre, die reellen Freuden des Genusses verscherzen, und für einen Schatten mit Namen Tugend sein Leben hinzuhärmen. Aber: setzen Sie ein Leben nach dem Tode fest, so gewinnt die Tugend auf einmal wieder ihren Glanz, denn auf ein Leben voll Elend kann den Tugendhaften eine Ewigkeit von Freuden erwarten.

Noch ist unser großes Problem nicht entschieden, aber jetzt sind wir der Entscheidung sehr nahe: es kömmt nun nur noch darauf an, welche von den beiden entgegengesetzten Behauptungen wir annehmen sollen und wollen, da wir durchaus eine annehmen müssen und nur eine annehmen können? Sollte das lange eine Frage bleiben?

Der Satz: die Tugend ist eine Chimäre, wird von zwei Seiten widerlegt. Wir können eine die spekulative, die andre die praktische, das ist, eine die Schanze der Vernunft, und die andre den Schild des Gefühls nennen. Wir wollen sie beide betrachten.

Die Behauptung, daß Tugend ein frommer Wahn ist, streitet in allen Fällen wider die Vernunft. Denn die Gesetze der Moral sind unbedingt. Sie sagt: sei gut, ohne weitern Grund hinzuzufügen, als den: weil du gut sein sollst. Sei tugendhaft, weil das eines so denkenden, so freigebildeten Wesens eigentümliches Gesetz ist, tugendhaft zu sein. Daher wäre es ein ebenso eitles Bestreben, die Realität der Tugend auf-

heben zu wollen, als seine eigne Existenz leugnen. Ich bin. Der Beweis? Weil ich bin. Sonst gibt es keinen, aber das gerade sind die absolutesten Wahrheiten, die keinen andern Beweis brauchen, als sich selbst. Darum eben ist es so gewiß, daß 2 mal 2, 4 ist, weil ohnmöglich 4 nicht 4 sein kann. Wenn ich daher behaupten werde, daß Glaube an Tugend und Glaube an Unsterblichkeit aus einer Quelle fließen, so meine ich nicht, daß darum die Tugend wirklich ist, weil es eine Unsterblichkeit gibt, sondern daß bloß daraus die Notwendigkeit einer Unsterblichkeit fließt, weil es eine Tugend gibt. Sollte indessen ein unglücklicher Sterblicher bis dahin gekommen sein, daß er alle Beweise für das Dasein der Tugend aus bloßer Vernunft verwärfe, dann tritt eine andre Schutzwehr ein: ich habe sie den Schild des Gefühls im Gegensatz mit der Schanze der Vernunft genannt, und ich freue mich über diese beiden Namen, die mir eben im Lauf des Raisonnements in die Feder fielen, als wenn ich ein Goldstück gefunden hätte. Jeder gutgesinnte Mensch nämlich glaubt, ohne weitre Beweise, daß Tugend und Laster unterschieden sind, fühlt tief im Herzen die ewigen Gesetze der Moral eingeschrieben und fragt nicht einmal, warum er tugendhaft sein soll, weil er weiß, ohne weitern Grund weiß, daß er gut sein muß. Die Voraussetzung also, daß die Tugend eine Chimäre sein sollte, ist für uns, meine Freundin! eine höchst nichtige und grundlose Grille. In den Augenblicken, da wir aus Blindheit oder Schwäche, von Wahn oder von Leidenschaften verführt am meisten von ihr abweichen, fühlen wir doch von fern ihre Gewalt, und huldigen ihr, indem wir sie entehren! Und in den bessern Stunden, da ihr Einfluß auf uns seine volle Kraft hat, da wir an ihrer Hand verachten, was unsrer nicht wert ist, fühlen wir in dem Strome der allerreinsten Glückseligkeit, daß wir kein Schattenbild anbeteten.

Ich glaube, Ihnen deutlich genung bewiesen zu haben, daß die beiden Sätze: die Tugend ist keine Chimäre, und: es gibt ein Leben nach dem Tode, einander wechselsweise halten, oder umstoßen. Da nun der erste klar bejaht, das ist, sein Gegenteil klar verneint werden muß, so bleibt, wenn überall etwas Sichres in unsrer Erkenntnis sein soll, nichts übrig, als den letzten unbedingt anzunehmen.

Wäre es möglich, daß ein Mensch durch einen hohen Grad des Irrtums und der Verblendung, oder durch einen unbändig großen Trieb zu einem unmoralischem Leben, dahin käme, daß er die Gültigkeit der

moralischen Grundsätze selbst leugnete, und die Tugend von ihrem erhabnen Thron herabstürzte, glaubte, es wäre ebensogut im wildesten Sinnenrausch fortzuleben, als nach den herrlichen Gesetzen eines denkenden, freien Wesens, ja! dann gestehe ich Ihnen — für diesen Menschen wäre der Beweis, den ich bisher geführt habe, nicht mehr verbindlich. Ich glaube nicht, daß es einen vollständigen und praktischen Tugendleugner gibt. Gibt es einen, so kann ich ihm die Unsterblichkeit der Seele nicht mehr zureichend und bis zur Überzeugung beweisen. Es bleiben ihm immer noch andre Wege übrig, um sich diesem Ziel einigermaßen zu nähern; aber sie sind unsicher und schlüpfrig, und ich mag auf diesen Wegen nicht mit ihm einhergehen.

Sie sehen nämlich wohl, daß der Beweis, den ich Ihnen hier vorgelegt habe, der moralische Beweis ist, der einzig bündige, den ich kenne; und ich habe sie gewiß alle durchgesucht. Und weil es doch möglich ist, daß ein Mensch sich selbst von allen moralischen Prinzipien losreißen kann, so ist die Überzeugung, die dieser Beweis uns gibt, weil sie den Glauben an Tugend voraussetzt, eigentlich moralischer Glaube, und ich glaube, man kann keine stärkre Gewißheit zum Besten dieser tröstlichen Lehre aufbringen, als wenn man sie, wie ich bisher getan habe, mit den Grundsätzen der Tugend zusammenhängt.

Aber — was habe ich getan? Ich erschrecke vor dem Gedanken, eine zusammenhängende philosophische Abhandlung aus einem Briefe an eine junge, schöne Frau gemacht zu haben, und die Entschuldigung: Sie hat es gewollt, würde in aller andrer Augen so wenig gelten, daß ich mich fürchten müßte, wenn eine Seele diesen Brief zu sehen bekäme. Würde sie doch in meinen eignen Augen wenig gelten, wenn diese junge und schöne Frau weiter nichts als jung und schön wäre. Aber ich weiß, daß Sie zu ernsthaften Betrachtungen leicht gestimmt sind, und die Unsterblichkeit der Seele läßt sich nun einmal nicht in einem Sonett beweisen.

So viel ist einmal gewiß: Wenn Ihnen meine Schlüsse nicht aufs erstemal einleuchten, so erkennen Sie in der Folge sicherlich ihre Wahrheit. Nur müssen Sie gleich bedenken, daß mein Beweis ein systematischer ist, worin alles aneinander hängt, und worin man immer noch den Anfang vor Augen haben muß, wenn man sich dem Ende nähert. Schreiben Sie mir, was er auf Sie für Wirkung gehabt hat, und inwiefern Sie damit zufrieden sind. Finden Sie aber mein ganzes

Unternehmen zu weitläuftig, und meinen Brief, wie ich sehr fürchte, langweilig, so schelten Sie nur getrost auf meine Pedanterie, und nennen Sie mich ohne Scheu einen alten Schulmeister, daß ich Ihnen von Systemen, Spekulationen und Prinzipien vorgeplaudert habe.

Ich gestehe es gern: Ob ich meinen Stil gleich ziemlich in meiner Gewalt habe, so ist es mir doch schwer, wenn ich über dergleichen ernsthafte Materien schreibe, alle schulgerechte Form zu vermeiden. Im Gespräch, besonders im Gespräch mit einem Frauenzimmer, wie Sie, übertüncht sich dieser Schulton leicht mit der Grazie der Unterredung; und das ist die Ursach, warum man mit Frauenzimmern nur mündlich über philosophische Gegenstände sich unterhalten muß.

Auch das steht uns noch bevor! Und ich glaube sehr, daß ich das Glück haben werde, da ich mir Ihr Vertrauen und Ihre ganze Freundschaft erworben habe, durch Unterredungen dieser Art einst viel zur Beruhigung Ihrer Seele beizutragen. Was meinen Sie, wenn ich dreist genug wäre, dies unter die ersten Linien des Glückseligkeitsplans mitzusetzen, den ich für Sie entworfen habe.

Ich bin am Ende, liebe Freundin, ich muß am Ende sein. Die Bitte: Schreiben Sie mir bald, würde ich nicht hinzufügen, wenn mein abscheulicher Bruder mir nicht durch einen, hoffentlich unüberlegten Ausdruck, einen gewaltigen Schreck beigebracht hätte. Er schreibt mir heute, ich sollte doch bald einmal an Sie schreiben, wenn ich es nicht ganz mit Ihnen verschütten wollte. Bewahre mich Gott, daß ich an dem Punkt mit Ihnen wäre, bewahre uns Gott, daß Sie oder ich das denken könnten.

Und nun noch eine große Sache. Ich habe Ihren Bruder Karl beleidigt; Gott weiß es, wie nahe jeder aus Ihrer Familie an meinem Herzen liegt, wie unaussprechlich ich Sie alle liebe, um einen beleidigen zu wollen. Mein Bruder hat schon vor drei Monaten einen Brief verloren, den ich an Karl ihm geschickt hatte. Sagen Sie ihm dies zu meiner Rechtfertigung, und zur vorläufigen Antwort auf einen Brief von ihm, den ich lieber nicht möchte bekommen haben.

Ein andrer großer Gläubiger ist — Ihr Mann. Ich glaube zwar nicht, daß der von dieser unsrer Korrespondenz auch nur das Entfernteste erfährt. Daher kann ich Sie nicht bitten, mich bei ihm zu entschuldigen. Wohl aber habe ich meinem Bruder aufgetragen, ihm zu versichern, daß er in acht Tagen nicht mehr auf mich schelten soll.

Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen, Ihrer vortrefflichen Mutter, Sie wissen ja, wie ich die Frau liebe und ehre. Habe ich nicht Ursach? Grüßen Sie Ihre Schwester und Ihre guten, guten Brüder. Lottchen hat mir ganz neulich geschrieben und mir viel Freude gemacht. Dem guten Johna[1]) ist meine Feder sehr lange einen Brief schuldig. Mein Herz hätte die Schuld längst abgetragen.

Vergelten Sie mir nicht Böses mit Bösem! Schreiben Sie mir bald. Ich harre sehnsuchtsvoll darauf zu wissen, wie es Ihnen geht, aber von Ihnen es zu wissen. Liebe Frau! Eine Stunde möchte ich Sie wohl einmal sprechen!

Wenn Sie mit diesem chaotischen Briefe zufrieden sind, so wäre ich mit mir selbst zufrieden. Und wenn Sie mit mir selbst zufrieden sind, dann, dann — meine teure Freundin, möchte ich leicht mit der ganzen Welt zufrieden sein. Leben Sie wohl, und vergessen Sie mich nicht. Gentze.

13.

Berlin, den 17. November 1785.

Teure, liebe Freundin!

Ich erwarte zwar noch mit vieler Sehnsucht eine Antwort auf meinen letzten langen, und meinen letzten kurzen Brief[2]); indessen habe ich jetzt eine schöne ruhige Stunde; und der Gedanke, sie Ihnen zu widmen, stellt sich mir auf einmal so lebhaft und so reizend dar, daß ich ihm nicht widerstehen kann.

Sie glauben vielleicht nicht, daß ich so unzähligemal an Sie denke, als ich es wirklich tue; Sie bilden sich vielleicht gar ein, daß ich nur dann recht lebhaft an Sie denke, wenn ich an Sie schreibe: und doch würden Sie gewaltig irren, wenn Sie das meinten. Mit meinem Geist bin ich ebenso oft bei Ihnen, als ich in Königsberg mit Leib und Seele bei Ihnen war. Jede Begebenheit, die ich erlebte, jeder Schritt, der mich meinem großen Ziele etwas näher führt, — alles, was mich interessiert, was mich erfreut, was mich betrübt, denke ich, wie sonst, von Ihnen gedacht, mitempfunden, mitgenossen; sehe in allen heitern Augenblicken meine Wohltäterin, meine süße Freundin, in allen finstern, meine Trösterin, meine Ratgeberin, mir zur Seite. Freilich —

[1]) Ich vermag die beiden Persönlichkeiten Lottchen und Johna nicht festzustellen.
[2]) Nicht vorhanden.

freilich – ist ein ansehnlicher Teil dieser schönen Harmonie jetzt so gut als zerstört; denn – wie es Ihnen geht, was Sie denken, fühlen, tun, lieben, leiden, genießen, seufzen – weiß ich leider seit einem halben Jahre nicht mehr: ich bin am Schreiben verhindert worden: Sie haben sich Kerbhölzchen gehalten, und meinen Brief abgewartet; und darüber haben wir einen Faden zerrissen, der so schön gesponnen war; darüber haben wir eine Freundschaft, die so sehr über die gemeine Freundschaft erhaben war, zwar nicht abgebrochen, (– denn das wäre ein Widerspruch, und ein tötlich schwarzer Gedanke, wenn es nicht auch Ihnen Widerspruch wäre) – aber doch erkälten und gleichsam stillstehen lassen.

Ich sitze oft, und sinne hin und her, wie Sie wohl jetzt so leben mögen; ich höre denn auch wohl zuweilen von dem und jenem ein fliegendes Wort, und suche mir aus unbestimmten Nachrichten alltäglicher Korrespondenten – das Schicksal meiner ersten Freundin zusammen. Aber wie unsicher! Bald heißt es: „Mad. Graun wird täglich schöner und beliebter." Bald: „Mad. Graun ist jetzt sehr vergnügt und heiter." – Bald wieder – doch was soll ich Ihnen dergleichen Dinge hersetzen, die mir von dem, was ich eigentlich wissen will, gerade so viel sagen, als Sie selbst mir seit einigen Monaten davon gesagt haben – nichts.

Ich höre, daß Ihre Bälle angegangen sind. Denken Sie wohl dabei zuweilen an die merkwürdigen Bälle des vorigen Jahrs? wo unsre Freundschaft keimte und wuchs, wo ich zum Ersatz für manche trübe Stunde, das seltne Glück errang, von einer Frau, wie Sie sind, gekannt, von einem Herzen, wie Ihres, geschätzt zu werden, wo wir in allen Lustbarkeiten nur Stoff zu unsern einsamen Unterhaltungen und zum Gespräch in den kleinen, freundlichen Kreisen Ihrer und der Le Nobleschen Familie fanden? Ich versichere Ihnen: ganz das Gegenteil von dem, was man gewöhnlich fühlt, wenn man an eine vergangne Zeit denkt, geht bei mir vor, wenn ich an den vorigen Winter zurückdenke. Gewöhnlich macht die Dunkelheit, in der sich uns vergangne Zeiten darstellen, daß wir einen Punkt vom andern nicht recht unterscheiden, und daher zieht sich ein Monat in der Erinnerung in einen Tag zusammen. Ganz anders ist es mir! Jene Zeit, so voll von zahllosen Freuden, von wichtigen, merkwürdigen, glücklichen Tagen, von seel- und herzanziehenden, interessierenden, ganz in sich reißenden Begebenheiten, wo Liebe und Freundschaft *wechselten*, Liebe und Freund-

schaft kämpften, Liebe und Freundschaft sich vereinigten, wo in Kleinigkeiten Keime der wichtigsten Veränderungen, in gesellschaftlichen Vergnügungen Entwicklungen ganzer Schicksale lagen – o! sie dehnt sich in meinem Andenken in ein halbes Leben aus; die Dunkelheit wird durch die Fülle ersetzt; und ich erstaune über mich selbst, wenn ich bedenke, daß ich nur zwei kurze Jahre in Königsberg gewesen bin.

Freuen Sie sich mit mir, meine beste Freundin, ich nähere mich sehr meinem Ziele; und, denken Sie – welch ein Vorteil: jetzt sind alle, alle Vorbereitungen vollendet. Gossow weiß mein Verhältnis, billigt es von Herzen und wird sich meiner Sache annehmen; mein Vater hat mir so viel festgesetzt, daß ich mit dem, was mir meine Bedienung einträgt, wenigstens gleich zu Anfange 800 Taler jährliche Revenue habe. Der Großvater wird um keinen Pfennig angesprochen (welche Erleichterung der Sache); mein Vater wünscht selbst, daß es künftiges Jahr so früh als möglich zustande kommen möchte, wünscht es ernstlich; die ganze Familie ist auf meiner Seite, alles ist getan, bis auf die bloße Einwilligung des Großvaters. Ich habe Gossow gebeten, diesen letzten, wichtigen Schritt bald zu unternehmen; o! sammeln Sie doch alle Ihre Wünsche für mich und lassen Sie sie auffliegen, daß dies wichtige Unternehmen gelinge. Auf einigen Eigensinn, auf harte Einwendungen bin ich gefaßt; nur laß ihn, lieber Himmel, nicht unerbittlich sein; eine ganze Familie für mich, und ein äußerst vernünftiges, standhaftes, kluges Mädchen, zugleich Preis und Helferin – sehn Sie, liebe Graunin! das gibt mir mächtigen Trost, und starke Hoffnung. Schlägt er es auch im Anfange rund ab, so läßt es sich denn doch wohl weiterhin erreichen. Und wenn es nun geschehen ist – Gott im Himmel! Sie wissen, was das wenn für mich heißt, werden es gern glauben, daß, indem ich dies schreibe, mir das Blut in allen Adern kocht, und vor Bewegung und halb freudiger, halb ängstlicher Unruh der Atem fast still steht.

Wenn es denn nun erfüllt ist, meine Freundin, dann sehe ich auch Sie wieder, frage Sie mündlich, ob Sie noch die sind, die Sie waren, und, woran meinem Herzen so unendlich viel liegt, ob Sie es noch gegen mich sind. Und wenn wir uns gesehen haben, dann gehe ich voran – Ihnen eine Stätte zu bereiten, und warte mit froher Sehnsucht einer Zeit, wo uns der Himmel an zwei Enden des Friedrichstädtschen Markts vereinigen soll, und wo mir Berlin, was mir jetzt bloß ein toter Palastklumpen ist, der Mittelpunkt aller Lebensfreuden sein wird.

Ich werde unterbrochen, und höre auf, da ich ohnedies meinen Zweck erreicht, und ein stilles Stündchen zu einem so angenehmen Geschäft verbraucht habe. Vermutlich geht dieser Brief erst übermorgen ab. Alsdann schreibe ich auch an Ihren Mann, wünschte aber wohl, ihm bessre Neuigkeiten melden zu können, als die – daß sein Bruder heiraten will.

Ich gebe Ihnen nur einen Auftrag in diesem Briefe, aber er liegt mir auch recht am Herzen. Grüßen Sie le Noble. Gleichviel, wie Sie mit ihm stehen, diesen Auftrag müssen Sie mir recht warm und herzlich ausführen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn so liebe, wie ich ihn geliebt habe – nein! sagen Sie ihm dreist, daß ich ihn noch mehr liebte; bitten Sie ihn um einen Brief für mich. Er soll mir Balsam sein: ich will ihn auswendig lernen und wenn ich über .... Monate nach Königsberg komme, will ich ihn ihm hersagen, und mit einer frohen Umarmung danken.

Und Sie – Madame! – denken Sie an die grüne Stube. – Auch ich lebte einst in Arkadien.

Sein Sie glücklich, wo und wie Sie wollen, aber mich – mich vergessen Sie ja nicht dabei. Gentze.

NB. Herr Reichardt[1]) ist wieder in Berlin, aber – er ist ein Tor geworden. Schade! Schade!

14.

(Undatiert. Etwa Dezember 1785, Berlin.[2])

Diese Zeilen sind nur einer einzigen Bitte gewidmet: Sie haben sich von Sennewalt malen lassen[3]); und ein Brief Ihres Mannes, den ich vorigen Sonnabend erhielt, und der durch eine Menge artiger und freundschaftlicher Äußerungen beinahe alles, was sein erster – unnennbarer – und sein zweiter – kalter – auf mich übles gewirkt hatte, wieder gut macht, enthält unter andern die Versicherung: „daß, wenn Sie eine Kopie dieses Gemäldes machen ließen, sie für keinen andern, als für mich bestimmt wäre." – Vielleicht hat Ihr Mann Sie verraten,

[1]) Der Kapellmeister J. F. Reichardt (1751–1814) war in Königsberg geboren.
[2]) Datierung nach der Stelle: Wichtige Begebenheiten usw., die im nächsten Briefe aufgeklärt wird. [3]) „F. W. Senewald, Bildmaler, arbeitete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Berlin. Er malte viele Porträts hoher Personen, sowohl in Öl, als in Miniatur. Blühte um 1785." (Naglers Künstlerlexikon.)

vielleicht auch gescherzt. Es sei aber, was es sei, so etwas lasse ich mir nicht umsonst gesagt sein. Mit größter Sicherheit also, und zugleich mit großer, großer Sehnsucht sehe ich diesem Porträt entgegen. Je eher, je besser. Die Lust haben Sie mir nun einmal rege gemacht, oder Ihr Mann wenigstens. Sehen Sie nun, wie Sie mich befriedigen. Nur um aller Welt willen sagen Sie Ihrem Manne nicht, daß ich aus seinem Briefe geplaudert habe. — Ihre Schwester habe ich heute gebeten, daß Sie Cölestinen bewegt, sich ebenfalls malen zu lassen. Tragen Sie das Ihrige dazu bei, gute Frau! — Sie werden ja gern einen frohen Anblick mir befördern helfen. — Einen Brief von Ihnen erwarte ich nächstens. Wichtige Begebenheiten sind jetzt im Werke. Mein Herz pocht gewaltig. Vielleicht wissen und hören Sie von meiner Geschichte, und von der Neuigkeit, daß nun der Alte schon meine Wünsche weiß. Adieu. Sein Sie glücklich. Gentze.

15.

Berlin, den 31. Dezember 1785.

Teure Freundin!

Ich weiß, daß Sie es fühlten, selbst fühlten, als Sie Ihren letzten Brief an mich schrieben, wie sehr Sie mich dadurch erfreut, erquickt, beglückt haben; denn eine Seele, die nur wirklich eine Seele ist, fühlt jede süße Empfindung zuerst, die sie in andern erregt. Es wäre aber ebenso überflüssig, als es ohnmöglich ist, daß ich Ihnen hier beschreibe, wie wohl mir zumute war, als ich die Versicherung, daß Sie so meine Freundin wären, noch jetzt sind, als ich es wünschte, aus jeder Zeile las, und aus jedem Worte schloß.

Liebe Frau! Je mehr man die Menschen kennen lernt und beobachtet, oder um nur gleich zu sagen, wie ich es eigentlich meine, je mehr Menschen man kennen lernt, je mehr sieht man — daß nur wenige wert sind, gekannt zu werden. Je mehr man in der Welt herum sucht nach Herzen, die unser Herz verstehen, je froher wird man, je glücklicher schätzt man sich über die wenigen, die man gefunden hat. Ach! sie sind so selten. — Der große Haufe der Menschen versteht das Wort Freundschaft gar nicht mehr. Wissen Sie, seit wann? — Seit dem Augenblicke, da er aufhörte, das Wort Liebe zu verstehen. In unsern großen Städten lacht man über wahre Liebe, so wie man warme Freundschaft für ein Unding hält. Belustigungen und Amüsements sind an die Stelle des Vergnügens

getreten; man quält sich, um nur vor aller Welt glücklich zu scheinen, und bringt es endlich dahin, daß man ganz vergißt, es zu sein. Man tanzt, man spielt, man hat Langeweile auf Bällen und in Gesellschaften, weil man sie nicht mehr besucht, um das Leben zu versüßen, sondern umgekehrt, weil man bloß lebt, um sie zu besuchen.

Ich sage Ihnen nichts Neues, das wollte ich auch gar nicht, Sie wissen, Sie fühlen alles, was ich hierüber weiß und fühle. Aber eben das ist der Vorzug einer Korrespondenz, die nicht jedermann zu führen imstande ist, daß wir einander unsre eignen Gedanken und Gefühle entwickeln, und daß man die seinigen wieder findet, wenn man seinen Freund sprechen hört.

Ist es nicht ausgemacht, daß für Menschen, die den wahren Wert des Lebens zu schätzen imstande sind, die den hohen Wert einer einzigen glücklichen Stunde einer Reihe fader Tage und abgeschmackter Zeitvertreibe vorziehen gelernt haben, daß für die alles Klagen und Murren über die Welt, bloß darin seinen Grund hat, daß sie nicht Seelen genung finden, mit denen sie harmonieren, in denen sie sich ihres Überflusses sanft entladen, in denen sie ihre Leeren reichlich ausfüllen können, oder daß sie, wenn sie solche Seelen gefunden haben, nach ihrem Umgange vergeblich seufzen, oder wohl gar nach ihrem Umgang nicht seufzen dürfen? Sagen Sie mir, einige kleine physische Übel abgerechnet, die sich dann wohl würden ertragen lassen, ist das nicht der Grund aller unsrer Seufzer, und die Quelle aller unsrer mißvergnügten Tage? —

Nicht wahr? Der Umgang mit vier oder fünf vortrefflichen Menschen, aber ohne Zwang, ohne Rückhalt in der ungezwungensten, glücklichsten Freiheit der Natur, durch keine Hinsicht auf Zeremoniell eingeschränkt, durch keine Furcht vor Mißdeutungen verbittert, allenfalls im ruhigen Schoße der süßen, süßen Natur — wäre das nicht gerade das einzige, was Menschen, wie wir sind, glücklich machen könnte? Sagen Sie doch, würden wir mehr wünschen, würden wir nicht gern allen eitlen Glanz der Welt den Toren, alles Geld den Juden, alle Gelehrsamkeit der Schule überlassen, und aus unserm kleinen frohen Zirkel hinaussehen in die große Welt, und in das stürmische Labyrinth, wo man Freunde kaufen will, und nicht sieht, daß sie nicht zu kaufen sind[1]), würden wir da nicht hinaussehen, wie der Bewohner einer guten,

[1]) Diese Stelle klingt deutlich an Goethes „der wahre Genuß" an. Der Gedanke ist, wie überhaupt die Gedankenwelt des ganzen Briefes, aus Rousseaus Nouvelle Héloïse und Émile gebildet.

stillen, warmen Stube hinaussieht in die herbstliche Gegend, wo der Abendwind in einem kalten Regen die abgefallnen Blätter ersäuft? — Wir brauchten nicht mehr.

Und doch sehnen wir uns vergeblich nach diesen reizenden Gütern, und können nicht begreifen, warum sie uns versagt sind, da sie doch so simpel, so natürlich, so wenig kostbar (nach der Weltsprache) sind, können nicht begreifen, warum der Schätzesammler, der nach Hunderttausenden geizt, eher seinen unmäßigen Wunsch erfüllt sieht, als wir den billigen, bescheidnen — den Wunsch nach einem kleinen, kleinen Zirkel von echter Freundschaft belebt!

Hören Sie mich an, liebe Graunin, ich weiß, daß eben diese Zweifel oft Ihre Seele bestürmen, ich weiß, daß sie es im Grunde allein sind, die Sie mit dem Leben unzufrieden machen, daß Sie oft, oft denken: Wie wenig wünsche ich, und doch wünsche ich vergebens! Hören Sie mich, den eben dieser Kummer oft geplagt, eben dieser Zweifel oft bis — zu einem weit furchtbarern Zweifel geführt hat. Mir ist er gelöset: Wie in den meisten Fällen, wo wir über Übel in der Einrichtung der Welt klagen, liegt die Schuld, so wenig und so ungern wir es uns auch gestehen mögen — in uns.

Denken Sie sich ein großes, fruchtbares Tal zwischen einigen hohen Bergen, die bloß dahin gesetzt zu sein scheinen, um es mit dem Regen des Himmels zu tränken und gegen das wütendste Brausen der Nordwinde zu schirmen; denken Sie sich dieses Tal mit goldnen Früchten aller Art reichlich gekrönt, und mit jeder wohlriechenden Blume ausgeziert, die die Natur so gern hinwirft, wenn man sie nicht stört, bewohnt von einem friedlichen, glücklichen Völkchen, das vielleicht um desto glücklicher ist, weil es nie sah, was jenseits seiner Berge vorgeht. — Denken Sie sich, daß durch ein sehr natürliches Ungefähr einer der Bewohner, indem er in seinem reichen, fetten, wohltätigen Boden gräbt, einen Diamant fände. Was würde geschehen? — Der glückliche Sohn der Natur würde den Diamant bewundern wie einen hellen, wohlgeformten Kieselstein, er würde ihn hinlegen, und über den Toren lachen, der ihm im Ernst auch nur drei Kornähren für dieses unnütze Kleinod anböte. Alle seine Brüder, gleich weit von dem Narrenjoche der Meinung und des Vorurteils befreit, würden den Stein ebenso gleichgültig liegen lassen, und der Besitzer von einem mogolischen Schatze und fünf Pflaumenbäumen, wäre ärmer als sein Nachbar, der sechs Pflaumenbäume und keinen Diamanten hätte.

Gesetzt aber, es käme durch einen Zufall ein angrenzender Fürst in diese seligen Gefilde; er sähe den Diamanten, er hörte, daß er aus dieses Landes Erde gegraben wäre, seine verdorbne, befleckte Seele käme sogleich auf den barbarischen Gedanken, dies friedliche Land zu unterjochen, und zu seinen gelddürstenden Zwecken zu brauchen. Er würde es ausführen: er verjagte die Bewohner aus ihrer stillen Stube und schmisse sie in den Ozean der Welt, er nähme ihnen ihre glücklichen Äcker und gäbe ihnen Geldfässer in seiner Hauptstadt; er nähme ihnen ihre häuslichen Freuden, und gäbe ihnen alberne Ehrenstellen an seinem Hofe. Das reiche, wollüstige Tal würde in eine Diamantengrube verwandelt, ausgerottet alle Blümchen der verwaisten Flur, niedergerissen alle Pflanzungen, umgepflügt alle Getreidefelder, um Steine hervorzusuchen, und im Zeitraume von einigen Jahren spottete man schon über die unwissende Nation, die ihr Korn verzehrt hätte, ohne zu ahnden, daß es auf einer Diamantgrube wüchse.

Nach zehn Jahren käme einer von den ehemaligen Einwohnern unsers Tals auf einer Reise unvermutet in sein ehemaliges Vaterland. Matt von Hunger, matt von Durst, dächte er mitten im Schoß des üppigsten Reichtums der Natur sein Labsal und seine Stärkung zu finden. Bloß einige rohe, saftige Früchte, die ihn ehemals oft erquickt hatten, zur Nahrung, bloß ein Blumenbette, worauf er sonst so weich gelegen hatte, zum Lager: mehr wünscht er nicht. Und siehe — es war alles wüste und öde. In der umgewühlten Erde glänzte hin und wieder ein kostbarer Stein, aber keine reizende Frucht: für Hunderte von Diamanten hätte er keine Kornähre kaufen können. Wo seine Brüder und seine Schwestern unter Blumen spielten, da seufzen jetzt Sklaven in furchtbaren Bergwerken. Er stirbt vor Hunger unter den Schätzen, die tausend Fürsten bereichert hätten: keine Blume, keine Frucht, aber Edelsteine ohne Zahl!

O! meine Freundin! Sie haben die Anwendung schon gemacht. Mich — mich hat sie manche, manche Träne gekostet. Wir haben uns die Welt in eine Goldgrube verwandelt, und — unsre Blumen sind verwelkt; wir haben uns in Diamanten arm gewünscht, und — ach! — keine Kornähren mehr.

Sehen Sie! Das ist es, was mich — tröstet? — nein! aber still, still macht, so oft ich denke: wie geringe sind der edelsten Menschen Wünsche, und sie werden nicht gehört! Geringe? so sage ich denn geringe?

Blumen zu lesen, in einer Edelsteingrube? Freilich ist Liebe, und Freundschaft, und herzliche Freude, und sanfter, ruhiger Lebensgenuß so wohlfeil, so natürlich, so reichlich ausgestreut, als Veilchen und Trauben, wenn wir der Natur getreu bleiben. Aber so wie der Mensch jetzt ist, in diesem eisernen Zeitalter durch unsre Kultur vergiftet, durch unsre Vorurteile umnebelt, durch unsre Leidenschaften in ein Krankenhaus, durch unsre gesellschaftliche Verhältnisse in etwas noch weit Ärgers verwandelt — o! da sind Liebe und Freundschaft und ein ruhiges Leben in der Simplizität aller Begierden und aller Vergnügungen ebenso selten als Blumen und Früchte im Diamantental: und eine Welt für einen Freund hingeben, fängt an, Gewinn zu werden.

Zum Glück — oder zum Unglück — (beides ist wahr) sind in dem Zeitalter, worin wir leben, und was ich Ihnen soeben schilderte, die Menschen so geartet, daß sie über ihren Diamanten Blumen und Früchte vergessen haben. Unter Millionen fällt es gewiß selten mehr als Zweien ein, mitten im Getümmel des Lebens eine Leere zu fühlen, die aller Rausch der erkünstelten Vergnügungen nicht ausfüllen kann; oder wenn es ihnen einfällt, so wissen sie kein bessres Mittel, als, um einem Abgrunde zu entgehen, sich in einen noch tiefern zu stürzen; und, um nur keinen Überrest des Lichts mehr zu sehen, löschen sie das Flämmchen vollends aus, das um sie her zittert.

Wir aber — meine Freundin! — wir, die wir uns oft sehnen nach einer frischen Frucht auf diesem trocknen Boden, nach einem weichen Blumenlager in dieser kalten Steingrube, deren Schätze uns nicht sättigen — wir wenige — sollen wir künftighin noch klagen, daß unsre Wünsche, die noch so eng sind, nicht erfüllt werden? — Nein! laßt uns vielmehr einsehen, daß nach der törichten Umwühlung unsres Erdbodens, jetzt Diamanten Staub an den Füßen, und Feldblumen seltner als Diamanten geworden sind! Laßt uns den glücklichen Schritt preisen, und segnen, der in dieser allgemeinen Dürre uns an eine Blume führte, und — statt zu klagen, daß wir nicht mehr wie sonst, auf Rosenbetten ruhen können, laßt uns die seltnen Blumen, die wir fanden, lieber recht genießen, einziehen ihren ganzen Wohlgeruch, uns berauschen in ihrem wollüstigen Duft, und — wenn sie uns entrissen werden, mit Gelassenheit denken: die Welt ist zu arm, sie zu tragen, weil die Tyrannen sie verdarben.

Ich konnte es nicht lassen, beste Frau, Ihnen diese Idee, mit der ich mich nun schon seit geraumer Zeit als einer sehr richtigen Vergleichung,

die aufs Leben vollkommen paßt, herumgetragen habe, ausführlich mitzuteilen. Freilich sieht die ganze Parabel wieder einer kleinen Abhandlung sehr ähnlich, und Sie werden sagen, daß meine meisten Briefe Predigten sind. Doch das ist ja gar nicht die Frage: was sie sind — die Frage ist bloß, ob sie Ihnen gefallen.

Weil denn das nun, wie sich Ihr Mann bisweilen auszudrücken pflegte, in der Welt so traurig geht, was bleibt uns übrig? — Ich denke doch immer noch: viel, für jeden viel. Was mir z. B. jetzt das Leben herrlich versüßt, das wissen Sie wohl: ich weiß aber auch, was es Ihnen versüßen könnte. Wollen Sie darüber noch ein kleines Kapitel anhören? — Wohlan!

Ihre Kinder — Nichts ist mir in dem Gewebe Ihrer Schicksale und in dem Systeme Ihrer Empfindungen trauriger, als daß Sie es über sich selbst nicht erlangen können, Ihre lebendigen Kinder eben so zu lieben, als Ihr verstorbnes. Und doch ist das die einzige Tür, die Ihnen noch zur wahren, und — ich darf es sagen — zu einer recht hohen Glückseligkeit offen steht. Erziehung ist alles. Sagen Sie mir, bei der guten Erziehung, die Sie und die ich genossen haben, fällt es uns nicht in manchen Augenblicken, besonders in mancher Stunde des Kummers ein, daß wir noch weit glücklicher sein würden, wenn man uns mit noch größrer Sorgfalt erzogen hätte, wenn man unsre schwachen Seiten noch mit mehr Aufmerksamkeit gestärkt, die rauhen Stellen mehr abgeschliffen, die weichen mehr abgehärtet hätte? uns gegen weniger — eingebildete — Leiden fühlbar gemacht, und die unvermeidlichen mit größrer Standhaftigkeit ertragen gelehrt hätte? — Schon bei einer andern Gelegenheit habe ich Ihnen einst meinen Grundsatz der Glückseligkeit mitgeteilt. Die Umstände können viel über uns aber wir können noch mehr über die Umstände. Die nächste Folge daraus ist, daß es keinen sicherern Leitstern in ein glückliches Leben gibt, als eine gute Erziehung.

Welch ein erhabnes Geschäft haben Sie also, sowie jede Mutter und jeder Vater, die ihre Pflicht verstehen, beständig an Ihrer Seite, so nahe, so gegenwärtig! Liebe, liebe Freundin! wir wissen ja, was das sagen will: ein Mensch, der glücklich ist. — Sie haben es in Ihrer Hand, glückliche Menschen zu bilden und zwar nicht auf Augenblicke und Stunden — sondern für das Leben — und für den Tod. Nun weiß ich aber, wenn wir selbst nicht vollkommen glücklich sind, keine andre Erholung, keine andre Zuflucht, als andre vollkommen glücklich zu machen.

Ich schreibe dies am letzten Tage des Jahres 1785. — Was war das für ein Jahr für mich! Wieviel habe ich in diesem Jahre gelernt! Am ersten Tage schrieb ich in mein Tagebuch folgende Stelle, davon ich Ihnen der Merkwürdigkeit halber den Anfang hieher setzen will: „Dunkel sind die Wege der Zukunft immer für den eingeschränkten Blick des kurzsichtigen Menschen, aber noch nie hat sich ein Jahr meines Lebens mit so begrenzten Aussichten für mich angefangen, als dieses. Noch nie habe ich so wenig mutmaßen können, in welcher Lage ich mich wohl am Ende des Jahrs befinden würde, als beim Anfange des jetzigen."

Nun ist es klar! — O! Freundin! und wir? wir? — durfte ich damals, als ich das schrieb, diese Entwicklung ahnden? Ach! ich hatte ja kaum den Mut, sie ganz leise, leise — zu wünschen. Nein! den hatte ich nicht.

Unter der unendlichen Reihe meiner Glückseligkeiten ist es eine der obersten, daß ich gerade damals — von Ihnen erkannt werden mußte. Erkannt, sage ich, denn gekannt hatten wir uns lange schon. Es war am 3. Januar, Abends 10 Uhr, als Sie zum ersten Male das ehrenvolle Urteil in Gegenwart Ihrer Mutter und Ihrer Geschwister über mich aussprachen: daß Sie für die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und für meine Denkungsart stehen wollten. O! welch eine Quelle von Freude und Trost wurde dieser Ausspruch für mich!

Auch mir, auch mir ist jede kleine und große Szene und jeder kleine Schatten und jede kleine helle Stelle in jeder Szene, die sich nachher zutrug, so gegenwärtig, so lebendig, als die Stunde, in der ich schreibe. Unsre Morgengespräche und unser Gespräch, als ich Sie einst um 5 Uhr abends nach Hause begleitete und bis 8 Uhr mit Ihnen am Fenster saß, und meine stumme Raserei, als ich mit Ihres Mannes Brief in Ihre Stube trat, und meine Totenblässe, und Ihre sanfte troſtreiche Stimme, und der ganze Aufzug, wie Sie, halb frisiert, im Pudermantel vor mir standen, und mir den Brief vorlasen — und dann den andern Tag bei der Mama, wie ich um 5 Uhr abends in die Stube trat, wo Sie mit Cölestinen am Fenster saßen, wie ich in der natürlichsten Bewegung einer forschenden Angst mich zuerst auf Sie warf, und wir dann alle drei weinten, und ich halb aus meiner Geliebten, halb aus meiner Busenfreundin Munde mein Glück vernahm — o Gott! was war das für eine Zeit!

Sie sind in allen Betrachtungen doch am Ende die einzige Stifterin meines Glücks gewesen. Glauben Sie mir, liebe Graunin, ich weiß das recht gut. Hätte mich Cölestine damals schon so gekannt, als sie mich jetzt durch eine vertraute und glückliche Korrespondenz kennen gelernt hat, so würde sie vielleicht unbedenklich für mich entschieden haben. So ganz und durch und durch kannte sie mich zu der Zeit noch nicht, und mit unschuldiger Freimütigkeit sage ich Ihnen das, sie liebte mich auch so nicht als jetzt. Da war es denn ein unendliches Gewicht, das die Wage für mich niederriß: Daß Sie — Sie — mich für wert gehalten hatten, Ihr Freund zu sein. Das weiß ich: das kann Cölestine nicht leugnen, das wird Sie auch nicht leugnen: es macht ihr ebensoviel Ehre als mir.

Die Bitte, daß Sie mir im künftigen Jahre, und in allen künftigen eben das bleiben sollen, was Sie mir in diesem — goldnen, goldnen Jahre gewesen sind, die Bitte ist überflüssig. Die Erfüllung steht bei mir: solange ich der bleibe, der ich war, können Sie mir Ihre Freundschaft nicht nehmen, dürfen Sie mir nicht nehmen, denn Sie wissen wohl: Gute Seelen haben das Recht, auf einander zu trotzen.

Und mein Wunsch zum folgenden Jahre?
Wenig hoffen — nichts fürchten — viel genießen!
Des Lebens Augenblick ist nicht wert der Anschläge Dauer,
So vieler Sorgen und Pein! —

Wer immer nur zu genießen hofft, genießt niemals. Die Summe aller Weisheit ist: gebrauche das Gegenwärtige! In dem Schwarme von Irrtümern, die das menschliche Geschlecht belagern, ist das der vornehmste: daß alle Menschen immer im Begriff sind zu leben. Young nennt das sehr schön: daß sie immer an der Schwelle der Geburt stehen.[1])

Laßt uns leben, leben, und nicht bloß existieren. Die größte Bürde drückt nicht beständig. Laßt uns empfinden und froh genießen jeden Augenblick des Nachlasses, jede ruhige Minute. Das ist mein Rat!

Und nun noch meine Ermunterung, für uns beide, und für alle glückliche und unglückliche Seelen: „Laßt uns Gutes tun, und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!" —

— — —

Jetzt aber will ich ihnen noch was erzählen: wenn Sie es schon wissen, so hören Sie es noch einmal von mir. Wenn Sie es noch nicht wissen, so nehmen Sie es als ein Geheimnis auf.

[1]) G. las Eduard Youngs Nachtgedanken wohl in Eberts Ausgabe mit Prosaübersetzung. 1760. Die zitierte Stelle: 1. Nacht. V. 400.

Vorigen Dienstag habe ich an Cölestine, Gossow und den Münzmeister geschrieben, und sie um Erlaubnis gebeten, Schwink, der jetzt bei uns ist, in drei Wochen nach Königsberg zu begleiten, und mich da 14 Tage aufzuhalten, um meine Sache selbst zu führen. Alles ist zu dieser Reise schon richtig, wenn ich den Konsens von Königsberg erhalte. Heute über acht Tage erwarte ich die Antwort. Ist sie so, wie ich sie wünsche, so bin ich im Anfang des Februar dort.

Fühlen, fühlen Sie für mich, wie mir bei dieser trocknen, ruhigen Erzählung das Herz schlägt, und das unruhige Blut wallt, wie ich zittre vor Angst, Freude und Ungeduld. Wenn Sie diesen Brief erhalten, ist es schon entschieden. Und wenn ich Ursach habe, mich zu freuen, so weiß ich, daß Ihnen jetzt gewiß auch froh zu Mute ist. Himmel! Was sollte das für ein Fest werden.

Noch habe ich nicht recht das Herz, mich zu freuen: denn wenn es nicht geschähe! – Habe ich erst die Gewißheit: o! ihr Götter der Liebe und der Freundschaft, dann will ich Farren auf eurem Altar opfern!

Nun leben Sie wohl, liebe, liebe, liebe Freundin! Wenn wir uns sehen sollten: was werde ich Ihnen da alles zu sagen haben! Grüßen Sie le Noble; ich bin fast im Ernst böse, daß er mir nicht mehr schreibt. O! möchte ich ihn doch in eigner Person zur Rede stellen können!

Lottchen hat mich erinnert, daß ich Ihrem guten Bruder Fritz noch einen Brief schuldig wäre; hier ist er; sein Sie gütig, ihn nächstens weiter besorgen zu lassen. – Mit Ihrem Mann bin ich jetzt wieder gar sehr gut dran. Sollte mein Projekt dort nicht durchgehen, dann bitte ich Sie um aller Himmel willen, trösten Sie mich durch Briefe. Und im Glück und Unglück denken Sie oft an Ihren treuen Freund Gentze.

Das Jahr 1785 ist vorbei!

16.

Berlin, den 17. Januar 1786.

Liebe gute Freundin!

Ich habe eben etwas gelesen, was mich einigermaßen verwundert macht. Cölestine schreibt mir, daß mein letzter Brief auf Sie einen so betrübten Eindruck gemacht hätte, und daß Sie gar auf den – entsetzlichen Gedanken gekommen wären, als ob meine Freundschaft und Achtung für Sie auch nur im allermindsten Grade geringer geworden sei. Lassen Sie mich darüber einige Augenblicke mit Ihnen schwatzen. Denn mich verteidigen – des Worts bediene ich mich nicht gegen Sie.

Ich sinne hin und her und kann doch wirklich mich nicht besinnen, in welcher Stelle meines letzten Briefs ein Grund gelegen hätte, der Sie auf jenen mir so schmerzlichen Irrtum hätte führen können. Was aber auch im Briefe stehen mag, so schwöre ich Ihnen bei allem, was mir wert und teuer ist — und dessen ist denn doch manches in der Welt — daß in meinem Herzen noch eben dasselbige steht, was Sie in Königsberg darin lasen.

Weil Sie nicht glücklich sind? Weil das Schicksal Ihnen zum sauren Kampf machte, was andern Rosenspaziergang ward? weil Sie fühlen, daß es Ihnen Mühe kostet, sich gegen Ihre Lage zu sträuben, darum sollte ich Sie weniger ehren, lieben, preisen? Darum sollte ich es weniger lebendig erkennen, wie gut, wie gut Sie sind. O, wenn mich auch meine Philosophie einen so groben Fehler machen ließe, was würde mein Herz sagen?

Darüber beruhigen Sie sich also gänzlich. Denn ich bin stolz genung zu glauben, daß das imstande wäre, Ihnen einige Unruhe zu machen. Ich bewundre Sie: ich bewundre Ihr ganzes Verhalten, ich bewundre Ihre Seele, die so viele Stöße aushielt und aushält; ich preise mich glücklich, davon Zeuge gewesen zu sein. Bekanntschaft mit der Regierungsrätin Graun, das ist ein Titel, der ganz vornan steht in dem Buche, worin ich die Wohltaten des Himmels, die über mich ausgegossen wurden, aufzeichne.

Und daß Sie das nicht auch in meinem letzten Briefe gefunden haben sollten, das begreife ich nicht; ich dächte, es stünde auf allen Blättern.

Was ich für eine abgeschmackte Rolle spiele, in meinen eignen Augen, wenn ich hier in Gesellschaften nach Ihnen gefragt werde. Und das geschieht denn doch, so oft von Ihrem Manne die Rede ist. Es soll eine charmante Frau sein? — Soll? — charmante? Neulich fragte mich jemand, wie mir Ossian gefiele. — Das fällt mir denn allemal ein.

Was denken Sie zu der Geschichte von Ihres Manns Bruder? Denn vermutlich wissen Sie doch was davon? Was ich davon denke, will ich Ihnen wohl sagen: Ich danke Gott, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie mit Ihrer Frau Schwiegermutter zusammen leben werden. Was ist das für eine Frau! Wie unähnlich, wie schrecklich unähnlich Ihnen; aber — Sie werden den Stich wohl verstehen. Eine so kalte, so trockne, so fürchterlich gefühllose Seele können Sie sich nicht denken.

Ihr Schwager ist ein schwachsinniger Mann, aber seine Mutter stürzt ihn völlig ins Verderben. Seine projektierte Heirat war eine alberne, tolle Grille, aber die Begegnungen, die ihn dazu verleitet haben, und die Mittel, die ihn davon abhalten sollten, waren äußerst unmütterlich. – Ich habe die Ehre, sehr bei Ihrer Schwiegermutter in Gnade zu sein: es war natürlich, daß ich ihr von Anfang an mit ausgesuchter Höflichkeit begegnete, eine weibliche Person, die Ihren Namen führt! Schon das war Empfehlung für sie! Daher hat sie mir denn auch jetzt die ganze Geschichte ihres Sohnes anvertraut, aber mit einer Gleichgültigkeit, mit einem Ton, als wenn sie von einem ganz fremden Menschen spräche. Wäre nicht der liebenswürdige, göttliche Kapellmeister Graun[1]) ihr Mann gewesen, so möchte ich beinahe ausrufen: „O Hannchen Fischer! Sanftes, süßes Mädchen, unter was für harte Felsen bist du geraten!"

Nein! Das Haus, das sollen Sie einst bewohnen, aber die jetzige Eigentümerin muß nicht mehr drin sein. Dann, liebe Graunin, dann wollen wir anfangen, wo wir aufgehört haben; und so wie man uns ehmals ein Kleeblatt nannte, Sie, Cölestine und mich, so wollen wir künftig ein wahres Kleeblatt herzlicher und ewiger Freundschaft bilden. Und dann wollen wir hübsch im Sommer auf dem Lande wohnen, und alles genießen, was das Leben glücklich macht. Ach! das Herz schlägt mir bei der frohen Aussicht.

Von le Noble habe ich heute einen kurzen, und schwermütigen Brief erhalten; er klagt am Ende über Mendelssohns Tod[2]); das ist ein tiefer, tiefer Verlust, liebe Graunin, der Tod dieses Manns! Ein großer und ein schöner Geist! Unsterblichkeit lehrend, wie Sokrates, und unsterblich, wie er. Das dritte Gespräch seines Phädons ist ein hohes Meisterstück philosophischer Schreibart und glücklicher Gedanken.

Lesen Sie denn noch im Klopstock? Ich merke, daß le Noble viel mit ihm umgeht. Er sagt von Mendelssohn; „Ehre sei auch ihm von uns an den Gräbern hier." Er wünscht mir, „mit Blumen bestreut das Grab, das auf uns alle harrt." O! ich dachte an den Abend, da ich Ihnen die göttliche, göttliche Stelle vorsagte, aus der Ode: die Gestirne.

---

[1]) Karl Heinrich Graun (1701–1759), Vorsänger am kronprinzlichen Hof in Rheinsberg, dann Kapellmeister in Berlin. [2]) Moses Mendelssohn war am 4. Januar 1786 gestorben.

Dort schuf sie der Herr; hier dem Staube näher den Mond,
Der, Genoß schweigender kühlender Nacht,
Die Erdulder des Strahls heitert – – –
Erde, du Grab, das auf uns alle wartet,
Gott hat mit Blumen dich bestreut![1])

Ich möchte wohl wissen, wie le Noble eigentlich zumute sein mag; er hat mir einen langen Brief höchstens in 14 Tagen versprochen, den ich mit Ungeduld erwarte.

Was haben Sie denn zu meinem verunglückten Reiseprojekt gesagt? O, liebe Graunin, es muß Ihnen durchaus etwas leid getan haben; wahrhaftig es gehört mit unter meine Trostgründe bei dieser fehlgeschlagnen Hoffnung, mir vorzustellen, daß es Ihnen recht sehr leid getan hat. Schreiben Sie mir doch nächstens Ihre Meinung darüber.

Ich freue mich sehr, daß Sie mit meiner Cölestine in so guter und vertrauter Freundschaft leben. Was das für ein vortreffliches Mädchen ist! Wie sie mich durch ihre Briefe tröstet und aufheitert! Wie sie jetzt meine Hoffnungen froh macht, und einst mein Leben glücklich machen wird! Freut Sie das nicht? Hören Sie das nicht gern, Wohltäterin meines Lebens? – Denn welch ein beträchtlicher Teil dieser Glückseligkeit ist Ihr Werk!

Ich erwarte einen langen Brief von Ihnen, und bald. Lassen Sie mich nicht lange vergeblich darauf warten. Denn ich sehe Ihren Briefen entgegen, wie einem abwesenden Freunde, dem man meilenweit entgegenreisen möchte, wenn er uns einmal besucht. Bleiben Sie mir gut, und, um des Himmelswillen, setzen Sie den Gedanken, daß meine Freundschaft nur um einen Grad abnehmen könnte, ins Reich der Unmöglichkeiten.

Gentze.

Grüßen Sie alle Ihre Geschwister, Ihre Mutter, le Noble, Dengels und – **Ihr Bild** (verstehen Sie mich?)

---

[1]) Die Strophen lauten nach der Ausgabe der Oden von Munker und Pawel (Stuttgart 1889):

Dort schuf sie der Herr! hier dem Staub näher den Mond
So, Genoß schweigender kühlender Nacht, sanft schimmernd
Die Erdulder des Strahls heitert' in jener Nacht
Des Entschlafnen da umstrahlt einst sie Gestirn!
Ich preise den Herrn! preise den, welcher des Mondes
Und des Tods kühlender, heiliger Nacht, zu dämmern,
Und zu leuchten! gebot. Erde, du Grab, das stets
Auf uns harrt, Gott hat mit Blumen dich bestreut!

17.

Berlin, den 8. April 1786.

Ich bin in einer großen Schuld bei Ihnen, meine liebe, teure Freundin, und doch ist mir recht wohl, daß ich drin bin, weil ich das süße Vergnügen vor mir habe, mich ihrer in den Stunden, die diesem Briefe gewidmet sind, zu entledigen.

Ich sehe, meine beste Graunin, aus Ihren beiden letzten Briefen, daß Sie — ein einziges Verhältnis oder vielmehr, eine einzige Seite dieses einzigen Verhältnisses ausgenommen — noch in allen Betrachtungen ohngefähr auf eben dem Punkte sind, auf dem ich Sie verließ. Sobald von persönlichem Interesse die Rede ist, so kann diese Bemerkung keinem angenehmer sein, als mir. Ich weiß, daß ich damals eine nicht unbeträchtliche Stelle in Ihrer Achtung, in Ihrer Freundschaft, in Ihrem Herzen hatte. Ich weiß es und freue mich, wenn ich sehe und fühle, daß ich diesen unschätzbaren Vorzug nicht verloren habe, wenn ich sehe und fühle, daß Sie mich noch, wie damals, für wert halten, der Vertraute einer so schönen Seele und ihrer geheimsten Empfindungen zu sein. Sie wissen, was mir Ihre Freundschaft von jeher gewesen ist, und daß sie allein mir das Leben wert machen konnte zu einer Zeit, wo es mir in allen andern Betrachtungen auf eine recht schreckliche Art gleichgültig zu werden anfing.

Wenn ich nun aber weniger auf mich, als auf Sie selbst sehe, so stellt sich die Frage: „Ist es gut, daß sie ganz so blieb?" schon viel bedenklicher auf, weil sich dann bloß fragt: „Ist es ihr gut?"

Recht glücklich sind Sie nicht. Sie waren es einst – aber auf kurze Zeit. Diese[1]) wenigen Jahre, die unter den Freuden und Hoffnungen des ersten Jugendtraumes so schön – und so schnell – dahinflossen, sollten sie die Summe aller Glückseligkeit enthalten, die Ihnen auf der Welt beschieden war? Sollten Sie in Zukunft nur leben, um jene frühen Tage zu beweinen? – Nein! Sie sind viel zu sehr geschaffen, um glücklich zu sein, als daß Sie, als daß ich es wagen wollte, diesen Frevel zu denken. Was bleibt also übrig? Sie müssen schlechtersdings suchen, glücklich zu werden.

Die Natur hat – unendlich viel an Ihnen getan. Unendlich viel! — o! dürfte ich das Ihnen erst vorrechnen? Die Welt selbst nennt Sie eine schöne, eine liebenswürdige, eine verständige, eine gute Frau. O! sie

[1]) Von hier ab bis „eine richtige Vorstellung machen dürfen" auf S. 81 hat Elisabeth die Worte Gentz' mit Auslassungen und Änderungen in einen Brief Metas aufgenommen. Erinnerungen S. 120 ff.

kennt noch das wenigste. Nur der, der, wie ich, in den Tiefen Ihres Herzens las, der diesen unerkauflichen Reichtum der schönsten, wärmsten, edelsten Gefühle für alles, was gut und liebenswert ist, der diese Seele, offen durch ihre hohe Empfindsamkeit allen den Eindrücken, wofür Tausende gar nicht einmal eine Idee, viel weniger einen Sinn haben, gekannt, geliebt — und wäre das zu stolz? — mit sich vereinigt gefühlt hat, nur der darf sagen: die Natur hat unendlich viel an Ihnen getan. Fragen Sie sich selbst in Augenblicken, wo Ihr weiches, empfindsames Herz, Ihr feines, gebildetes Gefühl, Sie allen Leiden aussetzt, die nur ein solches Herz oder doch gewiß nur so stark empfindet, fragen Sie sich, ob Sie, selbst in diesen Augenblicken, dies Herz vertauschen wollten? Nein! für keinen Preis würden Sie die Quelle unsäglicher Freuden hingeben, wenn Sie der Tausch auch gegen hundert trübe Stunden auf ewig sicherte. Ziehen Sie daraus den untrüglichen Schluß, daß dies Herz mehr wert ist, als alles, was Sie gegen seinen Verlust gewinnen könnten, und daß Sie folglich wenigstens einen unverlierbaren Schatz mit sich tragen, der mehr wert ist, als alles, was die Welt Ihnen jemals zu geben vermag!

Hätten Sie bei diesem unaussprechlichen, mit nichts zu vergleichenden Vorzuge, dessen hohen Wert nur der, und nur der allein fühlt, der ihn *in sich* fühlt, nur von jeher einen weisen, guten und liebreichen Führer gehabt, so ist kein Zweifel, daß Sie ebenso die glücklichste Frau geworden wären, als Sie die liebenswürdigste geworden sind. Aber, das hat Ihnen von jeher gefehlt. Ihre vortreffliche Mutter, mit aller ihrer unaussprechlichen Liebe für Sie, mit allen den Vollkommenheiten, die mir sie, wenn sie auch nicht Ihre Mutter wäre, auf ewig ehrwürdig machen würde, hatte nur einen Fehler. Aber unglücklicherweise für Sie, gute Graunin, unglücklicherweise war es gerade derselbige, an dem Sie daniederlagen. Sie war zu weich. Um Sie zu erziehen, das heißt, um Sie zur *Glückseligkeit* zu bilden, mußte man Ihr weiches Herz gegen die Übel, die uns auf der harten Bahn des Lebens erwarten, *stählen*, mußte man Ihre Leidenschaften, die nie heftig sind, aber desto tiefer in der Seele liegen, ohnvermerkt beruhigen, Ihrem unüberwindlichen Hang zu allen Tugenden eine männliche Kraft geben; und damit ich nur das ganze Geheimnis verrate, man mußte Sie auf Kosten Ihrer Liebenswürdigkeit glücklich, weniger reizend, weniger bezaubernd für alle, die sich Ihnen nähern, und desto zufriedner mit sich selbst machen.

War Ihre Mutter das nicht imstande, so war es von allen andern, mit denen Sie je in naher Verbindung waren, vollends keiner. Ich kenne Ihren Vater fast gar nicht, aber mit aller Hochachtung, die der Vater einer solchen Tochter verdient, sei es gesagt: Eine solche Tochter überstieg seine ganze Erziehungsfähigkeit. Er konnte noch zehnmal feiner empfinden, noch zehnmal scharfsinniger beurteilen, noch zehnmal richtiger Menschenwert fühlen, und doch war er noch nicht imstande, eine solche Tochter zu erziehen.

Die Freunde und Freundinnen Ihrer ersten Jugend — o! fürchten Sie nicht, daß ich Sie tadeln, daß ich Sie lästern werde. Ich weiß, was es heißt, mit Ihnen umgehen, und Ihnen predigen wollen. Ich weiß, wie Sie durch einen unwillkürlichen Blick, durch eine kaum überdachte Äußerung einer Empfindung den Tadel selbst stumm machen können. Ich verzeihe es also Ihren damaligen Freunden, daß sie es nicht wagten, Fehler zu rügen, die selbst mitschimmerten in der Krone Ihrer Liebenswürdigkeit. Gern verzeihe ich es ihnen, daß sie zu berauscht waren in dem Wirkungskreise aller Ihrer Vollkommenheiten, um der Gottheit nur recht in's Gesicht zu sehen, die sie anbeteten. — Wie oft habe ich selbst mit Ihnen geweint, wenn ich vor Ihnen moralisieren wollte!

Wer blieb übrig? Ihr Mann. Sollte der das gekonnt haben, was Ihre Mutter nicht vermochte? — Sollte er es noch können? — Ich bin weit entfernt, hier, da es mir bloß um die Ruhe und Glückseligkeit Ihres Lebens zu tun ist, auf den Mann zu schelten, mit dem Sie nun einmal bestimmt sind, es hinzubringen. Im Gegenteil habe ich Sie oft ermuntert, anstatt über seine schlimmen Seiten zu jammern, lieber seine guten aufzusuchen und zu nutzen. Soviel ist indessen ausgemacht: Er konnte Sie nicht lehren, glücklich sein. Unter den tausend Ursachen, die Ihnen so wie mir von dieser Wahrheit in die Augen springen, darf ich nur eins für alles anführen. Er kannte Sie nie. Er kennt Sie so wenig, daß er sogar einen Ihrer größten Fehler darin zu finden glaubt, was doch in einem gewissen Grade unstreitig eine Vollkommenheit mehr an Ihnen sein würde. Er hielt und hält Sie für kalt: und ahndet es nicht einmal, daß Sie glücklicher sein würden, wenn Sie kälter wären, als Sie sind. Er kann Sie also schlechterdings nie in einen andern Zustand versetzen, weil er nicht einmal von Ihrem jetzigen eine richtige Vorstellung hat, und was das schlimmste ist, weil Sie aus tausend nur allzu gegründeten Ursachen auf seiner, und aus tausend nicht weniger

gegründeten Ursachen auf Ihrer Seite ihm auch nie eine richtige Vorstellung machen dürfen.

In dem berühmten Trauerspiele des Corneille, sagt die Vertraute der Medea, da sie sieht, daß diese sich schlechterdings bis auf den letzten Augenblick gegen ihr widriges Schicksal zur Wehr setzen will, zu ihr: „Siehe! dein Vater, dein Gemahl, dein Vaterland, die Welt selbst verläßt dich, was bleibt dir übrig?" – Und – Medea antwortet stolz und erhaben: „Ich selbst."[1]) – Erlauben Sie mir, daß ich den Ausspruch auf Sie anwende. Um recht glücklich zu werden, haben Sie nur noch eine einzige Quelle: und die liegt in Ihnen selbst.

Alle allgemeine Maximen und Glückseligkeitsregeln, so schön und erhaben sie klingen, sind eben wegen ihrer Allgemeinheit in einer gewissen Betrachtung unfruchtbar und unnütz. Denn sollten Sie es nicht auch gefunden haben, daß, sobald es darauf ankömmt, solche allgemeine Regeln bei sich selbst in Anwendung zu bringen, man immer gewisse besondre Umstände, die in der ganz reinen Allgemeinheit nicht mit begriffen werden konnten, antrifft, die uns bald dahin führen, daß wir glauben, die Vorschrift würde bei uns doch eine Ausnahme finden. Wenn Sie diese Bemerkung nicht schon gemacht haben sollten, so stehe ich Ihnen dafür, sie wird Ihnen bei gehöriger Aufmerksamkeit nicht entwischen.

Der sicherste Weg zur Glückseligkeit ist also das Studium unsres eignen Herzens. Keine bessern Arzneien für alle Seelenübel, als die, die wir uns selbst vorschreiben und zubereiten. Ein Mensch, der nur einigermaßen geschickt ist, sich selbst zu beobachten, kennt immer seine Schwächen besser, als jeder andre: und wir müßten in einem ganz besondern Taumel sein, wenn es uns nicht wenigstens alle Tage einmal einfallen sollte, welche Tugenden wir am wenigsten ausüben.

Ihre größte Schwachheit ist die: daß Sie die Übel des Lebens nicht mutig genung tragen; und Ihr größter Fehler der, daß Sie Heilungsmittel suchen, die es schlechterdings nicht sind.

---

[1]) Corneille's Medée Acte I Sc. V.

Nerine: ... Votre pays vous haït, votre époux est sans foi
D'un si grand revers, que Vous reste-t-il?
Medée: Moi,
Moi, dis-je et c'est assez.

Diese Stelle aus Gentz' Brief kehrt wörtlich wieder in dem Brief Metas an Elisabeth. Erinnerungen I, 155.

(O wie gut ist es, daß ich in diesem Augenblicke nicht neben Ihnen sitze!)

Die drei größten und wichtigsten Verhältnisse, in denen Sie sich befinden, sind: das mit Ihren Kindern, mit Ihrem Manne und mit — Le Noble. Sagen Sie dagegen, was Sie wollen: wäre das dritte nicht wirklich eins Ihrer wichtigsten, so hätte ich Ihnen weiter nichts zu sagen.

Über den ersten Punkt habe ich schon neulich die Dreistigkeit gehabt zu sprechen. Dreistigkeit nenne ich das, weil ich von Erziehung erst nach — Jahren sprechen sollte. Aber Sie wissen, wir Philosophen sprechen vom Himmel und von der Hölle, ob wir gleich in beiden Orten nicht gewesen sind. Genung, wenn Sie, was ich sagte, wahr fanden, so ist kein Zweifel, daß Sie in der Erziehung Ihrer Kinder Erfolg für alle verlorne Lebensfreuden finden können. Für alle sage ich. Und habe ich unrecht, süße, empfindungsvolle Mutter?

Ihr Mann — Sie wissen, wie ich über den Punkt denke. Es ist unendlich schwer, daß Sie mit Ihrem Mann glücklich leben sollen. Schwer: aber nicht unmöglich. Sobald es Ihnen im Ernst darum zu tun ist, glücklich zu leben, so werden Sie sicherlich Mittel entdecken gegen alle Hindernisse, die Ihr Mann Ihren Bemühungen in den Weg legen könnte. Noch mehr: ging es nach Ordnung in der Welt, so hätten Sie den vortrefflichsten, den ersten aller Männer verdient: aber im Reiche der Finsternis kann ein wohltätiger Engel des Himmels ja doch sein Licht verbreiten, wenn er es auch nicht darin findet. Verständen Sie mich nicht? O! es muß ein hoher Triumph einer Frau sein, ihren Mann selbst umzuschaffen. Sie sind seiner wert.

Ich glaube Ihnen auf Ihre wiederholten Versicherungen, daß Ihr Umgang mit Le Noble nicht mehr derselbige ist, der er zur Zeit war, als ich Sie verließ. Aber, sehn Sie, das ist die Schwachheit von Seelen unsrer Art: wir gehn immer auf einer Seite zu weit. Ich sehe aus Le Nobles ganzem Briefe, daß er unzufrieden mit Ihnen ist, unzufrieden mit der Art, wie Sie mit ihm umgehen — (nebenbei ganz vorzüglich unzufrieden mit mir, den er für den Urheber dieses ganzen Betragens ansieht). — Nun behaupte ich aber, und es wäre mir leid um Sie, wenn ich mich hierin jemals irrte, ich behaupte, daß Sie nie glücklich sein können, wenn es Le Noble nicht ist. Beweisen darf ich Ihnen das nicht: aber Ihr Herz versteht mich, und muß mich verstehen, und mir recht geben, weil ich sonst sogleich überzeugt wäre, daß ich Sie nie gekannt hätte.

Sie müssen schlechterdings dafür sorgen, daß Le Noble glücklich, wenigstens so glücklich werde, als er jetzt noch werden kann. Sie müssen, ohne Rückhalt, mit freiem, ganzem, offnen Herzen, und mit aller Zuversicht der Tugend und Unschuld, seine Freundin sein; Sie müssen sich Mühe, recht sorgfältige Mühe geben, ein Herz zu beruhigen, worin Sie doch die erste Unruhe aufgeregt haben, und was doch wahrhaftig verdient, ruhig und glücklich zu sein. Da muß denn aber auch jede Spur von anscheinender Kälte, jede unzufriedne mürrische Laune, jedes fremde, gleichgültige Betragen ebenso wegfallen, als jede hinschmelzende, verderbliche Zärtlichkeit. Bisher haben Sie alles damit verdorben, daß Sie einen Tag Ihren Freund noch gar zu sehr fühlen ließen, wie wenig Sie es vergessen können, daß er Ihnen einst mehr war: den andern Tag gereute Sie das wieder (vielleicht mit Recht) und Sie verfielen in Mißmut, Stillschweigen und Kälte, und brachten den zur Verzweiflung, den Sie den Tag zuvor nicht hätten so hoch erheben sollen. Auf diesem Wege gibt es keine Ruhe für Sie beide. Folgen Sie meinem Rat: Geben Sie ihm Ihre Freundschaft, wie er es verdient, machen Sie ihn zum Vertrauten Ihres Herzens — nur niemals der geringsten Schwäche gegen ihn, wo nicht alles verdorben sein soll — leben Sie mit ihm in immer gleicher, unschuldiger, fröhlicher, glücklicher Einigkeit; sprechen Sie über alles, selbst über Ihre vergangnen Schicksale, nur ohne geheimnisvolle Verschwiegenheit, und ohne Vorwürfe. Denn diese beiden Abwege führen Sie gewiß vom Ziele, entweder in Kälte, oder in Hitze, und beides ist nicht für Ihre Herzen. Wäre Le Noble imstande, mit dieser reinen, edeln, unschätzbaren Freundschaft nicht zufrieden zu sein, so wäre er nicht wert, Sie je geliebt zu haben, so müßte er nicht wissen und fühlen, daß der Rausch der Liebe verfliegt, immer einmal verfliegen muß, und daß Freundschaft ewig währt. Aber ich versichere Sie: fangen Sie es nur recht mit ihm an: er soll bald das Leben wieder lieb gewinnen: denn – zittern Sie nicht für unsern Freund? – jetzt ist es ihm gleichgültig.

Meine liebe Graunin! Ich weiß, daß Sie einst Rousseaus neue Heloise mit großem Vergnügen gelesen haben. Ich weiß wohl nicht, wie die deutsche Übersetzung dieses unvergleichlichen Buchs, worin mehr Tugend wohnt, als in ganzen moralischen Bibliotheken, geraten ist: denn ich habe mich nie entschließen können, sie zu lesen: so viel weiß ich aber wohl, daß sie unendlich viel verlieren, wenn Sie es nicht im Franzö-

sischen lesen können. Indessen auch der Schattenriß eines solchen Originals ist immer noch entzückend und lehrreich genung. Lernen Sie doch, liebenswürdige Julie, wenn es je in der wirklichen Welt eine gab, lernen Sie doch von jener bewunderten Julie von Wolmar die Art, wie sie mit ihrem St. Preux umging, als er von seiner Reise um die Welt zurückkam. Ihre Schicksale haben viel Ähnlichkeit: und, vorausgesetzt nur, daß die deutsche Übersetzung erträglich ist, so würde ich Ihnen in Ihrer jetzigen Lage vorschlagen, gar nichts andres zu lesen als den dritten, vierten und die folgenden Teile der Heloise. Bemerken Sie aber wohl: nicht die beiden ersten. Ums Himmels willen nicht: und wenn Sie sie gar im Französischen besitzen, so beschwöre ich Sie um Ihrer Ruhe und Glückseligkeit willen, rühren Sie sie nicht an, werfen Sie sie weg — und lassen Sie die letzten Teile in Gold einbinden.

Zu dieser freundschaftlichen Offenherzigkeit mit Le Noble, als dem einzigen Wege zu Ihrer vollkommnen Ruhe, gehört denn, meines Erachtens, auch, daß Sie ihm — erstaunen Sie nicht — aus meinen Briefen gar keine Geheimnisse machen. Ich weiß wohl, daß Sie ihm nicht immer jedes Wort, was ich schreibe, werden zeigen können: aber daß Sie es, wie ich höre, dahin gebracht haben, daß Le Noble meine Briefe an Sie gar nicht mehr lesen will, das gehört mit zu der falschen und einseitigen Verfahrungsart, die ich an Ihnen tadle. Ich nenne sie nämlich falsch, weil sie Sie nicht zum Glück führt. Meinethalben könnten Sie ihm selbst diesen Brief zeigen: denn wäre er nicht mit mir zufrieden, verlangte er mehr, als Ihr Freund, als Ihr Freund in unsrer Bedeutung (worin es sich besonders sehr von dem Wort: Bekannter NB. unterscheidet) zu sein, kurz, wäre er mit dem, was ich Ihnen in diesem Briefe anrate, nicht ganz einig, dann hätte ich, bei Gott, mit ihm nichts mehr zu teilen, und finge, wenn es mir möglich wäre, auch an, sein Bekannter zu werden.

Das ist also Ihr Weg: große, sanfte Beruhigung aller Leidenschaften, stille, friedliche Ertragung der Übel, die Ihnen beschieden sind, Erholung davon in der edlen Bemühung, Ihren Mann glücklicher (das heißt allemal besser) und Ihre Kinder zu guten Menschen zu machen, in dem freien, ungezwungnen Umgange mit Ihrem liebenswürdigen St. Preux und mit ihrer rechtschaffnen, lieben, guten Familie. Führt das Schicksal Sie nach Berlin, so finden Sie auch hier Menschen, die es wert sind, daß man das Leben liebt, und wenn Sie dann mit Le Noble auf dem Fuß sind, wie ich es wünsche, so wird Sie Ihre Trennung

von ihm betrüben, aber nicht zerreißen. – Rauschende Vergnügungen der Welt rate ich Ihnen, sparsam, sehr sparsam zu genießen. Sie sind verderblich für Sie. Wissen Sie warum? – Weil ich fühle, daß sie es für mich sind. Und ich fürchte, daß unsre Seelen sich auch hierin sehr ähnlich sind. Worin dieser schädliche Einfluß des Übermaßes dieser Vergnügungen, auf empfindliche und höhern Gefühlen offne Herzen liegt, könnte ich Ihnen jetzt noch weitläuftig auseinandersetzen, wenn ich nicht fühlte, daß es endlich einmal Zeit wird, Rechenschaft zu geben, wie ich mich denn unterstehen kann, und wodurch ich befugt und berechtigt bin, Ihnen eine mehr als zwei Bogen lange moralische Predigt zu halten. Und diese Rechenschaft will ich nun ablegen.

Sie haben mir in Ihrem letzten Briefe eine Probe von Freundschaft gegeben, die ich im Innersten des Herzens gefühlt habe, die mir, wenn ich sie von jedem Andern erhalten hätte, viel Freude gemacht haben würde, da sie mich, weil sie von Ihnen kam, in das reinste und zärtlichste Entzücken versetzt hat. Was kann ich anders meinen, als Ihren äußerst freundschaftlichen und gütigen Vorschlag, mir ein Journal Ihrer vorzüglichsten Gedanken und Empfindungen bei großen Vorfällen mitzuteilen? Ich will es hier nicht wiederholen, was ich Ihnen so oft über den unbeschreiblich hohen Wert gesagt habe, den ich auf Ihre Freundschaft setze, auch wäre es unnötig, daß ich das wiederholte. Sie würden mich nicht auf eine so ausgezeichnete Art ehren, wenn Sie nicht überzeugt wären, daß mein Herz imstande ist, stolz auf einen genauern Umgang mit Ihnen zu sein.

Eben dieser Vorschlag aber, der mich so herzlich erfreut hat, und der mir noch manchen frohen Augenblick verspricht, eben der führte mir die Hand, als ich es wagte, Ihnen Ihren Lebensplan vorzuzeichnen. Großes Vertrauen erregt große Aufrichtigkeit; und weit schwächre Bewegungsgründe, als der, den Sie mir darboten, wären schon überwiegend gewesen, sobald mich der Gedanke begeisterte: zu Ihrer Glückseligkeit etwas beizutragen. Ich denke, wenn meine Predigt noch zwei Bogen länger gewesen wäre, so wäre sie hiedurch entschuldigt.

Nun halten Sie aber auch Wort: Schreiben Sie mir jeden wichtigern Vorfall in Ihrer Lebensbahn, zumal wenn er Ihnen Stoff zu Betrachtungen gab. Um aller Freundschaft willen aber bitte ich Sie: Schreiben Sie nicht an mich, als an den Moralisten. Verzeihen Sie mir, die kleine mißtrauische Bedenklichkeit. Ich fürchte, Sie würden dann

nicht ganz so schreiben, wie ich es wünschte. Nein! Schreiben Sie an mich, als an den gutherzigen, redlichen — oft herzlich schwachen Freund. O! meine Freundin! Glauben Sie nicht, daß ich allen den weisen Maximen, die ich Ihnen vorpredige, und, das weiß Gott, mit innerm Gefühl ihrer Wahrheit, vorpredige, immer so getreu bin, als ich es Ihnen wünsche. Tugendhaft, weise, strenge sogar, in der Stunde der Betrachtung — schwach, töricht, leichtsinnig in dem Rausch des Lebens, überspringe ich oft genug die Linie, die ich doch so gut kenne, die furchtbare, feine Linie, die das Gute vom Bösen trennt. Dreist und ohne Rückhalt, können Sie jede kleine Abirrung von dieser köstlichen Linie, jede kleine Schwachheit Ihres Lebens, in mein freundschaftliches Herz ausgießen: und wenn es mir an Kraft gebricht, Ihnen zu helfen, so wird es mir nie an Tränen fehlen, Sie zu beweinen.

Einen neuen und nicht kurzen Weg könnte ich hier, gute, gute Graunin, mit Ihnen durchlaufen, wenn es mir vergönnt wäre, diesen Brief noch zu verlängern. Ich könnte Ihnen meine Schwachheiten, meine Verirrungen — meine trüben Stunden ausmalen. Aber wozu auch? Sie haben Mühe und Last genung auf Ihrem Rücken, ich, ich will mit Ihnen teilen; warum sollte ich Ihnen noch mehr finstre Seiten zeigen, an der hellen und herrlichen Welt Gottes?

Fragen Sie mich nicht über diese Stelle: ich kann Ihnen nie eine schriftliche Auskunft darüber geben: und Sie sehen wohl, daß das soviel heißt als: ich kann sie niemand in der Welt geben. Aber mündlich, will ich sie Ihnen aufklären. Nur soviel muß ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung, und meiner Rechtfertigung sagen, ich bin nie zum Verräter an der Tugend geworden: Ich liebe Cölestinen, wie ich sie am Tage meiner Abreise liebte; und — ich bin noch immer wert, Ihr Freund zu sein.

Seelen von gewisser Art fallen selten oder nie über eine gewisse Grenze hinaus. Die größten Vergehungen, deren wir, liebe Freundin, nur fähig sind, sind immer bloß die, daß wir uns auf kurze oder lange Zeit um den rechten Lebensgenuß, und um das volle Gefühl menschlicher Glückseligkeit bringen. Für die Ruhe des Gewissens ist das vielleicht sehr wenig: für die Ruhe des Lebens ist es schon allzuviel.

Ich danke Ihnen noch ganz besonders für das kleine Geschenk, das Sie mir durch Le Noble geschickt haben. Mancher große Brief, und manches prächtige Präsent, wäre meinem Herzen unendlich gleich-

gültiger gewesen, als diese wenigen Fäden Baumwolle, die Ihre Hand berührt, und Ihr freundschaftliches Andenken an mich, geheiligt hatte. Weil ich Ihnen doch nun aber — ein Gegengeschenk machen muß, und besonders weil sich Le Noble in seinem Briefe über Ihre Baumwolle sehr lustig gemacht hat, so schicke ich Ihnen hier ein Büschelchen von der Feder, mit der ich den größten Teil dieses Briefs geschrieben. Zeigen Sie es ihm — sonst aber um aller Welt willen keinem: denn Sie wissen, daß sehr viele Leute in solchen Kleinigkeiten nichts weiter sehen, als was sie sind. Und die sehen dann freilich — herzlich wenig.

Tausend tiefe, unsäglich große, herzlich gefühlte Wünsche zu Ihrem Geburtstage, der in diese Woche fällt. O möchten Sie mit diesem Tage ein glückliches Lebensjahr, und mit diesem glücklichen Jahre eine Reihe glücklicher Jahre anfangen, die nicht eher abbräche, als an dem späten, weitentfernten Ende Ihrer Tage! — Sagen Sie Le Noble, ich würde ihm auf seinen reichhaltigen und mir sehr werten Brief nächstens antworten. Sie aber — erfüllen bald Ihr Versprechen. Die frühe Rückkehr des goldnen Sommers verspricht mir viel Gutes. Freuen Sie sich mit mir: ich weiß, daß Sie es ungebeten tun. Denken Sie daß Sie jedesmal, wenn Sie sich hinsetzen an mich zu schreiben, einem Menschen, den Sie sonst gern froh machten, eine sehr glückliche Stunde bereiten, und daß ich, wenn es mir nur in diesem unruhigen Berlin erlaubt wäre, gern mein tägliches Geschäft daraus machte, an Sie zu schreiben, teuerste, unschätzbarste Freundin meiner besten Tage! Gentze.

Ihr Mann schimpft auf mich: ich höre es bis in meine Stube, und will dem Übel abhelfen.

18.

(Königsberg.) Am 10. November 1786.

Schon seit geraumer Zeit habe ich Sie, teure, liebe, unschätzbare Frau, in der vollkommensten und lautesten Übereinstimmung meines Herzens und meines Verstandes, selbst in der Epoche, wo mir meine Glückseligkeit durch die Liebe so glänzend, und — ach! — so befestigt schien, in einem sehr richtigen Sinn des Ausdrucks, meine e i n z i g e F r e u n d i n genannt. Schon zwei Jahre lang haben Sie mich durch eine unübersehbare Reihe wahrer Freundschaftsdienste aller Art, durch eine beständige Teilnehmung an meinem Schicksal, und vorzüglich durch eine höchst seltne und auffallende, mir ebenso süße und trostreiche, als heilsame und

ehrenvolle Harmonie Ihrer Empfindungen mit den meinigen, und Ihrer Denkart mit der meinigen so unauflöslich an Sie gekettet, daß das, was ich gegen Sie fühle, ohnmöglich eher und anders als mit meinem Tode in mir aussterben kann. —

Jetzt aber, jetzt mehr als jemals, — jetzt, da die glänzendste meiner Hoffnungen vorübergerauscht ist wie eine Welle vor dem Nordwinde, da ich mich getäuscht, gekränkt, verwundet in den empfindlichsten Stellen meiner Seele fühle, da mit dem Vertrauen auf das Mädchen, der ich so viel, so viel vertraute, zugleich so manche meiner angenehmsten Verbindungen, und meiner reizendsten Freundschaftsbündnisse zugrunde gehen, und mein Glaube an Treue und Moralität und Menschengüte einen Stoß leidet, wodurch er fast gänzlich scheitern möchte, jetzt sind Sie in einem noch eigentlichern Sinn des Wortes meine einzige Freundin, nicht bloß weil Sie es in einem so vorzüglichen Grade sind, sondern weil Sie es wirklich nur allein sind. Sie wissen selbst in was für einem Verhältnis ich gegen alle meine hiesige Bekannte, und ehemals sogenannte Freunde stehe. Sie kennen ohngefähr meine Berlinsche Verfassung. Ich glaubte an Meschkern genung zu haben, ich hätte mich in ihm auch nie geirrt: aber er hat geheiratet: der Strom seiner Freundschaft, seiner Teilnehmung, seines Umgangs ist also zerteilt: ich kann ihn nur halb genießen. Sein Verhältnis mit mir ist nur das zweite im Range: er liebt und beglückt seine Frau.

Außer ihm habe ich vor keinem Sterblichen alle die geheimen Falten meiner Seele so ausgewickelt, als vor Ihnen. Sie kennen mich ganz, Sie wissen um alle meine Schwachheiten, Sie belohnen mit Ihrem Beifall das Gute in mir, was die Welt nicht einmal kennt. Wenn ich mit mir selbst zufrieden bin, so kann ich darauf rechnen, daß auch Sie meine Handlungen billigen, und wenn ich fehle, wünsche ich mir keinen andern Richter, und wenig, vielleicht keinen so guten Wegweiser als Sie, weil Sie fast an eben den Krankheiten oft darniederliegen, die mich drücken, weil der schwache Punkt in Ihnen und in mir auf derselbigen Stelle liegt. Den Platz, den Sie also in meinen Augen und für mich in diesem Leben behaupten, kann außer Ihnen, kann nach Ihnen — wenn mich das harte Schicksal träfe, nach Ihnen noch zu leben, — niemand mehr ersetzen.

Auf der andern Seite sehe ich denn doch auch offenbar, und mit wahrer inniger Freude, daß Ihnen meine Freundschaft wert und wichtig

ist. Alle Schmeicheleien eitler Männer, alle feurige Liebeslobsprüche entflammter Anbeter, und der laute Beifall der törichten Menge kann für eine solche Frau, wie Sie in Ihren ruhigen Stunden sind, ohnmöglich befriedigend sein. Es ist für Menschen von einer gewissen höhern Denkungsart ein notwendiges Bedürfnis, wenigstens von einigen, wäre es auch nur von einem, ganz und vollkommen gekannt zu sein. Eine einzige Stunde, mit einem solchen Menschen verlebt, eine einzige Unterredung, worin unsre ganze Seele spricht, worin sich alle, selbst die geheimsten Behältnisse des Herzens aufschließen, und unser wahrer, unverstellter, weder übertriebner noch verkürzter Wert dem andern ganz und klar vor Augen liegt, kann den, der es weiß, was Glückseligkeit ist, für eine ganze Kette langweiliger Tage und schaler, unschmackhafter Vergnügungen entschädigen. Sie haben einen Sinn für diese Art von Lebensgenuß, und ich bin überzeugt, daß ich unter die Menschen gehöre, an deren Beifall Ihnen mehr liegt als am Affenlobe des Haufens. Sie haben Vertrauen auf mich gesetzt, und Sie fühlen, wie ich es fühle, daß ich dieses Vertrauens nie ganz unwert werden kann.

Unsre Freundschaft muß also ewig und unwandelbar sein: Würde sie mir entrissen, oder erkaltete sie, so sänke in dem ruinenvollen Gebäude meiner Liebe zum menschlichen Geschlecht, die letzte Stütze, und ich würde recht lebhaft und herzlich wünschen – daß für mich die Sonne niemals aufgegangen sein möchte.

Sehn Sie das, was ich bisher gesagt habe, nicht etwan als die Vorrede des noch folgenden an: nein! es ist bei weitem das Wichtigste. Bloß als einen Beweis, was diese reine, hohe Freundschaft imstande ist zu tun, will ich Ihnen jetzt mit einer Offenherzigkeit, zu der mich sonst in der Welt nichts bewegen könnte, meine Vorsätze über einen wichtigen Teil meines künftigen Lebens eröffnen. Ich übergebe sie Ihnen aber nicht zur Prüfung: ich habe sie mehr als hinlänglich selbst geprüft: und Ihr Mund, und Ihre Feder mögen dagegen sagen, was Sie wollen, ich weiß doch, daß Sie mir im Herzen recht geben müssen.

Ich habe eine traurige Erfahrung gemacht: fast hätte sie mich um meine ganze Lebensglückseligkeit gebracht.[1])

[1]) Hier reißt der Brief unvermittelt ab. Gentz hat jedenfalls dieses unvollendete Blatt bei seiner Abreise der Freundin übergeben. Er wohnte drei Wochen im Hause des Regierungsrats Graun. Seinen Lebensplan hat er der Freundin leider nur mündlich vorgetragen; er wird im folgenden (S. 95) erwähnt.

19.

(Königsberg,) den 16.[1]) November 1786.

Ich kann diesen Ort, meine einzige Freundin, ohnmöglich verlassen, ohne noch einmal, sei es auch durch die unendliche Unruhe, in der ich schwimme hindurch, Ihnen mein Lebewohl zuzurufen und eine Zeile zu schreiben, die Sie bisweilen an diesen Tag, an diesen traurigen Tag erinnert.

Ich[2]) habe vor einer halben Stunde von Ihrer Stube, die Sie den Saal nennen, Abschied genommen; das Gefühl, was mich in dem Augenblick ergriff, vermag ich nicht zu schildern: meine ganze Lebensgeschichte lag mir vor den Augen aufgeblättert, wie ein Buch: mit heißen – fast – verzweiflungsvollen Tränen dachte ich beim Herausgehen an der Tür, und rief es zu wiederholten Malen laut aus: So froh als du hier warst – wirst du nie, nie – in dieser traurigen Welt mehr sein.

O meine Freundin! – Meine Seele ist so voll, daß alle meine Worte in Tränen ersticken. Sie kennen mich. Ach! Sie kennen mein unglückliches, zu gefühlvolles, für diese Welt nicht geschaffnes Herz. Sie kennen meine Wünsche, mein Elend, meine Ansprüche auf Glückseligkeit, meine edeln Vorsätze, meine Tugend, und meine Chimären. – Sie kennen alles – was brauch ich mehr zu sagen?

Erhalten Sie mich mir selbst. – In Ihren Händen liegt in Zukunft ein großer Teil meines Schicksals. Lassen Sie mich fallen – entziehen Sie mir den kleinsten Grad Ihrer Freundschaft – ich wiederhole es hier noch einmal – so bin ich ohne Rettung verloren.

Als ich Königsberg vor zwei Jahren verließ, quälte mich der Gedanke, von einem Mädchen zu gehen, in die ich rasend verliebt war – gibt es zum Verliebtsein nicht allenthalben Mädchen? – Jetzt – o jetzt – ja diese Lücke wird in keinem End der Welt ausgefüllt. Graunin! Ich verlasse **Sie**! Und ich sollte nicht weinen? Leben Sie wohl, teuerste Frau, liebe, unvergeßliche Freundin! Und der Segen Gottes, und der Lohn Ihrer Tugenden komme über Sie und Ihre Kinder, sowie der Segen Ihrer Freundschaft über mich. Leben Sie wohl.

In tausend Tränen bei Münzmeisters geschrieben eine Stunde vor meiner Abreise.

---

[1]) Schlesier las 10. November. i. d. zum erstenmal: An die Frau Tribunnalsrätin Graun. [2]) Von hier bis „zu sagen?" in Werdenbergs Brief an E. Erinnerungen II, S. 57 f.

20.

(Auf der Reise,) den 18. November 1786.[1])

Sophismata. (Figurae dictionis.)

Jede Anlage, jede entschiedene Anlage in einer menschlichen Seele hat die Natur hineingelegt. – Die Natur ist nichts anders, als der Zusammenhang der Wirkungen Gottes. – Also hat Gott, in einem gewissen Verstande, alles das, was wir entschieden Anlage nennen, in uns hervorgebracht.

Ich glaube, daß ich mit einer gewissen Frau so durchgängig und vollkommen harmoniere, daß unsre Ähnlichkeit gar wohl eine entschiedene Naturanlage genannt werden kann.

Es ist also ausgemacht: daß die Natur, d. i. Gott, uns für einander bestimmt hatte, wenn gleich der Weltlauf, d. i. die Reihe der äußerlichen Begebenheiten, unsre Verbindung hinderte. – Wir sollten also nach den Regeln und dem Willen der Natur wirklich verheiratet sein. – Wir sind es also in und vor den Augen des Wesens, welches alle Dinge kennt wie sie sind, und durch den Nebel dessen, was wir Umstände nennen, hindurch dringt, d. i. vor den Augen Gottes.

Welches zu beweisen war. Gentze.

21.

Berlin, den 24. November 1786.

Ich bin gestern in Berlin angekommen, und heute ist es mein erstes, mein heiligstes und mein liebstes Geschäft, an Sie, teure einzige Freundin, an Sie zu schreiben, da es mir nun aufs neue – und Gott weiß, auf wie lange – versagt ist, mit Ihnen zu sprechen. Damals, bei unsrer ersten Trennung war mir der Gedanke, Ihres herzerquickenden Umgangs beraubt zu sein – sehr bitter – O meine Freundin! – Was, was soll er mir jetzt sein! – Verlassen von meinen besten Hoffnungen, einsam, allein in der Welt, in einer Welt[2]), die mir mißfällt, mit allen meinen ehemaligen Empfindungen, mit aller meiner alten

---

[1]) Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur II, S. 133 f. bringt dieses Schriftstück mit obigen Datum. Da er, der Königsberger Bekannte Elisabeths und Herausgeber ihrer „Erinnerungen", unzweifelhaft echtes Gentzmaterial besaß, so darf man auch dieses Schriftstück als echt ansehen. [2]) Von hier ab bis „von dieser Stelle nicht" in Werdenbergs Brief an E. aufgenommen. Erinnerungen I, S. 172 f.

Herzenswärme, — aber ohne Stoff, ohne Gegenstand, an den ich mich halten, den ich glücklich machen könnte aus der überfließenden Fülle meiner Seele, mit mir selbst im sonderbarsten Widerstreit, aus Neigung warm und froh und hoffnungsvoll, aus Vernunft kalt und trübe und mißtrauisch — was bleibt mir übrig in diesem allgemeinen Tumult außer mir und in mir, in dieser kalten, fast toten Unzufriedenheit mit allem, was mich umgibt, was bleibt mir übrig — als Sie? — Nur: „Bei allem, was dir heilig ist .... von dieser Stelle, — verjage mich von dieser Stelle nicht."

Was soll mir in Berlin die Freuden, und den Trost Ihres Umgangs ersetzen? Alles, was ich dazu auffordre, bleibt zurück: so oft ich Ihre Gesellschaft suche, finde ich mich allemal allein.

Erst mußte ich mich dieser Empfindungen, die während meiner ganzen Reise so mächtig in mir gewirkt haben, gegen Sie, meine teure, liebe Freundin, entladen, ehe ich Ihnen ein Wort von meiner Reise, und von meiner Ankunft in dieser glänzenden Stadt sagen konnte.

Ich kann Ihnen von einer einförmigen, langweiligen Winterreise keine Merkwürdigkeiten mitteilen, zumal, da sie durchaus glücklich von statten ging: ich habe des Nachts auf dem Postwagen gut und sanft genung geschlafen: am Tage mit gleichgültigen Menschen geplaudert und gegähnt, zuweilen — und das waren die besten Stunden — über die Verhältnisse meines Lebens nachgedacht, oder im Emil[1]) gelesen. Oft, sehr oft haben Sie, gute Graunin, mir Gesellschaft leisten müssen: manche Stunde haben Sie neben mir gesessen, und manchen Ausbruch meines vollen Herzens, habe ich an Ihren mir allgegenwärtigen Schatten gerichtet. — Endlich kam ich denn gestern früh um zehn Uhr, sehnlich erwartet und freundlichst empfangen in meiner guten Eltern Hause an. Die Freude war doppelt, weil ich gerade zu der auf den Abend festgesetzten Familienfête zurechtkam, wodurch meines Vaters Geburtstag gefeiert wurde. Ich blieb, ohne eine Minute zu schlafen, den ganzen Tag in Bewegung und wohnte zum großen Erstaunen aller Anwesenden des Abends der Gesellschaft bis 12 Uhr munter und vergnügt, und bis auf den letzten Mann bei, welches man nach einer achttägigen Reise auf der ordinären Post, etwas viel fand.

Mir lag an diesem frohen und wichtigen Tage nichts mehr am Herzen als eben der Gegenstand unsrer Freude. Auch machte es einen

[1]) Rousseaus: Émile ou de l'éducation.

sonderbaren Kontrast, daß mein Vater in unsrer ersten Unterredung nichts wissen wollte, als wie es mir ergangen wäre und ich hingegen, aus wahrer, inniger Empfindung nichts anders tat, als ihm zu seinem Geburtstage[1]) Glück wünschen, woran mir in diesen glücklichen Augenblicken mehr lag, als an meiner ganzen vereitelten Heiratsgeschichte.

Meine Freundin! Es gibt keine Glückseligkeit ohne Tugend, keine wahre Ruhe im Leben und Tode ohne das Bewußtsein, gut gehandelt zu haben. Diese alte, aber so unendlich wichtige Maxime sehe ich an meinem Vater in einem recht seltnen Lichte aufgeklärt. Nicht ohne eine heilige Bewunderung können Menschen wie wir — diesen Mann, der gestern 60 Jahre alt geworden, übrigens aber noch im Besitz aller seiner Kräfte, und einer recht starken Gesundheit ist, von seinem Tode, und der wahrscheinlichen Annäherung desselben reden hören. Er hat gewiß keine Ursach, den Tod zu wünschen, auch ist er weit entfernt davon: aber er spricht darüber mit einer Gelassenheit, mit einer unaffektierten großen, ruhigen Freimütigkeit, gleich als wenn wir davon sprächen, daß wir in acht Tagen ausziehen wollten. Sie können denken, daß ich dergleichen Äußerungen nicht ohne Wehmut anhören kann, und sie beständig unterbreche: indessen überfällt mich denn dabei doch der Gedanke recht lebhaft: so zu leben, so sterben zu können, als er.

Meine Eltern haben mein ganzes Betragen in Königsberg gebilligt: wie wohl mir dabei ist, weiß ich am besten. Zu meinem Erstaunen höre ich, daß die Auflösung dieser unglücklichen Geschichte in Berlin schon sehr bekannt ist. Ich, meinesteils, habe es mir zur unverletzlichen Regel gesetzt, einige meiner intimsten Bekannten ausgenommen, gar nicht darüber zu sprechen. Ich könnte nichts Gutes darüber sagen, und ich habe mir fest vorgenommen, die Schwinken zu schonen. Ich versichre Sie: ich wollte, ich könnte jedes ihr nachteilige Wort, was ich in Königsberg durch Unmut und höchst verzeihliche Erbitterung getrieben, ausgestoßen habe, zurücknehmen. Es ist wirklich *unter* mir, mich auf eine so *gewöhnliche* Art zu rächen. — Mit der nächsten fahrenden Post schicke ich ihr alle ihre Briefe zurück: obenauf habe ich ihr Porträt von Sennewalt gelegt — ich fand es noch in dem nämlichen Papier eingewickelt, in dem sie es mir geschickt hatte. — Ein Schauer überfiel mich, als ich es eröffnete. — Unwillkürlich, unwiderstehlich zog es mich,

[1]) Johann Friedrich Gentz, General-Münzdirektor in Berlin, am 23. November 1726 geboren, starb 8. Dezember 1810.

folgende Worte darauf zu schreiben, die ich ihr auch richtig übersenden werde, als das Testament einer großmütigen Seele: und das wird meinem Herzen nie Schande machen. Ich habe auf die eine Seite der Hülle inwendig geschrieben:

„Höre, Vater im Himmel, höre das aufrichtige, tiefe Gebet eines rachefreien Herzens: Laß dieses Mädchen, die meine unendliche Liebe übel belohnt hat, laß sie ihre künftigen Tage so froh, so glücklich durchleben, als ihr gutes, wenn gleich schwaches und leicht verführtes Herz es verdient! — Laß nie ihr Schicksal so unglücklich werden, daß sie den, den sie verstieß, zurückwünschen müßte! Deine Kinder, guter Vater, sind alle, alle schwach. O! weil wir Menschen sind, Vater, laß sie glücklich sein, und rechne ihr ihre Schwachheit nicht zu. Höre meine heiße, unverstellte Bitte: Laß sie glücklich sein bis ans Ende ihrer Tage; und wenn sie jemals eine Träne weinen soll, so weine sie sie jetzt – über mich."

Auf die gegenüberstehende Seite schrieb ich: „Höre Vater im Himmel, höre das aufrichtige, tiefe Gebet eines neidlosen Herzens! Laß den, der dies Bild einst nach mir besitzen wird, es so verdienen, wie ich es verdiente. Vor dir gilt keine Prahlerei, kein eitler Stolz; du gabst mir das Herz, wodurch ich es verdiente: du hast meine Vorsätze, meine stillen Wünsche, meine Gedanken alle gesehen und gezählt! – Laß ihn das Mädchen glücklich – wäre es möglich – unaussprechlich glücklich machen. Vater! der alle seine Kinder liebt! Laß ihn ihre Fehler ertragen, ihre Vorzüge recht schätzen, für sie und nur für sie leben; laß ihn behorchen und erfüllen alle, alle ihre Wünsche, bis zum letzten Hauch dieses Mundes, den ich – trotz allem, was ich gelitten habe – doch jetzt – zum letztenmale mit meinen heißen Tränen benetze! Höre meine heiße, unverstellte Bitte! Laß keinen Unwürdigen die Stelle ersetzen, die man mir raubte: und dann gib es zu – daß sie mich auf ewig vergesse! –"

Ich weiß nicht, liebe Graunin, was Sie zu diesem wirklich unter heißen Tränen geschriebnen Ausbruch meiner Empfindungen denken werden: noch weniger weiß ich, was Sie dazu sagen werden, daß ich dies Papier der S. wirklich schicken will. Indessen glaube ich beinahe, daß Ihr Urteil, welches ich sehr begierig bin, zu hören, für mich günstig ausfallen wird. Denn: daß ich die Worte wirklich aus vollem Herzen schrieb, das werden Sie mir glauben, und sollten Sie auch einen starken Rest von Liebe darin finden. Daß ich mich ihrer nicht schämen darf, weiß ich daher, weil ich, indem ich sie schrieb, die beruhigende, erquickende

Wollust empfand, die in mir allemal das Zeugnis und die Begleiterin einer guten Handlung ist. Daß ich sie ihr überschicke, dadurch kann ich mir keinen Schaden tun: wodurch aber könnte ich wohl meinen Zweck, ihr die Trennung von mir bitter, vielleicht heilsam-bitter zu machen, sichrer erreichen, als durch diesen großmütigen Abschied. Wirkt das nichts mehr auf sie — so ist sie moralisch tot.

Diese Geschichte ist nun kaum zu Ende und siehe — es kommen mir schon wieder, die — Gott verzeih's mir — verwünschten Heiratsvorschläge von allen Seiten entgegen. Das weiß der T..., was die Leute an mir Heiratsfähiges finden müssen. Ihr Mann wird Ihnen vermutlich erzählt haben, auf welch eine ehrenvolle Art mir der Münzmeister beim Abschied seine Tochter angetragen hat. — Kaum komme ich hieher, so höre ich schon, daß man (aber nicht etwa von seiten meiner Eltern) eine andre Heirat für mich aufs Tapet gebracht hat, wofür sich eine ganze, ansehnliche Familie sehr interessiert. Alle äußerlichen Vorzüge sind vorhanden: das Mädchen ist die Tochter eines Geheimen Oberfinanzrats, 18 Jahre alt, reich, schön und nicht dumm. Aber — o Himmel! was geht das mich an! Ich werde in meinem nächsten Briefe an Ihren Mann (denn mein heutiger an ihn wird ohnedies lang), ihm, da er die Familie sehr gut kennt, die nähern Umstände dieses Projektes eröffnen, die Sie sich dann von ihm mögen erzählen lassen. Denn ich versichere Sie: wenn ich an Sie schreibe, so ekelt mich davor, die Zeit mit dergleichen Narrenspossen zu verderben. Sie wissen einmal meine Vorsätze und meinen Plan! Was soll ich in jedem einzelnen Fall protestieren, explizieren und schwatzen? Wenn die Leute mich recht genau kennten, so würde ihnen die Lust vielleicht vergehen, mich auf diesem Wege mit Gewalt glücklich machen zu wollen!

Noch eins, liebe Graunin, ehe denn ich für heute schließe. Ich vermisse unter meinen Briefen an die S. verschiedne, die ich mich erinnre, in Händen gehabt zu haben; ich muß sie also bei Ihnen gelassen haben: wenn Sie sie haben, oder finden, so bewahren Sie sie sorgfältig, und versäumen Sie ja nicht, sie mir durch Laval[1]) zurückzuschicken; auch sagt meine Mutter, sie vermißte eines meiner Oberhemden und einige Schnupftücher: ich glaube nun zwar gern, daß ich die letztern unterwegs verloren habe; das erste müßte denn doch aber noch bei Ihnen sein, falls meine Wäscherin

[1]) Der Name Laval, findet sich öfters in den Stammbäumen der französischen Kolonie in Berlin, ed. Béringuier.

es sich nicht zu Gemüte geführt hat. Schreiben Sie mir doch, ob Ihnen davon, oder von den Schnupftüchern etwas vorgekommen ist.

Die große und äußerst vorzügliche Idee, die meine Eltern bisher von Ihnen gehabt haben, ist durch das Gute, was ich jetzt wieder von Ihnen sagen mußte, und durch meine Erzählung, von dem, was Sie, unvergeßliche Frau, in meiner diesmaligen Anwesenheit für mich getan haben, aufs neue bestärkt und befestigt werden. Es ist wahr: wären Sie nicht die, die Sie sind, müßte ich Ihnen den dreiwöchentlichen Aufenthalt in Ihrem Hause, wo Sie in der Zeit nur für mich zu leben schienen, als eine einzelne Wohltat verdanken, so müßte ich erschrecken vor der Verbindlichkeit, vor der nie erschöpften Dankbarkeit, die Sie mir aufgelegt haben. So aber verlieren sich alle diese freundschaftlichen Dienste, in dem großen Ganzen unsrer Freundschaft, und unsrer unauflöslichen Herzensvereinigung, und meine Dankbarkeit zerfließt mit in die allgemeine Empfindung, daß ich Sie in jedem Augenblick meines Lebens über alles liebe und verehre.

Ich erwarte bald einen Brief von Ihnen. Was mich betrifft, ich halte Wort. O wie gern, wie gern ich Wort halten werde! In meinem nächsten Briefe will ich mehr von Ihnen sprechen: in diesem habe ich fast bloß von mir selbst gesprochen. Grüßen Sie Ihre Schwester, Ihre Mutter, Ihren Bruder und Dengels, bestens von mir. Wen sollte ich sonst noch durch Sie grüßen lassen. Sehn Sie! so wird das Register unsrer Freunde täglich kürzer, und je mehr wir uns dem Grabe nähern, je weniger Ursach finden wir, uns nach der Welt zu sehnen.

Der Don Carlos[1]) gehört Ihnen; lassen Sie sich ihn von meinem Bruder, wenn er ihn nicht mehr braucht, zurückgeben und wenn Sie ihn lesen, so denken Sie manchmal an mich. – Leben Sie wohl, beste Frau. Meine Freude und mein Ruhm in der Welt liegt jetzt darin, daß ich mich Ihren Freund nennen darf. Gentze.

N. S. Schreiben Sie mir doch, wie Ihr Mann mit meinem Briefe zufrieden gewesen ist. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihn nach seinen Wünschen einzurichten. Und dann bitte ich auch — sich nicht über die Postskripten zu mokieren! — Sie verstehen mich doch?

---

[1]) Von Schillers Don Carlos waren im Jahre 1786 in der „Rheinischen Thalia" und der „Thalia" Bruchstücke erschienen, die mit der Audienz Posas bei Philipp endigen. Als Buch und vollendet erschien der Don Carlos erst 1787. Vgl. E. Kühnemann, Schiller S. 245 f.

22.

Berlin, den 20. Januar 1787.

Aus dieser großen, furchtbaren Einöde der Welt hebe ich mein Haupt und meine Stimme endlich einmal zu Ihnen auf, teure, erste, einzige, unvergeßliche Freundin[1]), und sehe – ach! mit Tränen, die mich fast vom Schreiben hindern, auf den – unermeßlichen – Zwischenraum, der uns trennt.

Uns? – Uns? – Nein! Uns trennt nichts. Unsre Seelen hängen zusammen, und keine Ewigkeit zerreißt dies himmlische Band: aber die Masse von Staub, mit der sie verbunden wurden, und die Umstände, in die sie geworfen – oft geschleudert sind, o! meine Graunin! — die sind mächtiger, scheinen mächtiger zu sein als wir. Als wir? — Sollte das sein?

Glauben Sie nicht – o! bei dem Schimmer von Glückseligkeit, worauf Sie vielleicht noch hoffen – glauben Sie nicht etwan in einer unglückseligen Stunde der Verblendung, daß ich Sie vergesse, und daß ich glücklich bin. Ich bin es nicht. Ich werde es nicht sein. Ohne Sie glücklich sein – ich würde rot werden vor Scham, wenn der alberne Gedanke mich ergriffe. Ich konnte und sollte nur mit Ihnen glücklich sein. – Ich werde nie glücklich werden.

Aber in diesem unaufhörlichen, kraftlosen Streben nach einem Schattenbild von Glückseligkeit, das mich täuscht, verirrt sich mein elender, zerrütteter Geist in tausend Labyrinthe elender, geschmackloser Beschäftigungen, und falscher, jämmerlicher Freuden. Meine[2]) schönen Gefühle werden stumpf: meine kostbaren Ideale verfliegen, meine herrlichen Tränen vertrocknen: ich soll, ich soll ein Alltagsmensch werden; aber der Übergang zu dieser elenden Verwandlung ist mit Wehen verknüpft, die bei der Auflösung meines Wesens oft nicht schmerzhafter sein könnten, und ich bin in Gefahr, das einzige Gut zu verlieren, was mir noch aus der schönen Welt, die ich verlassen soll, mitzunehmen erlaubt ward, – den Verstand, den die wohltätige Natur mir gab.

Wundern Sie sich noch, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb? Was sollte ich Ihnen schreiben? Sind Sie glücklich? – Fort! Sie

---

[1]) Für die stilistische Einwirkung Gentz' auf E. charakteristisch ist der Briefanfang Elisabeths I, S. 151 f. Erinnerungen: „Nach einem langen und traurigen Schweigen, hebe ich meinen schwermütigen Blick wieder zu dir auf meine einzige, meine teure Freundin." [2]) Von hier bis „schmerzhafter sein könnten" in Werdenbergs Brief an E. Erinnerungen I, S. 194.

schicken sich nicht für mich! — Sind Sie unglücklich? Bei mir wächst kein Trost für Ihre Wunden; ich habe mit Akten und Berlinschen Narrheiten zu tun. Wo könnte ich Zeit für meine Freunde haben?

Angebetete, göttliche Frau! Sie[1]) allein, Sie, Sie hätten der Schutzengel meines Lebens sein müssen. War es mir vergönnt, mit Ihnen — abscheulicher Gedanke, jetzt! — nein! nur bei Ihnen, nur unter Ihren Augen meine Tage hinfließen zu sehen, ich weiß es, ich weiß es: dann wäre ich glücklich gewesen. Meine köstlichsten Gefühle nähren und stärken, meine moralischen Ideen realisieren, meine herzliche Liebe zur Tugend beleben und halten, das konnten nur Sie! — Ich werde nie glücklich sein.

Es vergeht kein Tag, keine Stunde keines Tages, wo ich nicht an Sie, vortrefflichste Freundin, mit Wärme und Lebhaftigkeit dächte. Aber was hilfts? Ich sehe, ich höre Sie nicht: ich weiß nicht einmal, wie Ihr Schicksal mit Ihnen umgeht. Wenn Sie tot wären, wäre ich nicht unglücklicher.

Nicht unglücklicher? — Das fehlte noch, um meine Verirrung, meine Raserei vollständig zu machen. Nicht unglücklicher, wenn der letzte Strahl von Hoffnung, der letzte, chimärische Funke von Licht in der Ferne, ausgegangen wäre, wie die letzte Lampe im dunkeln Kerker? Nicht unglücklicher, wenn ich auch nicht den trocknen, matten, traurigen Trost mehr hätte: zu denken, daß ich mit Ihnen in Einer Welt lebe? — Erhabne Vorsicht! rechne mir unter meinen andern Torheiten auch diese, gnädig, nicht zu, daß ich glaubte, ich könnte nicht unglücklicher werden!

Was schließen Sie aus dem, was Sie bisher lasen? Was Sie wollen, alles, was Sie wollen, nur nicht, daß ich Ihrer nicht wert wäre. Nein! wer Sie so verehrt, wie ich, verdiente — ja! — einen der ersten Plätze in Ihrem Herzen. Ich habe ihn, ich weiß es, ich habe ihn, und ich will ihn nicht verlieren, so lange ich mich selbst noch nicht ganz verloren habe.

Auch den Schluß sollen Sie nicht aus meinen bittern Klagen ziehen, daß ich unter dem Druck äußerlicher Umstände oder Unglücksfälle litte, noch weniger, daß meine tiefe, entsetzliche Unzufriedenheit die Strafe des Gewissens für begangne Sünden wäre. Nein! Meine Lage ist glück-

[1]) Von hier bis „glücklich sein" in Werdenbergs Brief an E. Erinnerungen II, S. 57. Die folgenden Worte bis „unglücklicher werden" in demselben Briefe Werdenbergs, nur an einer anderen Stelle eingesetzt, ebenso S. 99 Absatz 2. Vgl. Nr. 31.

lich — wie etwa Gossow, der Münzmeister das Wort nehmen — meine Aussichten sind so glänzend, daß ich vielleicht in einem halben Jahre Kriegsrat[1]) sein werde — und mein Gewissen ist rein, weil ich, wenngleich nicht nach strenger Moralität, doch auch nie so handle, daß ich mich mit großen Vorwürfen beladen sollte.

Aber mein unaufhörlicher Kummer, und mein unablässiger Vorwurf ist das: daß ich den Geschmack an wahren Vergnügungen, weil ich ihn nicht kultivieren kann, verliere, daß ich hier kein Herz, daß ich in der ganzen Welt kein Herz finden kann, was so mit mir harmoniert als das Ihrige: daß ich oft die Freude suche, wo ich sie nicht finde, bei jedem fehlgeschlagnen Versuch mutloser werde, daß ich nicht Kraft genung habe, bloß mir zu leben, nicht lebendige Überzeugung genung, daß ich die Glückseligkeit, die nicht in mir liegt, nirgends antreffen werde, und daß ich mich daher oft in einen Wirbel falscher Freuden, zweckloser Beschäftigungen, und grundleerer Hoffnungen verstricken lasse, woraus mich nichts ziehen könnte, als ein Gespräch von einigen Stunden mit Ihnen.

Daß ich glücklich sein kann, daß mein Sehnen nach Glückseligkeit nicht etwa leere, hypochondrische Grille eines nimmersatten Herzens ist, das mitten im gewünschten Genuß nach Veränderung seufzte, das habe ich bewiesen, weil ich bei Ihnen glücklich gewesen bin, weil ich nichts zu begehren übrig hatte, als ich bei Ihrer Herzensergießung in dem stillen Hause Ihrer Mutter, bei dem freundlichen Frühstück, durch Ihre Hand bereitet und geheiligt, bei so manchen herrlichen Stunden, durch Ihre bloße Gegenwart geheiligt, fühlte, daß ich dazu geboren wäre, weil ich jetzt mit herzlicher Wollust daran zurückdenke. Ich konnte also glücklich sein. Ich werde nie glücklich werden.

Wären Sie immer bei mir gewesen — ehmals, eh ich Sie kannte — so hätte ich mir die Demütigung erspart, ein Mädchen zu lieben, die nicht wert war, daß ich ihr Freund war, weit unter mir in allen wahren Vorzügen, die mich elend gemacht hat, da sie nicht einmal verdiente, mich glücklich zu machen. Wären Sie jetzt bei mir, so würde ich nicht so oft meines Rangs in der Schöpfung vergessen, und aus Verzweiflung

[1]) Diese Hoffnung war irrig. Am 27. Januar 1787 wurde G. als „supernumerairer expedierender Sekretär" bei dem kurmärkischen Departement angestellt, erst am 25. Januar 1793 wurde er Kriegs- und Domänenrat

meine Freundschaft – und Gott gebe nur nicht meine Liebe – verschleudern, weil ich sie nicht nach Würden verschenken kann.

Ich habe seit dem Augenblick unsrer letzten Trennung nur einen einzigen Brief von Ihnen gesehen. Er war fünf Wochen alt. Laval brachte ihn. Verantworten Sie sich darüber, warum Sie mich so lange schmachten ließen. Gute Frau! wie kann ich das verlangen, da ich es selbst nicht imstande bin. Aber aus Großmut, aus Freundschaft: Schreiben Sie bald an mich!

Ich höre von Ihrer Schwiegermutter, daß Sie bald aufs neue Mutter sein werden.[1]) Wenn das vielleicht die Ursach ist, warum Sie so lange nicht an mich schrieben, so ist Ihre Entschuldigung ehrwürdig, aber vollkommen gültig ist sie doch nicht.

Sehen Sie, teure liebe Frau, diesen Ausbruch starker und drückender Empfindungen nicht etwa für den Brief an, den ich Ihnen schuldig bin. Nein! er ist bloß die Einleitung dazu. Ich werde ihn nächstens anfangen und dann auch in einem Strich vollenden. Ich habe das gegenwärtige Blatt durch George[2]) bestellen lassen, weil ich hoffe, daß er seinen Auftrag prompt und gut erfüllen wird. Das kann er ja wohl recht gern tun, um sich ein klein Verdienst bei einer Person zu erwerben, die er anbetet.

Leben Sie wohl, einzige Freundin! Ihr Freund ist sehr krank, und wer weiß, wenn Sie und der Himmel ihn nicht retten, ob er je wieder genesen wird. Ob er gesund, krank oder tot, für Sie wird er immer leben, und wenn alle Bilder der Welt schon vor seinen Augen verschwinden, so wird ihn das Ihrige nicht verlassen, das seine Freude und sein Trost in der Welt war. Ihr ewig ergebenster

Gentze.

23.

Berlin, den 3. Februar 1787.

Ich hoffe und glaube, beste Freundin, daß Sie bei Empfang dieser Zeilen meinen Brief vom 27.[3]) v. M., der in einen Brief von[4]) George eingelegt gewesen, und schon vor acht Tagen abgegangen ist, erhalten haben werden. Sollte das unglücklicherweise noch nicht sein, so wenden Sie sich doch sogleich an George; und sollte wider alles Ver-

---

[1]) Von dem dritten Kind Elisabeths von Graun ist nichts weiter bekannt. Vgl. S. 105. [2]) Wohl Georg Gotthilf Schwinck. Vgl. Nr. 24. [3]) Sic, soll heißen 20. v. M. [4]) Sic.

muten auch der meinen Brief noch nicht haben, so sagen Sie ihm, er soll sich sofort bei Kilmar & Bahn erkundigen, ob nicht ein Mensch, dessen Name ich jetzt schon vergessen habe, und der bei ihnen in Kondition gehen wird, dieser Tage in Königsberg angekommen ist. Eben fällt es mir bei: der Mensch heißt Speidel. Dieser ist der Besteller meines Briefes an George gewesen.

Vielleicht haben Sie, wenn Sie diesen Brief lasen und verstanden schon so viel daraus gewonnen, daß Sie mir unrecht taten, wenn Sie auch nur ahndeten, daß ich Sie vergessen hätte, oder daß ich nur, wie Sie schreiben, auf die Art an Sie dächte, als etwa an Gossows, an Ihren Mann rc. Entsetzliche, fürchterliche Beleidigung! — Es geht alles auf zwischen uns. Nein! Sie sind in einem grausamen Rückstand. Was ist ein Stillschweigen von sechs Wochen gegen eine solche Idee, erzeugt und genährt von einer Frau, die ich verehre, anbete und liebe, über alles, was ich kenne und liebe und verehre in dieser Welt!

Ich verzeihe Ihnen, wenn Sie fürchteten, daß Berlin auch mich nicht ungeneckt und unverändert lassen würde. Das verzeihe ich Ihnen gern: denn Sie haben recht. Aber — dann müßte von mir nichts mehr übrig sein, dann ginge ich noch heute aus diesem abscheulichen Leben, wenn das so weit reichte, daß ich Sie, Sie darüber vergessen könnte.

O meine Graunin! für mich ist das Lebensglück dahin, wie für Sie: eine Wahrheit, unumstößlich wie ein Fels, obgleich schwarz wie die Nacht.

Schwarz wie die Nacht! Warum? — Mit Ihnen ein Schicksal zu teilen, ist immer süß, und wenn es das abscheulichste wäre. Ich wollte, ich könnte nur, ohne im gewöhnlichen Sinn des Wortes glücklich zu sein, mit[1]) Ihnen mein Leben durchweinen, und ich würde mich nicht grämen, gelebt zu haben.

Aber getrennt von Ihnen, mir selbst, meinen Schwachheiten, meinen Leidenschaften, den glühenden Phantomen meines unruhigen Kopfes, den Torheiten meiner Gesellschafter, dem Drang, dem Geräusch der Welt überlassen, schweift meine unglückliche Seele in tausend Labyrinthen falscher Freuden, betrügerischer Hoffnungen, elender Zeitvertreibe, chimärischer Plane umher, und sehnt sich, von Ihnen und von der Zufriedenheit gleichweit entfernt, nach der Glückseligkeit, und — nach Ihnen.

---

[1]) Von hier bis „— nach Ihnen" in Werdenbergs Brief an E. Erinnerungen I S. 195.

Das Bild, was Sie gemalt haben, das muß ich besitzen. Es koste, was es wolle: aber bei Gott im Himmel, ich will, ich muß es besitzen. Bei unsrer Freundschaft — wenn Sie noch je eine Zeile von mir lesen wollen — wenn Sie mich nicht ganz verderben wollen, schicken Sie mir dies Bild! —

Was gehen mich Ihres abscheulichen Mannes kalte, närrische Grillen an? Warum quälen Sie mich mit brennenden Hoffnungen und schicken mir das Billet von der Dengeln, um mich rasend zu machen?

Sagen Sie Ihrem Mann, was Sie wollen. Er hat mir oft von dem Porträt geschrieben. Sagen Sie ihm, ich würde es erschrecklich übelnehmen, wenn ich hörte, daß ich es jetzt, da es gut geraten ist, nicht bekommen sollte. Sagen Sie ihm, er soll es mir selbst schreiben, daß ich es nicht bekommen könnte: und dann will ich ihn mit Briefen bestürmen, bis er von seiner Grille abgeht.

Das sage ich Ihnen, liebe Graunin, ich will kein andres Bild von Ihnen. Auch sollen Sie mich, bei meiner Seele, nicht hintergehen. Ich werde es aufs Haar, beim ersten Blick werde ich wissen, ob es das rechte ist. Denken Sie, daß ich diese Miene, wie die Dengeln sagt, nicht auch kenne? Oder meinen Sie, daß ich auch die vergessen hätte?

Ich werde von jetzt an keine ruhige Stunde haben, bis dieses Bild in meiner Hand sein wird. Um Gottes willen, lassen Sie mich nicht lange darauf warten, sobald Sie diesen Brief erhalten haben, schreiben Sie mir, woran ich bin.

Hören Sie, liebe Graunin, ich glaube, Sie haben mir die Geschichte dieses Porträts bloß geschrieben, um mich zu strafen, und zu peinigen. Nicht als ob ich an der Richtigkeit derselben einen Augenblick zweifelte: sie sieht Ihrem Manne viel zu ähnlich!! aber was dachten Sie denn, was ich dabei empfinden und denken würde: Nichts? Ach! ich erschrecke.

Kurz, ich muß dies Bild haben: und bald. Je länger Sie zögern, desto mißtrauischer werde ich, daß Sie mir das rechte nicht schicken. — Um des Himmels willen, wie konnten Sie Ihrem Mann das einräumen? Gott! ich möchte vor Verdruß weinen, daß Sie es ihm nur gezeigt haben, daß es vielleicht meine Feinde in seiner Gegenwart gelobt haben, daß er es jetzt besitzen muß.

Ich sage weiter nichts zu diesem Artikel. Glauben Sie noch immer, daß Ihr Bild mir vielleicht gleichgültig sein könnte? — Aber ich behalte es mir vor, Sie ein andermal nur halb so zu quälen, wie

Sie mich durch den Brief quälen, den ich soeben erhalte. Entweder das, oder ich will Sie mit meiner zudringlichen Freundschaft so ermüden, daß es Ihnen gewiß nicht mehr einfallen soll, an mir zu zweifeln. Der letzte Weg möchte wohl meinem Herzen der leichtste sein.

Leben Sie wohl; ich erwarte in 14 Tagen spätestens einen Brief von Ihnen. Aber Ihr Bild müssen Sie mir schicken, wenn Sie mich glauben lassen wollen, daß Sie mir zu Gefallen, auch wohl was wagen können. Ich denke ich habe alles getan, wenn ich es zu einer Bedingung unsrer Freundschaft machte.

Ihr ewigtreuer Freund Gentze.

24.

Gentz an Herrn S. in Königsberg.[1]) Berlin, den 18. Mai 1787.

Ich habe mich herzlich gefreut, mein lieber S., aus Ihrem neulich erhaltenen Briefe zu sehen, daß Sie mich noch nicht ganz vergessen haben; und zugleich haben Sie mir durch diesen Brief die angenehmste Veranlassung gegeben, Ihnen einmal wieder zu versichern, daß ich noch nicht aufgehört habe, Ihr Freund zu sein.

Was Ihre Familie tat, taten Sie nicht. Sie haben keinen Tropfen in den Wermutbecher gemischt, den ich da austrinken mußte, wo ich das letzte Ziel aller menschlichen Glückseligkeiten zu erreichen hoffte. Im Gegenteil bin ich überzeugt, daß Sie es immer gut mit mir gemeint, und bis ans Ende für mein Bestes gearbeitet haben.

Überdies mein lieber S., ist alle Bitterkeit, die diese unglückliche Geschichte etwa noch in meiner Seele zurückgelassen haben mochte, unter der wohltätigen Hand der Zeit jetzt völlig verraucht. Ich sehe alle vergangnen Begebenheiten nunmehr in ihrem wahren Lichte, ohne Verblendung und ohne Leidenschaft, und das Spiel menschlicher Schwachheit in ihnen, ohne Groll und ohne Unmut. Meine Seele ist ruhig: die bösen Tage, die ich erlebt habe, erscheinen mir jetzt bloß von ihrer wohltätigen Seite, als Schule der Erfahrung und der Lebensweisheit für die Zukunft, als dunkle Stellen in unsrer Laufbahn, die den Wert der folgenden Klarheit herausheben und erhöhen, als wahre Wegweiser zu

[1]) Dorow, a. a. O. S. 130 ff., dem dieser Brief gleichfalls entnommen ist, merkt an, daß Herr S. Bruder der „Bernardine" sei: Es handelt sich also um den jungen Schwinck, der Gentz in Berlin auch besucht hatte. Vgl. S. 35.

einer wesentlichen und unzerstörbaren Glückseligkeit, deren Keim und Wurzel nirgends als in unsrem eignen Selbst zu finden ist, und die man nie eifriger schätzt, als wenn man vorher gelitten hat.

Auch ist mein herzlichster Wunsch, daß es nicht nur Ihnen, sondern auch allen andern Mitgliedern Ihrer Familie recht wohl gehen mag. Ich habe gegen keinen einzigen Haß oder heimliche Erbitterung behalten; könnte ich jedem von Ihnen Dienste leisten, und wären sie mit den beträchtlichsten Aufopferungen verbunden, so würde ich bereit und willig dazu sein. Nach meiner Denkungsart können Beleidigungen uns für die Zeit, in der wir sie unverschuldet erdulden, verwunden und schmerzen, aber sie müssen nie das Andenken an empfangne Freundschaftsdienste und an ehemalige glückliche Zeiten ganz zu verwischen imstande sein.

Sie werden sich verdient um mich machen, wenn Sie Ihren Verwandten, die mich vielleicht jetzt alle sehr unrichtig beurteilen mögen, besonders aber Ihrer Schwester Cölestine[1]) und Ihrem Bruder bei Gelegenheit, diese meine Äußerungen allenfalls wörtlich mitteilen. Daß sie aufrichtig und ungeheuchelt sind, wird man um desto eher glauben, da ich keine eigennützigen Absichten, selbst nicht die entferntesten mehr haben kann, da ich alle diese mir sonst so werten Personen, samt dem Lande, worin sie leben, und worin auch ich einst recht glücklich war, allem menschlichem Vermuten nach, nie wieder sehen werde.

Daß Sie vergnügt und zufrieden, freut mich. Gottlob! auch ich bin es. Meine ganze Lage gefällt mir, meine Geschäfte auf dem Generaldirektorio, wo ich jetzt allein arbeite, gefallen mir; ich behalte Zeit genug zu meiner eigenen Disposition, zum Umgang mit meinen Freunden, zu dem Genuß der hiesigen Vergnügungen, und zum Lesen, welches immer noch eine meiner Lieblingsbeschäftigungen ist. Wenn Sie einst wieder nach Berlin kommen sollten, so gehen Sie nicht vor meinem Hause vorüber. Ich werde es mir zur Pflicht machen, Ihnen, so viel in meinen Kräften steht, Ihren Aufenthalt recht angenehm zu machen. Das nämliche können Sie in meinem Namen Ihrem Bruder sagen. Käme er heute nach Berlin, so wollte ich ihm heute noch zeigen, daß mein Herz zum Lieben, aber nicht zum Hassen geschaffen ist, daß ich zürnen, aber auch unumschränkt vergeben kann. Ihr Stammbuch erfolgt hiebei. Den größten Teil der Schuld, daß es sich hier so lange herumgetrieben hat, und

---

[1]) Dorow druckt auch hier: Bernardine.

daß Sie es jetzt demungeachtet so wieder zu sehen bekommen, als Sie es verlassen haben, fällt meinem Bruder und seiner bekannten Faulheit zur Last. Verantworten kann er es nicht; aber empfehlen läßt er sich Ihnen bestens.

Jetzt kann ich nichts weiter hinzusetzen, als meinen wahren und herzlichen Wunsch, daß Sie immer glücklich, vergnügt und mein Freund sein und bleiben mögen. Der Himmel führe Sie einst nach Berlin, und Sie sollen sehen, daß ich noch ebenso wie von jeher bin und sein werde Ihr aufrichtig ergebenster Freund und Diener Gentze.

25.

Berlin, den 4. August 1787.

Noch halb taumelnd vor Freude, teure, einzige, göttliche Freundin, halb rasend, möchte ich sagen, ergreife ich diese Feder und schreibe, schreibe, was mir mein erhitzter Kopf mein volles Herz eingeben wollen, was keine Worte eigentlich ausdrücken können! O! wie werde ich diesen Brief endigen!

Ihr Mann kömmt nach Berlin. Und Sie – eine Nachricht Ihrer Schwiegermutter, ein eigner Brief Ihres Mannes an meinen Bruder, sagt, daß auch Sie vermutlich – vermutlich? – Nein, das sagt meine kindisch furchtsame Freude – so gut als gewiß, nach Berlin kämen, und zwar in Zeit von vier Wochen nach Berlin kämen.

Sie kennen mich. Mein ganzes Wesen wurde aufgeschüttelt bei dieser ungeheuren Neuigkeit, die ich gestern in einer großen Gesellschaft von Ihrer Mutter vernahm. Noch jetzt bin ich in einer gewaltigen Bewegung; ich weiß nicht, wohin ich zuerst den Strom meiner Gedanken leiten soll: meine Empfindungen lassen kaum einem einzelnen Ausbruch Luft.

Gott gebe nur, daß Ihres Mannes Brief, da er mit seinem ehemaligen Plan nicht übereinstimmt, nicht etwa ein bloßes Kunststück war, um seine Mutter auszuhorchen. Dieser einzige Gedanke martert mich noch. Sonst ist es alles so wahrscheinlich. Er schreibt sogar, daß er seine Wohnung schon aufgesagt, seinen Bedienten schon abgedankt hätte, daß er mit Ihnen und seinen drei Kindern spätestens im Anfang des September in Berlin zu sein dächte. Nein! wäre das Täuschung, Sie wären nicht so unmenschlich grausam gewesen, mich nicht durch zwei Worte davon zu benachrichtigen, daß ich ihr auswich. Das hätten Sie sicherlich getan. Also ist es wahr.

Es ist wahr? — Guter Himmel! War das nicht der höchste Wunsch meines Lebens? — Ich habe ihn erreicht. Ich werde jetzt — oder nie glücklich sein.

Daß ich Ihnen lange nicht geschrieben habe, und warum nicht, — das sind jetzt nur Kleinigkeiten. Alles, wovon die Oberfläche meines Herzens bisher bedeckt gewesen sein mag, es heiße Geschäft, Vergnügen, Torheit oder Weisheit, alles soll weichen: ich will jetzt nichts wissen, nichts fühlen als das: Ich soll wieder mit Ihnen, für Sie und durch Sie leben. Ist das nicht genung?

In dem Augenblicke, da ich die Neuigkeit hörte, war es, als wenn tausend verschlossne oder verstopfte Kanäle in meiner Seele wieder aufsprangen. Das ist die natürlichste Beschreibung meines gestrigen Zustandes. Meine Kräfte fingen an, wie von neuem zu wirken. Ich fühlte wieder Tränen in meinen Augen, die mir lange fremd gewesen waren. Es war ein sehr glücklicher Zustand.

Wenn ich mir vorher zuweilen den Gedanken, Sie in Berlin zu sehen, lebhaft dachte — und Gott weiß es, der meine Seele richtet, ich habe noch keinen so unglücklichen Tag gehabt, der mir ganz ohne den Gedanken an Sie vorübergewandelt wäre — so entstanden in meiner kleinmütigen Seele, neben den Ausbrüchen der frohsten Vorempfindungen, doch allerlei schwarze Besorgnisse. Wird dieses mein Ideal weiblicher Vollkommenheit in Berlin nicht von seinem Glanze einbüßen? Oder wird Ihr hiesiger Aufenthalt nicht durch die Zerstreuungen des großen Orts, durch die tausend kleinen Eitelkeiten, die auch hier am Weisesten und Besten zupfen, unsre Freundschaft — abkühlen — das heißt aufheben? Wird nicht vielleicht, wenn wir Jahre und Jahre zusammen sind, Ihr Mann, oder die Welt, aus unserm engelreinen Bunde giftigen Verdacht schöpfen? — So zog mein unglückseliger Scharfsinn mich aus einem Labyrinth ins andre. Alles das verschwindet jetzt vor dem Gedanken der nahen, nahen Wiedervereinigung. Nein! meine Graunin! Sie dürfen, Sie können mich aus Ihrem Herzen nicht vertreiben. Ich kann sie nicht verlieren. Das wäre das Letzte, bei Gott, das Letzte, was ich verlöre. Ich habe gar nichts verloren, so lange ich Ihre Freundschaft besitze. Und Sie — Sie kommen nach Berlin!

Es fängt — glauben Sie mir dies — es fängt mit dieser Begebenheit eine neue wichtige Periode meines Lebens an, meines Daseins eigentlich; denn ich kann das nicht: leben nennen, wenn man nicht fühlt,

daß man lebt. Seitdem ich von Ihnen bin, habe ich in der Welt geschwebt, aber nicht das Leben genossen. Kommen Sie, kommen Sie, um es mir wieder teuer zu machen!

Ihre Anwesenheit in Berlin wird meinen Beschäftigungen eine neue Richtung, meinen Vergnügungen ein würdiges und schönes Ziel, meinem Bestreben nach Tugend und Weisheit eine Aufmunterung ohnegleichen, meinem Leben einen wahren Wert geben. Es ist hohe Zeit, daß ich anfange, glücklich zu sein, die Chimären der Welt hätten mich von dieser friedlichen Straße beinahe ganz abgezogen. Mein Verhängnis tritt zu und sendet mir meinen Schutzengel wieder. Ich trotze allen Gefahren mit Ihnen. Meine tugendhafte Verehrung, Liebe, Freundschaft gegen Sie, soll die Quelle meiner Weisheit und meiner Glückseligkeit sein.

Diesen Brief erhalten Sie durch George, spätestens künftigen Donnerstag. Freitag geht eine Post nach Berlin. Ich verlange keinen Brief: denn die Unruhe, in der Sie sich befinden, kann ich mir denken. Aber schreiben Sie mir, wenn es auch nur eine einzige Zeile ist: ob die Nachricht gegründet ist, und zu welcher Zeit Sie hier anzukommen gedenken. Mehr verlange ich nicht. Aber darum lassen Sie mich auch, um Gottes und unsrer Freundschaft willen, nicht umsonst gebeten haben. Und diese eine Zeile muß George mir ohnfehlbar mit der Freitagspost schicken. Merken Sie hiebei noch, daß ich eine Reise auf 14 Tage, die ich vorhabe, und wozu der Tag der Abreise auf übermorgen festgesetzt war, bloß um Ihre Antwort abzuwarten, noch auf 10 Tage aufgeschoben habe.

Gott vergebe es Ihnen, wenn Sie vielleicht in der Zeit meines langen Stillschweigens oft an mir mögen verzweifelt haben. Vielleicht glaubten Sie, daß meine Freundschaft erkaltet war. Nein! Sie lebt, und wird leben, bis mein eignes Leben aus ist. So würde mein Herz nicht gestern geklopft haben, wenn ich kälter geworden wäre. Berlin selbst fängt mir an teuer zu werden. – O Gott – aber was werden Ihre arme Königsberger, was wird Ihre Mutter, Ihre gute Schwester sagen! Der Gedanke tut mir im Innersten weh. Ich fühle, was das heißen muß, Sie verlieren. Ich fühle ja, was das heißt, Sie gewinnen.

Die Geheimrätin Graun in Berlin! – Ich kann den Gedanken noch gar nicht fassen. Er ist zu schön. Aber – meine Freundin Graun glücklich in Berlin! Der Gedanke ist noch schöner. O möchte er wahr werden!

Ich schreibe mit heutiger Post auch an Ihren Mann, teils um ihm Glück zu wünschen, teils um ihn über verschiedne Umstände wegen seiner Anherkunft zu befragen, und ihm meine uneingeschränkten Dienste anzutragen. Alle, die ihn kennen, freuen sich sehr über seine Versetzung. Daß man sich auf Ihre Bekanntschaft nicht sehr freut, können Sie leicht denken, da in Gentzen Ihr geschworner Widersacher hier lebt. —

Ich schließe, wie ich angefangen habe. Mein Kopf ist ganz verwirrt. Ich hatte mich in dieser matten, trocknen, langweiligen Lebenszeit auf dies Glück nicht gefaßt gemacht. Noch ist es mir zu fremde. Ich ertrage es noch nicht.

Vergessen Sie nur um Gottes willen nicht, daß ich Dienstag über acht Tage durchaus die bewußte eine Zeile von Ihnen haben muß. Ich verlange im Ernst nicht mehr. Aber um dies zu erfüllen, muß sie Freitag früh abgehen. Täuschen Sie meine Hoffnungen um des Himmels willen nicht. Die Gewißheit, daß Sie nach Berlin kommen, von Ihrer Hand geschrieben, zu lesen — das fehlt jetzt nur noch zu meinem Glück.

Leben Sie wohl, teure Freundin! So leicht, so wohl ist mir lange nicht am Schlusse eines Briefes gewesen. Bald werde ich Ihnen nicht mehr schreiben dürfen. O! wenn doch die Zeit Flügel hätte.

Gentze.

26.

Berlin, den 18. März 1788.

Mit einer unbeschreiblichen Bewegung, teure, liebe Freundin! o Sie! meine Zuflucht und mein Trost in allen Situationen meines Lebens — mit einer unbeschreiblichen Bewegung lese ich in diesem Augenblick die wenigen Zeilen, die Ihre Hand mir endlich einmal wieder schenkte, und bin außer mir vor Freude, daß Sie jetzt schon meinen Brief[1]) in Händen haben, der alle Ihre unglückliche Zweifel zerstreuen wird.

Ich weiß nicht, wie lange dieser kleine Brief von Ihrer Hand schon in Berlin ist. Er ist vom 13. Februar, und dies gibt mir den Verdacht, daß Ihr nachlässiger Bruder Karl, mich eine ganze Zeitlang schon darum gebracht hat. Gestern traf ich ihn bei Ihrem Mann; er gestand, daß er schon, seit einigen Tagen, für mich einen Brief von Ihnen hätte, er hätte ihn aber vergessen mitzubringen. Gott! was ich zusammenfuhr! ich hätte den kleinen Menschen gern zerknirschen mögen, über seine schändliche Gleichgültigkeit. Heute schicke ich denn in aller

[1]) Es muß dies ein verloren gegangener Brief sein.

Frühe zu ihm, und eben jetzt erhalte ich Ihren Brief, der bei ihm zum allerwenigsten über acht Tage gelegen hat. Schreiben Sie mir doch, um Himmelswillen, nie mehr auf diesem langweiligen Wege! Warum adressieren Sie nicht lieber Ihren Brief geradezu an mich?

Ist es aber nicht sehr sonderbar, daß ich, ohne zu wissen, daß ein Brief von Ihnen an mich unterwegens war, gerade zu derselben Zeit an Sie schreibe? daß unsre Herzen, die so lange ganz tot für einander zu sein schienen, sich auf einmal in einer Zeit, gleich als wenn eine geheime Ahndung, ein wohltätiger Geist sie belebte, so mächtig, so reich gegen einander öffnen. O Gott! diese wenigen Zeilen ziehe ich fast allen Ihren andern Briefen vor. Glücklich sein, ist noch nichts: aber aus einer langen Reihe unglücklicher, wilder, fremder Begebenheiten, wie aus einem unruhigen Krankenschlafe zu erwachen, und sich dann wieder glücklich zu fühlen, das ist unendlich viel, und das empfinde ich jetzt.

Nein! Nein! ich habe nichts, gar nichts verloren, da ich Ihre Freundschaft noch besitze. – O meine Freundin! Mit größrer Empfindung habe ich nie an Sie gedacht, nie an Sie geschrieben: die Tränen benehmen mir alle Gedanken: es ist mir, als wenn ich Sie nach dem Tode wieder fände. –

Aber ich will leben, von neuem leben, da ich wieder mit Ihnen – o lassen Sie mich doch im Gefühl meiner Glückseligkeit, was ich so lange entbehrt habe, hinzusetzen, für Sie leben darf. Einzige Freundin! die Welt hatte nur eine wahre Freude für mich. Sie haben sie mir wieder geschenkt; nur einen Sonnenstrahl in aller dieser matten Dämmerung abgeschmackter Vergnügungen, und unbefriedigter Gefühle, nur einen Sonnenstrahl: o Himmel! und der erleuchtet jetzt wieder meine Seele.

Was sprechen Sie von Demütigung: Reine, erhabne Frau! glauben Sie, daß in meinen Augen, irgendein böses Gerücht, was Sie angeht, die geringste Realität hat? Was sprechen Sie von: Partie nehmen: meinen Sie denn, daß in der unbegrenzten Verehrung, die jeder, der es vor mir wagt, Ihren Namen zu nennen, in meiner Miene lesen, im Ton meiner Stimme hören, in jedem meiner Worte erkennen muß, nicht alles das liegt, was jeden Verleumder augenblicklich verstummen lassen muß? In meiner Gegenwart hat man es nur ein einziges Mal gewagt, Sie anzugreifen: zum Trost für Sie: daß Ihnen dieser Angriff unschädlich war und höchst gleichgültig sein kann; aber weh mir! weh mir, daß ich dies anhören mußte, — und – daß ich Sie nicht ver-

teidigen durfte – Dies traurige Rätsel gehört nicht für die Entwicklung eines Briefes – am wenigsten für den gegenwärtigen.

Vergessen sei die Vergangenheit, „wie sie verschwunden ist.“ Lassen Sie uns für die Zukunft leben, und glücklich leben. Ich kann nie ganz unglücklich werden, so lange ich Sie noch in der Welt weiß: kann ich durch die Anspannung meiner letzten Kräfte zu Ihrer Glückseligkeit beitragen, so wollte ich sie daran wagen. O lassen Sie mich hinzusetzen, was ich, selbst im heftigsten Rausch der Liebe, nie gesagt habe, um den Schein übertriebner Leidenschaften zu vermeiden: Ich könnte sterben für Sie, wenn ich Sie glücklich zu machen wüßte.

Hier sei also aufs neue stärker, lebhafter als jemals, in aller frischen Schönheit ihrer ersten Entstehung, unsre unvergängliche Freundschaft beschworen. Aus den wenigen Zeilen Ihrer Hand, die hier vor mir liegen, sehe ich schon, daß Sie dies neue Bündnis eingehen werden. Und nun – nun soll es auch, wenigstens in meiner Brust, bloß dem Tode weichen. Den Schluß Ihres Briefes: „auch wenn Sie es nicht mehr, wie sonst, wünschten“ – vergebe ich Ihnen. Ich selbst habe ihn durch mein Betragen diktiert: ich allein bin die Ursach, ich allein trage die ganze Schuld der gewaltigen Trennung, die zwischen uns entstanden war. Ich will sie mein ganzes Leben hindurch auszubüßen suchen. Schreiben Sie mir bald, und lassen Sie die glücklichen Empfindungen, die Sie in mir aufs neue angezündet haben, nicht erkalten. O Gott! wie wäre das aber möglich?

Gentze.

27.

(Berlin, undatiert, etwa Ende 1789 oder Anfang 1790.)

Ich lebe noch, teure, einzige Freundin, ich atme noch, und – gottlob! – in derselbigen Welt, in der Sie leben, obgleich ein fürchterliches Geschick uns seit einer undenklichen Zeit so getrennt hat, als wenn einer von uns ins Reich der Schatten gewandelt wäre. Gott im Himmel! hätte ich eine solche Trennung für möglich gehalten? –

Ich weiß nicht, ob Sie noch je an mich denken, ob ich nicht zur Strafe meiner mannigfaltigen Verirrungen den Platz, den ich sonst in Ihrem Herzen einnahm, verloren habe. Nein! diese Strafe wäre zu schrecklich! Ich müßte untergehen. Teure Freundin; schon seit einer langen Weile erwacht aus einem abgeschmackten – bösen Traum, habe ich mich wiedergefunden mit allen meinen ehemaligen Zügen, mit meinem warmen Herzen, mit meiner unaussprechlichen Freundschaft, mit meiner

hohen, verehrungsvollen Liebe zu Ihnen, mit meinen melancholischen Seufzern, und mit meinen alten Tränen.

Da ich gar nicht mehr weiß, was Sie denken, fühlen, begehren, fürchten, in was für einer Situation oder Seelenstimmung Sie sind, so kann ich diesen Brief durch nichts einigermaßen interessant machen, als dadurch, daß ich Ihnen sage, was ich bin, mit so wenig Worten als möglich, aber mit einer solchen Wahrhaftigkeit, als wenn ich vor dem Trone der Unschuld und der Wahrheit stünde. Mögen Sie doch sagen und meinen, was Sie wollen: ich will lieber verdammt von Ihnen, als gerühmt und selig gesprochen sein, von der ganzen übrigen Welt.

O! meine Freundin! Wer war ich, als ich Sie das letztemal verließ? Zu welchem gefühlvollen, glücklichen, fast möchte ich in gotteslästerlicher Verehrung Ihrer Vollkommenheiten sagen, heiligen Menschen, zu welchem glückseligen Geschöpf hatte mich Ihre Gegenwart, Ihr Umgang in einer der rauhsten und dornichtsten Epochen meines Lebens gebildet! Und was ist aus diesem Geschöpf geworden! Was bin ich — Gott! — was bin ich eine Zeitlang gewesen! Wie unwürdig Ihrer! Wie unwürdig meiner! In einer schändlichen Vergessenheit meiner schönsten Empfindungen, in einer unverzeihlichen Vernachlässigung meiner schönsten Talente, in einer gänzlichen Verwirrung aller meiner Sinne, im Todesschlafe aller tätigen Seelenkräfte, bin ich beinahe ein Jahr lang durch alle Torheiten dieser abscheulichen Welt hindurch getaumelt, habe mich in allen ihren abschmeckigten Freuden herumgewälzt, habe mit Aufopferung meiner ganzen Zufriedenheit, den Genuß voll Unruhe, und die Foltern der Rückerinnerung auf hundert klippenvollen Wegen aufgesucht, mich mit mir selbst bis zum gänzlichen Fremdwerden veruneinigt, und am Ende nach hundert vergeblichen Versuchen, nach tausendfachem ängstlichen Ringen, mir nur auf einen Tag Glückseligkeit zu verschaffen, auf einmal in einer entsetzlichen — aber göttlichen Stunde die alte Wahrheit, die ich längst gekannt hatte, wiedergefunden, daß alles Streben nach Glück umsonst ist, ohne Tugend, Zufriedenheit des Gewissens, und Friede und Beruhigung im Herzen.

Daß ich bereits seit geraumer Zeit auf der ganz entgegengesetzten Bahn gehe, sehen Sie teils aus der Aufrichtigkeit, mit der ich Ihnen meine vorigen Fehler bekenne, teils aus dem tiefen Abscheu gegen mein voriges Leben, der aus jedem meiner Worte ebenso hervorleuchten muß, als er jeden Winkel meines Herzens durchdringt.

Durch welche sonderbare Vorfälle eine plötzliche, eine fast augenblickliche Sinnesänderung in mir bewirkt ward, das denke ich Ihnen dereinst mündlich zu erzählen. Nur das will ich Ihnen jetzt sagen, wodurch diese merkwürdige Sinnesänderung in mir so sehr befestigt worden ist. Nachdem ich mich schon eine geraume Zeit von dem beständigen Geräusch der Welt zurückgezogen hatte, überfiel mich ein Fieber, welches ich mir durch eine Überladung des Magens bei einer Mahlzeit in unserm eignen Hause zugezogen hatte. Dieses Fieber zwang mich, fünf Wochen lang, fast nicht aus meiner Stube zu gehen. So viel brauchte es nicht, um meinen abgerissnen Umgang mit mir selbst wieder anzufangen. Ich fand ein neues, und brennendes Vergnügen in den Wissenschaften, meinen alten Gespielinnen; und jetzt, da diese Krankheit beinahe schon wieder seit sechs Wochen vorüber ist, bin ich noch ebenso einheimisch, ebenso einsam, ebenso geizig mit meiner Zeit, als damals.

Nichts gleicht der, mir selbst unerklärbaren Erschlaffung meines ganzen Selbsts, während jener unglücklichen Periode, als die Kraft und die Kühnheit, mit der ich in wenig Tagen alle die Fesseln zerriß, die mich seit langer Zeit an die Welt gebunden —[1])

28.

(Berlin,) den 10. Dezember 1793.[2])

Wenn Sie die beiliegenden Blätter lesen, teure und verehrungswürdige Freundin, so finden Sie vielleicht hin und wieder etwas von den Eigentümlichkeiten eines Menschen, auf dessen Umgang Sie einst einigen Wert legten. Er ist noch nicht für Sie verloren: sollten Sie es auf immer für ihn sein? Sollte eine Freundschaft, die der Ewigkeit zu trotzen schien, so ganz dahinsterben können, ohne eine Spur hinter sich zu lassen? Sollte denn, wenn auch Zeit und Verhältnisse die großen Akkorde auflöseten, in zwei ehemals so gleich und so rein gestimmten Gemütern nicht noch irgendwo eine harmonische Saite klingen?

Antworten Sie auf diese Fragen: Sie werden eine frohe, eine festliche Stunde gewähren

Ihrem alten treuen Freunde Gentz.

---

[1]) Die weiteren Blätter dieses Briefes sind verloren gegangen. [2]) Dieses Schreiben ist ein Bruchstück aus einem Briefe, mit dem Gentz den unter Nr. 29 folgenden älteren Brief übersandte. Dieses Bruchstück und die folgenden beiden Briefe sind gedruckt in den „Erinnerungen für edle Frauen“ II, 190 ff.

29.[1])

(Berlin, undatiert, etwa zweite Hälfte 1791.)

Es gab einst eine furchtbare Verabredung unter uns, teure Freundin, die meine Verdammnis, meine unwiederbringliche Verdammnis entschied, wenn ich in einem Termin, den ich längst gar weit überschritten habe, Ihrer zu vergessen scheinen sollte — es liegt außer dieser Verabredung in der Natur der Dinge, daß der Empfang dieses Briefes, außer dem Gefühl einer gewissen Verwunderung über das Unerwartete, kein ander lebhaftes Gefühl in Ihnen rege machen wird: aber ich muß ihn schreiben, wenn Sie auch seiner gar wohl entbehren könnten und wie Sie ihn auch immer aufnehmen mögen, ich weiß sehr wohl, wie ich ihn schreibe.

Es war eine Zeit wo unsre Herzen sich verstanden, auf leise Winke, verstanden, eine Zeit, wo Sie in meinem Umgang fanden, was Ihnen rund um Sie her versagt war, und wo ich mein Dasein nur achtete, weil ich es wagen durfte, Sie grenzenlos zu lieben. Sie wissen, wie diese reine, innre heilige Liebe unter so manchen Schlägen meines sonderbaren Schicksals, und sogar unter den heftigsten Stürmen der wildesten Leidenschaft, in die nur je der Zauber der Sinne ein bessres Herz verwickelt hat, im Glück und im Elend, in der Verzweiflung und in der Wonne, gleich wahr und schön und mächtig, wuchs und gedieh, und den edlern Teil meines zerissnen Wesens belebte, stärkte und erhielt. Sie wissen, was Sie mir waren, Sie wissen, daß wir tausendmal — o! und wie unendlich, wie ewig wahr! — wenn wir unsre Verhältnisse, und die Verhältnisse der Menschen um uns her berechneten, dem

[1]) Der Brief, aus dem auch Schlesier nach einer früheren Publikation Dorows ein Bruchstück abdruckt, ist von Dorow auf das Jahr 1793, von Schlesier auf das Jahr 1792 verlegt worden. Beides ist unzutreffend, da Gentz von einer fünfjährigen Trennung spricht. Das Jahr 1793 schließt sich ganz aus, da Gentz spätestens seit dem Sommer 1792 verlobt war, der Brief aber unzweifelhaft eine Werbung sein sollte. Gentz nennt sich „einsam" in dem Briefe, er spricht an einer Stelle dabei unzweifelhaft von Humboldt, als einem „Modell hoher, vollendeter Menschlichkeit." Im Juni 1791 hatte Humboldt Berlin verlassen. Ich möchte daher den Briefentwurf in die zweite Hälfte des Jahres 1791 setzen. Die Gründe der damaligen Nichtabsendung sind unbekannt. In die erste Redaktion der „Erinnerungen" (1804) wollte Elisabeth den Brief nicht aufnehmen. Sie hinterließ ihn Dorow für den Druck der „Erinnerungen", der erst nach ihrem und Stägemanns Tod stattfinden sollte. Erinnerungen S. 189.

kalten, dem unerbittlichen Schicksal vorhielten, daß es uns nicht für einander geschaffen hatte.

Sie sind das einzige Wesen in der ganzen Schöpfung, was alle Revolutionen in mir überlebt, alle Perioden meiner Existenz in ungeschwächtem Glanze durchwandert hat. In den fünf Jahren die seit unsrer Trennung verflossen, hat der Maßstab, mit dem ich die Menschen messe, gewaltige Alterationen erlitten, er ist zuletzt, ich leugne es nicht, durch die immer wachsende Entwicklung meines innern Menschen, zum Teil auch durch einige Modelle hoher, vollendeter Menschlichkeit[1]), die ich auf meinem Wege fand, so groß geworden, daß ich jetzt das meiste von dem, was mich sonst befriedigte, verachte, und, so stolz und hart es auch klingen mag, fast alle Gegenstände meiner ehemaligen Bewunderung, selbst in den Menschen, die ich noch jetzt nur aus andern Gesichtspunkten schätze, mit Füßen trete.

Sie allein sind mir nicht allein groß, göttlich und liebenswürdig geblieben, sondern Sie sind es mir auch in gleicher und unveränderter Gestalt geblieben. Wenn ich so, wie ich jetzt bin, Ihren Wert zum ersten Male erblickte, so würden Sie, das ist die erstaunenswürdige Ausnahme, die Sie in dem Gange der Begebenheiten meiner innern Welt machen, eben den schönen, und eben den frischen und lebhaften Eindruck auf mich machen, den Sie ehemals in mir hervorbrachten, und den jetzt mir gar wenig Wesen dieser für mich entzauberten Erde hervorbringen können.

Es ist mir eben darum aber ganz unglaublich, daß ich Ihnen gleichgültig geworden sein könnte. Es dünkt mir kaum einmal Vermessenheit, zu zweifeln, ob Sie irgendwo für das, was Sie an mir — nicht verloren haben, aber doch zu verlieren glaubten, vollen Ersatz gefunden haben. Ich weiß nicht, oder besser, ich weiß gar wohl, wie es zugeht, daß es mir scheint, als müßte allen den Menschen, die Sie (während meiner langen Vernichtung für Sie) zum Umgange wählten, wie geistreich, wie gefühlvoll, wie durchdrungen von Ihrer Herrlichkeit sie auch sein mochten, etwas abgehen, was nur in mir liegt, und was für Sie von Wichtigkeit ist. Nein, so hat noch keiner Sie empfunden,

[1]) Gemeint ist in erster Linie Wilhelm von Humboldt. Vgl. Gentz-Garve 19. 4. 91. Die ganze Stelle von „Sie sind das einzige Wesen . . .“ bis „entzauberten Erde hervorbringen können“ hat Elisabeth in den letzten Brief Werdenbergs aufgenommen. Erinnerungen II 81 f.

so hat noch keiner an Ihnen gehangen, als ich. Nach einem Still=schweigen von zwei Jahren klingt es fast wahnsinnig, was ich Ihnen sagen werde, aber ich sage es doch: wenn Sie meine Stelle in Ihnen irgend einem andern vergeben hätten, es wäre eine unaussprechliche Ungerechtigkeit gewesen.

Übrigens sage ich Ihnen mit einem wahren Triumphsrausch, denn hier ist der Stolz das Vorgefühl der höchsten Seligkeit, daß ich Ihrer Freundschaft wert bin. Was Sie auch seit meiner Abwesenheit für Ge=rüchte von mir gehört haben mögen, glauben Sie mir, mir, der ich Ihnen nicht lügen würde, und wäre ich ein Bösewicht, glauben Sie mir, mir, der ich mich und die Menschen kenne, der ich mich mit unbarmherziger Strenge richte und Resultate über Menschenwert zu ziehen weiß, ich bin in den fünf Jahren die ich von Ihnen bin mit unaufgehaltenem Schritt zur Vollkommenheit gegangen: mein innerer Wachstum ist, selbst durch mißliche und gefahrvolle Lagen, in die ich mich stürzte, durch manche Handlungen, die, selbst in dem vernünftigern Sinn der Welt, Fehler waren und durch unsägliches stilles, nagendes Elend, was diese Fehl=tritte über mich häuften, ununterbrochen und nur um desto kräftiger gewesen. Das war es gerade, was mich bilden mußte. Im Glück wäre meine weiche Seele verzärtelt worden, ich hätte mich nie zur Höhe und Stärke eines einzigen meiner jetzigen Gedanken, meiner jetzigen Ideen über die Welt und die Dinge emporgeschwungen, wenn ich nicht gelitten, nicht durch eigne Schuld, fast sagte ich aus eigner Wahl viel gelitten hätte. Ich durfte keiner einzigen schweren Stunde entgehen, ich mußte selbst so fehlen, wie ich gefehlt habe, wenn das aus mir werden sollte, was aus mir geworden ist. Die Glückseligkeit ist ein süßer, aber ein unnützer Traum und dabei ein fliehender Schatten, wenn die Brust nicht gestählt, der Gesichtskreis der Beurteilung nicht erweitert, die Kraft, die da fühlt und wieder zurückwirkt, nicht gesichert, der Einfluß der äußern Wesen nicht — ohne Verlust für die Empfänglichkeit der Seele — in seine gerechte Schranken gewiesen ist. Der Enthusiasmus für Schönheit und Würde mag immer bleiben, aber er muß nur für das Höchste glühen, und gemeine Menschen müssen wie gemeine Freuden Staub in der Schale werden. Die Empfindlichkeit für den Schmerz soll nicht ausgerottet sein, aber die armseligen Übel des physischen Lebens und so manches, worüber man in der Kindheit der Erfahrung seufzt und verzweifelt, muß mit Hitze und Kälte in eine Klasse geworfen

werden, und die selbständige Kraft keinen Augenblick in der Fülle ihrer eigentümlichen Wirksamkeit stören.

Dies ist das Ideal, das ich mir vorgesetzt hatte, das ich mit unverwandtem Auge verfolgt habe; mit ungleichem aber nie mit zurückweichendem Schritt bin ich auf der Bahn gewandelt, an deren Ziel, diese Leuchte der Vortrefflichkeit, dieses eine, was not ist, stand, habe oft unter dem Beifall der Menschen gezittert, ob ich auch fortschritte, oft von ihrem Tadel wie in dickem Nebel eingehüllt, meinen herrlichsten Progressen, eignen, selbstlohnenden stillen und sichern Preis zugeflüstert.

Jetzt bin ich es wert, mit Ihnen zu leben, und jetzt würde mein Umgang zuverlässig nicht ohne Süßigkeit für Sie sein. Ich habe unendlich gewonnen und fürchte mich gar nicht einst aus Ihrem richtenden Munde zu hören, mit wieviel Recht ich dieses kühne Urteil über mich aussprechen durfte. Meine Kraft ist nicht vermindert, nur meine Bildung hat unsäglich zugenommen. Sie werden viele ganz neue Seiten an mir finden, werden sich freuen, wie so viele mangelhafte gehoben sind, wenn Sie mich nach meiner sauern, schrecklichen, aber nur dem Sinn, nicht dem Geist schrecklichen, jener aber auch wahrhaft schrecklichen Wanderung durch diese fünf unvergeßlichen Jahre wieder in der Nähe beobachten sollten. Ich muß Ihnen schlechterdings besser gefallen als sonst.

Nach diesem langen für Sie aber gewiß interessanten Urteil über mich selbst, will ich nun noch, so schwer es mir auch werden muß, einige Worte über Sie sagen. Schwer wird es mir, weil alle Data mir fehlen.

Was Sie sind, darüber bin ich in gar keiner Verlegenheit; der Grundcharakter Ihres Wesens, die eigentliche Physiognomie Ihrer Seele ist mir immer noch so klar, wie jemals. Aber ich möchte gern ein Wort über Ihre Lage sprechen, und ich kenne Ihre Lage eigentlich gar nicht. Diese Unwissenheit ist sogar einer der Gründe gewesen, die mich so lange zurückgehalten haben, Ihnen zu schreiben. Ich konnte z. B. über – r[1]) – weder sprechen, noch schweigen. Ich hörte das widersprechendste Zeug reden, wenn ich die albernen Menschen, die ab und zu aus Königsberg kamen, über Sie befragte. Ich wußte schlechterdings nicht mehr, woran ich war, und, weil das doch auch ungesagt suppliert werden würde: ich war zu sehr mit meinen eignen Angelegenheiten beschäftigt, um mir in diesem Wirrwar Ordnung und Tag zu verschaffen.

---

[1]) Natürlich Graun, der ohne Elisabeth in Berlin lebte.

Jetzt kann ich dreister reden, teils weil ich mich überhaupt von Tage zu Tage weniger zu reden fürchte, wo es gut ist, zu reden, teils weil vieles entwickelter, folglich einfacher und klarer geworden ist. — r — habe ich seit zwei Jahren nicht anders als im Vorbeigehen gesehen. Er war nie Ihrer wert; er ist es hier, bei Gott, nicht mehr geworden. — — Ich mag sein Ankläger nicht sein. — — Es gibt weniger Übel, es gibt auch weniger Fehler, als man denkt. Sie nicht zu achten, ist ein ungeheurer, weil er so in die Mitte trifft, so unleugbar das im Menschen voraussetzt, was ärger ist, als tausend einzelne Vergehungen, die den edelsten Charakter beflecken können. Diese Sünde ist ihm längst im Gericht der bessern Menschen angerechnet. Was er hier getan hat, ist im Grunde nur eine andre Form dieser alten Sünde, nach meiner Beratung eben deshalb nicht wichtig, und ganz unbedeutend, wenn die Welt nicht anders rechnete, anders urteilte, und in ihrer Blindheit je über das Kleid wegsehen könnte. Bloß in der letzten Betrachtung hat sein jetziges Leben — eine gewisse widrige Wichtigkeit. — — — Glauben Sie mir: der einzige Weg, auch das schlimmste Schicksal zu überwinden, ist, ihm dreist ins Angesicht zu sehen. Heute zu tun, was doch morgen getan werden mußte, die Kraft der Seele ungekränkt, und ungeschwächt, den schwersten Leiden auf dem geradesten Wege entgegentragen, lieber, als in den unnützen Versuchen auf Seitenwegen zu entschlüpfen, und in den Foltern fruchtloser Bangigkeiten und Zweifel, die Essenz der Widerstandsfähigkeit, das wahrhaft Balsamische eines wackern Entschlusses verfliegen zu lassen.

Wollen Sie von mir nähere Auskunft haben, verlangen Sie meine Mitwirkung, meinen fernern Rat, gebieten Sie über mich, wie über ein Glied Ihrer eignen Maschine. Ich bin von ganz andrer Brauchbarkeit, als ehmals, und Sie können unbeschränktes Vertrauen in mich setzen.

Besonders aber, schreiben Sie mir in jedem Fall bald.

Ich habe jetzt wenig Bedürfnisse, und brauche wenig Menschen, weil ich mit mir leben kann. Aber nach einem Briefe von Ihnen sehne ich mich, wirklich mit Schmerzen der Seele. Schreiben Sie mir von Ihrem Leben, von Ihren Beschäftigungen, von Ihren Hoffnungen, von Ihren Planen; schreiben Sie mir, wie Sie gegen mich sind, was ich Ihnen bin. Ich wollte, ich könnte alle Überzeugungskraft, die je in der Welt war, zusammendrängen, um Ihnen so anschaulich vorzustellen, als es in mir liegt, daß Sie so in keinem zweiten Herzen leben als in dem meinigen. — Sie können mich nicht vergessen. Gentz.

30.[1])

Elisabeth an Gentz.

Ich glaube nicht, mein teurer Freund, daß ich in einem Brief an Sie mit einem Vorwurf anfangen sollte. Er betrifft nicht, wie Sie billig erwarten werden, Ihr langes Stillschweigen. Dies war nur eine Unterlassungssünde, und wird weit von der überstiegen, deren Sie sich in dem Eingange des Briefes schuldig machen, den ich jetzt vor mir habe. — — Sagen Sie mir, wie konnten Sie denken — wie konnten Sie schreiben (denn dies ist immer noch schlimmer, weil man langsamer schreibt als denkt), Ihr Brief werde beim ersten Anblick außer dem Gefühl einer gewissen Verwunderung, kein ander lebhaftes Gefühl in mir rege machen —? — — Wenn die Folge Ihres Briefes dieses anscheinende Mißtrauen nicht so sehr widerlegte, und überdem das Leben nicht — wie irgendwo jemand sagt, zu kurz wäre, viel Komplimente zu machen oder viel zu rechten — so könnte ich noch manches hierüber sagen — so aber begnüge ich mich, Sie durch die Versicherung zu beschämen, daß die gerührteste Freude das einzige war das ich empfand, als ich Ihre Hand wieder erblickte, und mit eben dieser, wiewohl ruhigeren Freude setzte ich mich nieder — um mich endlich nach beinahe fünf Jahren recht aus vollem Herzen mit Ihnen zu unterhalten. O, glauben Sie mir mein Freund, noch nie hat die Zeit es über mich erhalten, mich für das erkalten zu machen, das ich einmal als gut und vortrefflich erkannt — und wohl mir, daß es so ist. Es ist ja so wenig Bleibendes und Wahres! — Wie oft, wie innig habe ich seit der glücklichen Zeit, da Sie zu den Unsrigen gehörten, an Sie gedacht! — Was Lorenzos Dose ihrem nachherigen Besitzer war, wenn er bei den Stürmen der Welt sein Herz für Ungeduld bewahren wollte, das ist mir oft in trüben Tagen das Andenken an Ihre Freundschaft

[1]) „Aus der Zeit vor der Reise nach Berlin hat sich noch ein vollständiger Brief von Elisabeth im Konzept von Fr. Gentz erhalten", schreibt Dorow in den einleitenden Worten zu dem Abdruck der Gentzschen Briefe (S. 189), und setzt dann das Briefkonzept Elisabeths „wohl Anfang des Jahres 1794, wenn nicht schon Ende Dezember 1793". S. 197. Es ist aber klar, daß diese Antwort überhaupt fingiert ist. Elisabeth setzte nicht voraus, daß Dorow das Billet Gentz' vom 10. Dezember 1793 (No. 28) mit abdrucken werde, das den Sachverhalt der verspäteten Abschickung des Briefes Gentz' aufdeckt. Elisabeth fingiert also den Empfang des Briefes, fünf Jahre nach der Trennung von Gentz, und ihre Antwort.

— Ihren Wert — an Ihr nicht selten parteiisches Lob gewesen. In solchen Augenblicken empfand ich es lebhaft, daß eine Freundschaft wie die unsrige zu den Schätzen gehört, die wir in unser Herz gesammelt und die auch dann wohltätig für uns ist, wenn ihr die Gelegenheit fehlt, äußerlich wirksam sich zu zeigen.

Ich danke Ihnen, mein teurer Freund, daß der erste Teil Ihres Briefes nur von Ihnen und zwar von Ihrem inneren Ich handelt — vielleicht wäre es nicht einer jeden Freundin hinlänglich, nur hiervon und nichts über Ihre äußere Situation zu hören. — Welche Veränderungen aber Ihre Lage auch erlitten haben mag, so ist mir dieses größtenteils nur insofern wichtig, als es auf Ihren Kopf und Ihr Herz Einfluß gehabt. Ihr Brief unterrichtet mich davon; dies nur wünschte ich und nun bin ich zufrieden. Sie müssen es fühlen, wie sehr die Vervollkommnung Ihres inneren Wesens meine Teilnahme trifft. Sie konnten nur vorwärts — nicht rückwärts gehen. Daß die Leiden, welche Sie auf diesem Wege trafen, so und nicht anders auf Sie wirkten, setzt schon einen Grad von Selbständigkeit voraus, zu welchem hundert andere spät oder gar nicht gelangen — und der uns allein dafür schützen kann, daß die Kraft, durch welche wir uns über unser Geschick erheben, nicht auf immer unterdrückt werde. Sie wissen, auf welcher hohen Stufe ich Sie immer sah — was Ihr eigner Ausspruch: Sie seien besser geworden, bei mir sagen will, und um wie viel dringender ich mir jetzt die Frage vorlegen muß, ob Sie auch glücklicher sind! Sind Sie es wohl? — mich dünkt nein. Ihre Sprache ist nicht die Sprache eines ruhig Glücklichen. Schelten Sie nicht, wenn ich unrecht habe, aber mich dünkt, Sie leben im dépit mit der Welt — Sie sind dahin gekommen die Menschen verachten — hassen zu lernen. Es ist mir freilich sehr wahrscheinlich, daß bessere und denkendere Menschen leider oft nur über diese Stufe zur möglichst höchsten Weisheit und Zufriedenheit gelangen können; Sie werden aber nicht lange darauf verweilen, sondern gewiß bald zum letzten Resultat einer genauen Menschenkenntnis, zu gelassener, gutmütiger Ertragung der Schwachen und Toren und zu großmütigem Bedauern der Bosheit übergehen. Sie sind es wert, Genze, auch noch dieses Vorzugs Herr zu sein. Daß Sie nicht ganz unparteiisch über Menschenwert denken, beweist mir sogar das Lob, das Sie mir gewähren. Ohngeachtet Ihre Freundin zuweilen stolz sein darf und es vielleicht noch öfterer ist als sie es sein sollte, so kann sie dieses Lob, das sie so aus-

schließend trifft, doch nicht ohne Schamröte annehmen. Ich habe Mut und Willen gut zu sein, würden aber nicht viele andere es mehr sein — als ich es bin, wenn sie von ihrem Geschick so liebreich und so strenge zugleich erzogen wären? — Und was ist am Ende alles was wir wissen und sein können! nur vor uns selbst etwas zu gelten, muß oft die Vergleichung mit andern unsrer Eigenliebe erst zu Hülfe kommen, und die glücklichste Empfindung, deren wir fähig sind, wenn wir mit stiller Prüfung in unsern Busen blicken, ist dann noch die, daß wir zu fühlen imstande sind, wie sehr die Eingeschränktheit, auf die wir hier angewiesen sind, unser Herz zusammen engt. Ich komme noch einmal auf meine Beschuldigung zurück. Ich möchte Ihnen gern recht viel darüber sagen, ohngeachtet ich mich wohl kaum stark genug fühle nicht mehr und nicht weniger zu sagen, als ich eigentlich sagen will. Ich habe von mehreren gehört und was noch mehr ist, der Ton Ihres Briefes sagt mirs, daß Sie in einer Abgezogenheit leben, die nur zu verführerisch ist, welche Sie immer mehr noch durch Gewohnheit fesseln und der menschlichen Gesellschaft entziehen wird, deren Ansprüche an Sie desto gegründeter sein müssen, je größer Ihre Vorzüge sind. Wird Ihr eignes Herz das immer ertragen? Gleichgültig können Sie nicht leicht gegen etwas sein — Sie werden nur lieben oder hassen. — So vielen Irrungen wir nun auch in dem erstern Falle ausgesetzt sein mögen, so ist doch das Letztere für ein Herz, das so fühlt als das Ihrige noch gefährlicher, weil auch der gerechteste Widerwille gegen andere ihm eine Last sein muß und — — — aber ich schwatze wohl wie ein Weib — und überdem weiß ich ja nichts von Ihren Planen — Ihren Ideen für die Zukunft, und breche lieber ab, um nichts zu sagen, das hier außer seinem Platz wäre. Gewiß haben Sie selbst auch über diesen Punkt sich alles gesagt — und vielleicht aus andern Gründen, die eben so wichtig sind, nicht anwendbar gefunden. Gibt es nicht moralische und physische Arzeneien, die indem sie ein Übel heben, ein anderes erzeugen würden? O Genze, ich möchte Ihnen gerne noch viel, recht viel sagen, ehe ich zu dem letzten Teil meines Briefes übergehe — gerne würde ich Ihnen deutlicher meine Begriffe über den jetzigen Zustand Ihrer Seele auseinandersetzen. Ebenso gerne sagte ich Ihnen recht viel von meinen Erfahrungen — wie sie auf mich gewirkt — und wie ich jetzt über verschiedene Sachen denke, die oft der Gegenstand unserer Gespräche waren, aber ich sehe wohl, ich kann Ihnen das nicht alles so

wieder geben — als es sich in meine Seele drängt. Ernsthafte Reflektionen sind in einem Frauenzimmerkopf immer nur ein bloßes Wetterleuchten — und wie könnte sie sich klar und zusammenhängend mitteilen, da ihre Begriffe von Amts- und Rechtswegen nur dunkel und mangelhaft sein dürfen! — Jetzt zur Beantwortung Ihrer Fragen über meinen jetzigen Zustand überhaupt und meiner Plane für die Zukunft. Was meine Plane betrifft, so muß ich Ihnen nur gleich anfangs bekennen, daß ich eigentlich gar keine habe. Es gibt Fälle, worin man blindlings seinem Schicksal folgen muß, und in diesem finde ich mich vorderhand. Das einzige was mir übrig bleibt ist, daß ich meine innere Ruhe so gut als möglich zu befestigen suche. Ich versichere Sie aber heilig, daß ich meinen Aufenthalt in Königsberg nicht aus eigner Willkür zu verlängern suche. Es gibt sogar Augenblicke wo ich aus Ursachen, deren Wahrheit Sie so gut als ich zu fühlen scheinen, eine Änderung der Sachen wünschen würde (kaum kann ich mich überwinden das Wort „wünschen" stehen zu lassen, ich finde aber in der Geschwindigkeit kein anderes) ob nun alle diese Ursachen aber, wenn der Zeitpunkt da wäre, nicht sehr in den Hintergrund kommen, und mein Entschluß mich dennoch die gewaltsamste Anstrengung kosten würde — das ist wohl kaum zweifelhaft. Glauben Sie nur, lieber Genze, daß weder meine Schwiegermutter noch irgend etwas in Berlin mich schreckt, als die alten bekannten Ubel, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen. Ist dies aber nicht auch genug, um alles zu sein? Seit wann denken Sie so kaltblütig an diese alten, bekannten Übel! — — Ich erinnere mich ihrer nie ohne eine Empfindung, die der[1]) häßlichste Kontrast mit der ruhigen und angenehmen Stimmung macht, in der ich jetzt gewöhnlich bin. Doch ich weiß wohl, daß auch diese mich nicht abschrecken dürfen, auch werden sie es nicht, weil ich glaube, ihnen jetzt mit mehr Fassung begegnen zu können. Was die Gründe betrifft, warum G.[2]) immer noch meine Herüberkunft verzögert, so glaube ich sind die hauptsächlichsten — Caprice gegen seine Mutter und die Idee, bei seinen jetzigen Einkünften kein Haus etablieren zu können — wenigstens sind diese allein in seinen Briefen sichtbar. Vielleicht handelt er nach seiner besten Erkenntnis — ohngeachtet es freilich schlimm ist, daß er so sieht und nicht anders. — Rochefoucault sagt zwar: der Verstand eines

[1]) Sic. [2]) Braun.

Frauenzimmers dient gemeinhin nur dazu, ihre Torheit zu unterstützen; ich weiß aber niemand der auf diese Art besser bedient würde als G. — Was ihm sonst noch bei dieser Verzögerung zu Schulden kommen mag — will ich nicht untersuchen und Unglück genug für mich, daß es, wie die Sachen jetzt stehen, mich auch wenig intressiert. Sollte diese Verzögerung aber auch noch schlechtere Gründe haben als die, welche ich angeführt — wäre es nicht um so weniger der Klugheit gemäß, wenn ich darauf dringen sollte, nach Berlin zu kommen. Das hieße mir selbst jeden möglichen Weg zu einer nur erträglichen Zukunft versperren. Ihre freundschaftlichen Erbietungen, mein bester Freund, haben mich gerührt.[1]) Wenn ich es für möglich hielt, daß herzliche und kluge Vermittlung mir hier vorteilhaft sein könnte, wem würde ich in diesem Falle wohl lieber Verbindlichkeit haben als Ihnen? Urteilen Sie aber selbst, ob es von meiner Seite nicht der sicherste Weg ist, das Schicksal walten zu lassen. — Schreiben Sie mir Ihre Gedanken hierüber; vielleicht erneuert Ihr Diensteifer das Vergnügen, das Sie sonst an unserm Briefwechsel fanden — und welch ein Gewinn wäre das schon für mich! —

Sie fragen mich, wie ich lebe? — Zuerst will ich Ihnen eine kleine Skizze meiner äußeren Lage geben. Ich wohne mit meiner Mutter zusammen, die mit mir die Sorge für meine Kinder und unsere kleine Wirtschaft teilt. Meine Bekanntschaften sind die alten, am glücklichsten fühle ich mich wie vordem, in dem Kreise meiner Geschwister. Dieser ist jetzt sehr klein, denn zwei meiner Brüder habe ich verloren. — Fritze ist für das Schwinckſche Kontor wahrscheinlich auf eine lange Zeit nach Schweden verreist, was Sie vielleicht schon erfahren haben, mein zweiter Bruder ist uns vor einem Monat durch den Tod genommen. Ich übergehe den Schmerz, den der Verlust dieses guten, ehrlichen Jungen uns gekostet — wie das Detail seiner letzten Krankheit, die ein faulichtes Gallenfieber war. Er schien die Annäherung seines Todes selbst nicht zu ahnden — seine Phantasien waren angenehm und selten nur war er bis zum letzten Augenblick seiner sich bewußt. — Ich verlasse diese traurigen Erinnerungen — sie würden mich hier zu weit führen. — Meine eigne Gesundheit ist nicht ganz so fest als sie war, indes sind es nur vorübergehende Übel.

---

[1]) Dieser direkte Bezug auf Erbietungen, die 1791 geschrieben, Ende 1793 gelesen wurden, macht die Fiktion der Antwort unzweifelhaft. —

Von jeher war in dem Kranksein etwas Angenehmes für mich, wenn wie natürlich die Krankheit nicht sehr angreifend ist. Man ist müßig, ohne das Drückende des Müßigganges zu fühlen – man ist so ganz mit sich allein – und ich finde mich nie in diesem Falle, ohne an das göttliche far niente der Italiener zu denken. Übrigens genieße ich die Süßigkeit eines völlig unabhängigen und ruhigen Lebens im vollsten Maße. Alles was ehedem zu meinen Lieblingsgeschäften gehörte, ist es jetzt doppelt geworden. Das Zeichnen ist immer noch meine Hauptpassion. Mit der Lektüre geht es mir sonderbar, ich kann keinem neuen Buche Geschmack abgewinnen, selbst von meinen Lieblingsautoren sind mir immer die alten die liebsten. Diese halte ich aber auch wie bewährte Freunde, die mir nicht von der Seite kommen dürfen. Ich sehe sie als meine Lehrer und Wohltäter an, denen ich die besten Stunden meines Lebens danke, und in deren Welt ich nun beinahe wie in meiner eignen zu Hause bin. Bei allem Reize aber, mit dem diese Art zu leben mich an mein kleines Zimmer fesselt, kann ich oft nicht hindern, daß mich eine Wehmut überfällt, die mich für alles mutlos macht. Alle meine kleinen Arbeiten erhalten dann einen Anstrich von Nichtigkeit und Zwecklosigkeit, der auf einmal alle meine Tätigkeit hemmt, ich verbrenne meine Übersetzungen und wische ab, was ich gezeichnet habe. In solchen Stunden fühle ich die Bestimmung meines Geschlechts – nur für ein Wesen zu wirken und zu leben – dem wir angehören, dem wir gerne angehören, das den geringsten Handlungen in einem häuslichen, tätigen Leben Zweck und Intresse gibt. Das gemeinste Weib, die von ein Paar kümmerlich ersparten Groschen mit froher Geschäftigkeit ihrem Manne ein Frühstück macht, dünkt mich dann glücklicher als ich. An meinen Kindern sehe ich den einzigen Zweck – und freilich einen großen Zweck – warum ich lebe. Freilich füllen sie jetzt noch nicht jede Leere in meinem Leben und Herzen, aber sie schmeicheln mir doch mit der Hoffnung dazu, und nach diesem Endzweck erziehe ich mich jetzt noch mit ihnen und für sie, und gewiß werden sie künftig bei meinen Handlungen und Entschließungen das Hauptaugenmerk sein.

Jetzt ist es Zeit, daß ich die Feder weglege, denn dieser Brief ist jetzt schon zu einer unbescheidenen Länge angewachsen. Wollen Sie mir einen Beweis geben, daß er Ihnen dennoch lieb war, so lassen Sie mich bald wieder von sich hören. Leben Sie wohl, bester Freund! und glau-

ben Sie nur, daß ich ebenso eigensinnig und unveränderlich in Beziehung meiner Gesinnungen gegen Sie, als in der Parteilichkeit gegen gewisse alte Bücher bin – denn eben wie diese hat Ihr freundschaftlicher und geistvoller Umgang mit ewig bleibendem Eindruck auf die moralische Existenz Ihrer treusten Freundin gewirkt. Elisabeth.

31.

Werdenberg an Elisabeth.[1]) K–, den 19. Juni.

Seit dem Tage, der mir mein letztes und entscheidendes Urteil ankündigte, teure Freundin, habe ich in jedem Blick, in jedem Wort einen traurigen Abschied von Ihnen genommen.

O Elisabeth, Sie haben auf einmal über alle meine Hoffnungen, alle meine Lebensfreuden den Stab gebrochen, und ich darf nicht murren, noch weniger Sie anklagen; je mehr mein Herz trauert, desto mehr muß mein Verstand Sie bewundern und ehren, aber desto mehr, desto durchdringender fühle ich auch Ihren unersetzlichen Verlust. –

Vor einer halben Stunde war ich noch einmal bei Ihnen; ich habe von Ihrer Tante, von Ihrem Zimmer Abschied genommen. Das[2]) Gefühl, das mich in diesem Augenblick ergriff, läßt sich nicht ausdrücken. Meine ganze Lebensgeschichte lag vor mir aufgeschlagen wie ein Buch; mit heißen, fast verzweiflungsvollen Tränen dachte ich beim Herausgehen an der Türe und rief es zu wiederholten Malen laut aus: So glücklich als du hier gewesen, wirst du nie, niemals in dieser traurigen Welt mehr sein! –

O, meine Freundin, meine Seele ist so voll, daß alle meine Worte in Seufzern ersticken. Sie kennen meine Wünsche, meine Ansprüche auf Glückseligkeit, meine edlen Vorsätze, meine Schwachheiten und meine Chimären. Sie kennen alles, was brauch' ich mehr zu sagen? –

Es[3]) wird kein Tag vergehen, keine Stunde eines Tages, wo ich nicht an Sie, vortreffliche Freundin, mit Trauer und Sehnsucht denken

---

[1]) Erinnerungen II, 57 ff. Ich drucke diesen Brief, der nach der definitiven Abweisung des Antrages Werdenbergs durch Elisabeth geschrieben sein soll, als ein charakteristisches Merkmal des Verfahrens Elisabeths, Gentz' Briefe bei der Redaktion ihrer „Erinnerungen" zu benutzen, aus diesem Buche hier ab. [2]) Vgl. für das Folgende oben No. 19. [3]) Für das Folgende oben S. 98 u. S. 99.

werde. Aber was hilft's? – ich werde Sie nicht sehen, nicht hören, vielleicht nicht einmal erfahren, werde ich, wie Sie fühlen, leben und denken. – Wenn Sie tot wären, wäre ich nicht unglücklicher. – Nicht unglücklicher? – Das fehlte noch, um meine Verwirrung, meine Raserei vollkommen zu machen; nicht unglücklicher, wenn der letzte Strahl von Hoffnung, wenn der letzte chimärische Funke von Licht in der Ferne ausgegangen wäre, wie die letzte Lampe im dunklen Kerker? – Nicht unglücklicher, wenn ich auch nicht den trocknen, matten, traurigen Trost mehr hätte, zu denken, daß ich mit Ihnen in einer Welt lebe? Gütige Vorsicht, rechne mir unter meinen andern Torheiten auch diese gnädig nicht zu, daß ich glaubte, ich könnte nicht unglücklicher werden. –

Aber wahre Freude wird nie wieder in meine Seele kommen. – Wo – wo sollte ich ein Herz sehen und finden wie das Ihrige? – Sie allein, Sie, Sie! – tausend Mal will ich es Ihnen im Wahnsinn der Schmerzen zurufen – Sie hätten der Schutzengel meines Lebens sein müssen. War es mir vergönnt, mit Ihnen, nein, nur bei Ihnen, unter Ihren Augen meine Tage hinfließen zu sehen, ich weiß es, ich weiß es – dann wäre ich glücklich gewesen. Meine köstlichsten Gefühle nähren, meine moralischen Töne realisieren, meine herzliche Liebe zur Tugend beleben und halten, das konnten nur S i e. Ich werde nie glücklich sein.

Sagen Sie mir nicht, ich schwärme. Daß ich glücklich sein kann, daß mein Sehnen nach Glückseligkeit nicht etwa eine leere hypochondrische Grille eines nimmersatten Herzens ist, das mitten im gewünschten Genuß nach Veränderung seufzt, das habe ich bewiesen, weil ich bei Ihnen glücklich gewesen bin, weil ich nichts zu begehren übrig hatte, als ich bei Ihren Herzensergießungen in dem stillen Hause Ihrer Tante, bei dem freundlichen Frühstück durch Ihre Hand bereitet, an so manchem herrlichen Abende durch Ihre bloße Gegenwart geheiligt, fühlte, daß ich dazu geboren wäre; weil ich jetzt mit herzlicher Wollust daran zurückdenke. Ich konnte also glücklich sein; ich werde es nie werden! –

Ich hatte dieses Blatt eine Zeit lang weggelegt, und glaube jetzt etwas ruhiger und kühler zu sein; denn das wollen Sie ja.

Noch weiß ich nicht, wann ich zurückkommen werde. Ich denke ja, daß meine Geschäfte in B-- mich lange genug hinhalten werden, und ist es einmal meine Bestimmung, daß mein Weg mich von dem Ihrigen scheidet, so ist mir jeder gleich, den man mir anzupreisen für gut findet, und ohne Sträuben will ich dann den wählen, durch den ich

die Forderungen der sogenannten Vernunft, meiner Familie und vor allen Dingen, die Ihrigen befriedige. –

Gerson, mit dem ich einen Briefwechsel unterhalten werde, will mich – (Himmel wie weit ist es mit mir gekommen!) dann und wann etwas von Ihnen hören lassen.

Werden Sie ihm erlauben, auch mein Andenken zuweilen in Ihre Seele zu rufen? – Ach, er ist glücklich, er darf ja wenigstens in Ihrer Nähe sein; und ich? – Immer noch kehren jeden Augenblick Schmerz und Wut in meine trostlose Seele zurück, und tausend Verwünschungen. – Doch, wohin reißt mich meine Verwirrung? Mit einem Segen wollte ich ja von Ihnen, meine ewig geliebte Freundin scheiden. So segne Sie denn der Himmel! und schenken auch Sie ein mitleidiges Lebewohl[1]) Ihrem Leopold.

[1]) Ich wage nicht zu behaupten, daß die letzten Absätze dieses Briefes, wie fast alles übrige, aus einem Schreiben Gentz' stammen. Doch ist die Ähnlichkeit des Stiles zum mindesten auffallend. Hätte Gentz sie geschrieben, so wären sie die Antwort auf eine Ablehnung Elisabeths, sich mit ihm zu verbinden.

Gentz und Garve.

Eine Publikation, die sich zum Ziele gesetzt hat, vergriffenes und neues Material zu einer Biographie Gentz' in einer kritischen Ausgabe zusammenzubringen, durfte nicht an den Briefen Gentz' an seinen Lehrer und Freund, den Popularphilosophen Christian Garve, vorbeigehen. Leider ist es nicht möglich gewesen, die große Lücke, die in dem Briefwechsel der beiden Männer in den Jahren 1791—1798 klafft, auszufüllen. Wir wissen, daß der Briefwechsel in diesen Jahren bestanden hat, doch sind die fehlenden Stücke desselben in der Breslauer Stadtbibliothek, wo der Nachlaß Garves liegt, nicht aufzufinden. Von den Briefen, die Gentz in seiner Berliner Zeit empfangen hat, ist uns ja leider nichts erhalten[1]). Die jetzt neu gedruckten Briefe Gentz' an Garve waren im Jahre 1857, mit Ausnahme des ersten ungedruckten Briefes, von Schönborn herausgegeben worden. Der Druck ist nach den Originalen verbessert, der bei Schönborn fehlende Kommentar wird den Wert dieser für die Jugendentwicklung Gentz' bedeutsamen Briefe hoffentlich noch erhöhen.

Gentz' erste Bekanntschaft mit Garve schrieb sich von der dienstlichen Tätigkeit seines Vaters als Münzdirektor in Breslau her, wo Garve als Privatmann seinen Studien oblag und einen geselligen Verkehr mit den ersten Kreisen der Provinz pflegte. Er hat ihn dann mehrfach in Breslau auf Dienstreisen aufgesucht und in Berlin in engem Verkehr mit ihm gestanden, als Garve sich längere Zeit in der preußischen Hauptstadt aufhielt, um — ohne Erfolg — Heilung für sein schweres Leiden des Gesichts-

[1]) Ein Bruchstück eines Briefes Garves an Gentz werden die Briefe Gentz an Brinckmann (in einem Briefe vom 13. 9. 1797) im zweiten Bande dieser Publikation bringen. Vgl. auch Humboldt an Schiller 19. Juli 1796 bei Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt 287.

krebses zu suchen. Garve schätzte den jungen Gentz sehr hoch und hat dieser Schätzung mehrfach in Briefen an seinen Freund Christian F. Weiße[1]) Ausdruck gegeben. Schon Gentz' Burkeübersetzung von 1792 nannte er ein Meisterstück und die angefügten Abhandlungen Gentz' „des englischen Autors würdig." Und im Jahre 1797 schreibt er über einen Besuch Gentz' in Breslau: dieser vorzügliche Schriftsteller „gewinnt noch mehr durch die persönliche Bekanntschaft: so reich ist er an Kenntnissen aller Art und eine so glückliche Leichtigkeit hat er, sie im Gespräche mitzuteilen. Ich halte ihn in der Tat für den besten jungen Kopf, der jetzt in Berlin existiert. Er arbeitet an einer Geschichte der Revolution, zu der er die Originaldokumente mit vielen Kosten gesammelt hat. Schon die Aufklärungen, die ich von ihm über viele Punkte dieser in ihrer Art einzigen Begebenheit bekommen habe, würden mir seinen Umgang lehrreich gemacht haben". In diesen späteren Zeiten, in denen Gentz schon ganz in der Politik lebte, mögen sich die beiden Männer vor allem in der Überzeugung gefunden haben, daß die Freiheitsbewegung der französischen Revolution entartet sei, während in England noch wahre Freiheit lebe, und daß eine Niederlage Englands gegenüber der Revolution „einen Verlust für die Menschheit" bedeuten würde. Garves Bewunderung für „das große Volk" der Engländer ist ebenso stark wie die Gentz'. Dies charakterisiert schon Garves Stellung zu den Männern der neuen kritischen Schule der Philosophie, die als Schüler von Rousseau und auf Grund ihrer naturrechtlichen Prinzipien den englischen Geist und die englische Macht für verderblich und des Untergangs wert erachteten. Gegen die naturrechtlichen Spekulationen Kants und seiner Schule ist, ebenso wie Garve, auch der Kantschüler Gentz aufgetreten, und wenn wir das reifeste Werk dieser ersten schriftstellerischen Epoche in Gentz' Leben, den Aufsatz „Über den ewigen Frieden" betrachten, so erinnert uns manches an Garve'sche Ideen.[2]) Die lebhaften Ausbrüche des Dankes und der Verehrung, die wir in Gentz' Briefen

---

[1]) Briefe von Christian Garve an Christian F. Weiße und einige andere Freunde. Breslau 1803. Vgl. die Briefe vom 19. Februar 1793 und 15. August 1797. Dieser Briefwechsel ist auch im folgenden stark benutzt.

[2]) Garve gegen Kant's Aufsatz: „Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nichts für die Praxis" in seinen Vermischten Aufsätzen t. II „Über die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams" und Gentz gegen Kant in der Berlinischen Monatsschrift Dez. 1793. Gentz' Aufsatz „Über den ewigen Frieden" im Hist. Journal 1800 vol. 3.

an Garve finden, und die so ehrenvoll sind für den Schreiber wie überhaupt sein ganzes Verhalten zu dem würdigen älteren Freund, haben denn auch einen sehr realen Untergrund. Die Denkart Garves ist von einem sehr beträchtlichen Einfluß auf Gentz gewesen; sie hat ihm den Übergang von der spekulativen Betrachtung des Staates zu historischem Denken erleichtert, sie ist ihm schon in seinen Studienjahren wie eine Erlösung aus dem unüberbrückbaren Zwiespalte zwischen dem kategorischen Imperativ und dem warmen Leben erschienen.

Christian Garve hat einmal selbst in bescheidenen Worten seine Stellung zur neuen Philosophie folgendermaßen dargelegt: „Es wird der jetzt herrschenden Partei der Philosophen nicht entgangen sein, daß ich ein populärer Philosoph im schlimmsten Sinne des Wortes, oder vielmehr, daß ich ein Prediger des allgemeinen Menschensinnes, des Feindes aller echten Philosophie, sei. Ich gestehe ihnen, daß sie recht haben; ich gebe ihnen auch zu, daß dieser Menschensinn, dem ich anhänge, sich oft bei zwei Menschen und bei einem und demselben zu verschiedenen Zeiten widerspricht, und daß die Menschen, sobald sie über nichtsinnliche Gegenstände reden, oft selbst nicht wissen, was sie wollen. Aber geht es denn der Transzendentalphilosophie und ihren Anhängern besser? Ist unter ihnen mehr Übereinstimmung?" Garve fragt weiter, ob wir nicht in bezug auf das Sittliche mit dem Gewissen, in bezug auf Erkenntnis mit der gewöhnlichen Erfahrung des Menschensinns, verstärkt durch Naturkunde und Geschichte, auszukommen vermöchten. „Könnte nicht vielleicht dieser auf eine solche Weise bereicherte Menschensinn viele Gegenstände richtiger beurteilen, als die auf eine einzige Reihe von Ideen sich einschränkende und dieselbe ohne Einmischung anderer Kenntnisse verfolgende Philosophie! Ich gestehe ferner, daß ich so tief in der Materie stecke, daß ich gar keinen anderen Weg weiß, zur Erkenntnis der Form zu gelangen, als indem ich sie in dem Stoffe aufsuche oder sie aus demselben entwickele. Ich fange von sinnlichen Wahrnehmungen an, um zu den höchsten Vernunftwahrheiten, und von sinnlichen Empfindungen und Trieben, um zu den diese Triebe am meisten einschränkenden sittlichen Vorschriften zu gelangen." So sehr Garve auch dem Systeme Kants Bewunderung zollte, so lehnte er es doch ab, sich dem Dogmatismus seiner Anhänger zu unterwerfen. Ihm schien der Grundfehler der Sittenlehre Kants darin zu liegen, daß dieser Philosoph, dessen „Tiefsinn" er bewunderte, die Jugendeindrücke seiner orthodox-religiösen Erziehung mit

den weit davon abführenden Resultaten seiner Philosophie zu verknüpfen suche. Garve blieb bei einer gemäßigten Glückseligkeitstheorie stehen, die nicht das Seiende und das Seinsollende in einen unüberbrückbaren Gegensatz stellte. Auch in politischen Dingen war er jedem Dogmatismus abhold. Er meinte, bürgerliche und häusliche Lage, Gemütsart und freundschaftliche Verbindungen bestimmten mehr die Glückseligkeit des einzelnen als Regierungsform und die Konjunkturen der europäischen Welthändel. Besorgt frug er, ob nicht das Übermaß abstrakter Spekulationen den Philosophen noch mehr als bisher von dem „Geschäfts- und Weltmann trenne, das System von dem bloßen bon-sens", zumal die Anmaßungen der neueren Philosophen ebenso unerträglich und unverträglich seien, als die der ehemaligen Orthodoxen.

Den Vorwurf Humboldts gegen die deutsche Literatur, daß sie aus Mangel am Volkstümlichen zu einem leeren Formenspiel ausarte, konnte man Garve nicht machen, aber anderseits konnten auch Freunde wie Gentz das „dem Stoffe nach Mittelmäßige" der Schriften Garves nicht leugnen. In der Beobachtung des ihn umgebenden Lebens fand Garve eben mehr seine Stärke als in weittragenden und tiefsinnigen Ideen. Mit liebevoller Sorgfalt und durchaus selbstgewonnener Anschauung drang er zum Beispiel in das Leben der schlesischen Bauernwelt ein. Ein nüchterner Wirklichkeitssinn und Verständnis für politische Machtfragen zeichnete ihn wie seine Generation vor der jüngeren Schriftstellerwelt aus. Die machtvolle Persönlichkeit des großen Friedrich und die ruhmvolle Geschichte Preußens, die sie miterlebt hatten, bewahrte sie davor, die Errungenschaften ihres heimatlichen Staates allgemeinen Menschheitsidealen und Theorien zu opfern. Freilich war ihre nationale Gesinnung mehr ein Sichhalten an die große Persönlichkeit Friedrichs, als „eines Surrogates der Nationalität", wie Adam Müller später treffend sagte, und der Staat *Friedrichs* war mehr der Abgott ihrer Liebe als der *preußische* Staat, aber der kritischen Philosophie war es doch erst beschieden, dieses Gerüst gesunder Staatsgesinnung rücksichtslos zu zertrümmern und die heranwachsende Generation von der „Maulwurfsarbeit" der Beschäftigung mit dem Gegenwartsstaate zum ungeheuersten Schaden Preußens abzuziehen. Garve hat einmal in einer treffenden Parallele zwischen Mark Aurel und dem Preußenkönige die Nachteile des Wirkens nach Sätzen der abstrakten Vernunft bei einem Regenten wie Mark Aurel und die Vorteile des Lebens und Webens in der wirklichen Welt

und in dem Besonderen der Erfahrung bei Friedrich geschildert. Fein abgewogen und gerecht schildert er in demselben Werke[1]) die Stellung Friedrichs des Großen zu dem Adel, dessen bevorrechtigte Stellung in der Verwaltung und im Heere des damaligen Preußens er aus denselben Gründen wie Goethe in „Wilhelm Meister" als berechtigt anerkennt, ohne seinem Stolz als Angehöriger des gebildeten und bildenden Bürgerstandes etwas zu vergeben. Von politischem Verstande und feinen Beobachtungen zeugen auch seine kritischen Bemerkungen über Friedrichs Regierung aus dem Kabinett heraus und die Möglichkeit des Unheils, das aus einer solchen Regierungsart entspringen könne.[2]) Schon war das Unheil eingetreten, das Garve voraussah, als diese Bemerkungen gedruckt wurden, während die trostlose Religionspolitik Wöllners, der der Breslauer Philosoph mit ruhigem Freimute entgegengetreten war, wirkungslos an dem Staate Friedrichs vorbeigegangen war. Wie Garve

---

[1]) Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs II. Breslau 1789. Die Anregung zu diesem Werk entnahm Garve aus mehreren Gesprächen mit Friedrich dem Großen. Das erste Fragment der Vergleichung Friedrichs mit Mark Aurel veröffentlichte er zuerst in Gentz' Neuer Teutscher Monatsschrift 1795.

[2]) Ebenda S. 166 ff.: „Und weil doch die Könige Menschen sind und diejenigen, welche täglich um sie sind, und täglich mit ihnen arbeiten, doch nach und nach, oder zu gewissen Zeiten, einen Einfluß über sie bekommen, durch welche sie mehr als bloße Vollstrecker ihres Willens – durch welche sie auch wohl ihre Ratgeber werden: – ist es alsdann nicht schlimmer, wenn diese, durch den unmerklichen Einfluß der Gegenwart und des Gesprächs wirkende Personen Subalternen sind, die weder Ehre von der guten Verwaltung der Regierung zu hoffen, noch von der üblen Schande zu fürchten haben, als wenn der Fürst von denjenigen geleitet würde, die wirklich von ihm einen oder den anderen Teil seiner Autorität anvertraut erhalten haben, und die über die Anwendung derselben dem Staate ebenso, wie ihm selbst, verantwortlich sind." Bei Friedrich bestanden solche Gefahren nicht, man wird aber finden, „daß unter einem schwächeren, öfter in seinem Fleiße nachlassenden, öfter fremden Einflüssen empfänglichen Monarchen, bei dieser Methode, die Geschäfte unfehlbar in Verwirrung geraten oder seichte und obenhin betrieben werden, – und daß insbesondere alsdann die Macht nur aus den Händen der Ersten und Vornehmsten des Staates, denen sie gewissermaßen gebührte, in die Hände geringerer, weniger bei dem Wohl der öffentlichen Sache interessierter, weniger durch die öffentliche Meinung in Schranken gehaltner Personen fällt; die also höchst wahrscheinlich einen schlechtern Gebrauch davon machen, als von den ersten zu befürchten war." Man vergleiche damit Gentz' Denkschrift über das Kabinett Juni 1800, Hist. Ztschr. 89, bes. S. 249 f. Wie viel fruchtbarer eine solche Kritik war als alle naturrechtlichen Deklamationen, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

hier in seiner Kritik stets schneidendes Übermaß vermieden hatte, so hatte er sich auch gegen die in Berlin in der tonangebenden Schriftstellerwelt beliebte Jesuitenriecherei erklärt, was ihm manche Grobheiten von seiten der Berliner Aufklärer eintrug. Das ganze Auftreten Garves war jedenfalls geeignet, seine Leser vor unfruchtbarem Doktrinarismus zu bewahren, und wenn dies bei Gentz nicht völlig in der ersten Epoche der Revolution gelang, so lag das an der überwältigenden Wirkung, den die Pariser Ereignisse auf jeden jungen und begabten Menschen zunächst ausübten. Auch Garve sah mit Sympathie nach dem Westen, als dort die Szene der Revolution sich auftat, wenn auch, als älterer Mann, nicht mit so leidenschaftlicher Begeisterung wie Gentz. Schon im November 1789 konnte er sagen: „Ich sehe wie in unserer wissenschaftlichen Revolution bisher nur Zerstörung, nirgends etwas Aufgebautes.“ Wenn er sich auch auf das Drängen Biesters, des Herausgebers der Berlinischen Monatsschrift, zu einer im ganzen günstigen, aber doch mit der größten Vorsicht und unter Ablehnung jedes definitiven Urteils verfaßten Besprechung der „Nationalkonstitution des französischen Klerus“ entschloß, so ließ ihn diese bedingte und rein theoretische Billigung des französischen Unternehmens doch nicht die Augen verschließen vor den schweren Schattenseiten der französischen Bewegung. Mit überaus scharfen Worten hat er seinen Abscheu vor den „wilden Tieren“ der Revolution zum Ausdruck gebracht. Im Dezember 1791 schon schrieb er die für ihn höchst charakteristischen Worte: „Und wenn auch die Vernunft einem voraussagen könnte, was erfolgen wird, so ist es doch nur die Erfahrung, die uns gewiß macht, besonders wenn unsere Wünsche, und selbst unsere Leidenschaften uns auf die andere Seite ziehen. Denn wer wollte leugnen, daß bei dieser Revolution, auch der Stand, den wir in der Welt haben, zum Teil die Partei bestimmt, welche wir nehmen. Dem Bürgerlichen, der oft vom Stolz des Adels gedrückt worden ist, gefällt natürlicherweise, was ihn hoffen läßt, daß die Gleichheit der Menschen ein wenig werde wiederhergestellt werden. Der Adelige fühlt (vor aller Untersuchung) einen Widerwillen gegen eine Unternehmung, die seinen Vorrechten den Untergang droht. Vielleicht wird dies der größte Gewinn von diesen großen und zum Teil schrecklichen Auftritten in Frankreich sein, daß gewisse Punkte der Staatsphilosophie mehr ins Reine kommen werden, daß das Mögliche von dem Chimärischen in den Projekten der Verbesserung richtiger abgesondert werden wird.“ Und es gehörte ein

gewisser Mut dazu, in der Zeit der schrankenlosen Bewunderung der Macht der öffentlichen Meinung einen Satz auszusprechen wie folgenden: „Darüber kann aber die Frage sein, ob es nicht besser ist, daß ein Mensch oder eine Nation, wenn sie noch unfähig sind, richtig zu urteilen, lieber gar nicht urteilen. Ist nicht eine gewisse Geistesuntätigkeit, die mit Bescheidenheit und Einschränkung auf seinen unmittelbaren Beruf und Wirkungs- und Gesichtskreis verbunden ist, besser, als eine falsch gerichtete Tätigkeit, die den Menschen über seine Sphäre hinausführt und ihn oft zum Verderben anderer und der Gesellschaft tätig macht?“ [1])

Am charakteristischsten für die Art Garves, aus der Beobachtung der Wirklichkeit zu den Ideen aufzusteigen, ohne doch jemals weder Wirklichkeit noch Idee vergewaltigen zu wollen — eine Art, die zwar nie gerade in glatte Nüchternheit bei ihm ausartet, jedoch eine gewisse Schwunglosigkeit nicht verkennen läßt — ist seine Abhandlung über die Verbindung der Moral mit der Politik. [2]) Sie stellt den Höhepunkt des politischen Vermögens der Generation Friedrichs dar, soweit es sich in theoretischen Werken niederschlug. Eine genugtuende Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit der Verbindung von Moral und Politik lehnt Garve von vornherein ab. Staaten stehen zueinander wie die Menschen im Naturzustande, der Souverän steht außerhalb der Privatrechtssphäre des einzelnen Staatsbürgers. Nicht Regeln des Rechtes, sondern Bildung des Geistes und Charakters entscheiden in den Erwägungen des Souveräns über die Notwendigkeit der Notwehr und selbst des Angriffes zum Zweck der Abwendung erwarteter Angriffe. Positive Gesetze über das Eigentum wie im Privatrecht gibt es nicht für die Souveräne. Nach eigener Einsicht, nicht nach Gesetzen, entscheiden sie in jeder strittigen Frage, ein Recht der Verjährung für Eigentumsansprüche kennen sie nicht. Existenzfragen des Staates können sogar zum Bruch von Verträgen führen; um des Privatmannes willen dürfen zwar innerhalb des Staates Verträge nicht gebrochen werden, aber im Staatenleben selbst muß oft der kleinere Staat zurückstehen hinter dem überwiegenden Lebens-

---

[1]) Über die öffentliche Meinung in Garves Versuchen über verschiedene Gegenstände rc. t. V, S. 317 f.

[2]) Im vierten Band der Anmerkungen und Abhandlungen zu Ciceros Büchern von den Pflichten. Breslau 1788: Abhandlung über die Verbindung der Moral mit der Politik. Noch einige Betrachtungen über die Frage: „Inwiefern ist es möglich, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten.“

interesse von Millionen von Menschen in einem größeren Staate. Größere Rechte haben also die Souveräne, aber sie haben auch größere Pflichten. Und nun bindet Garve die Fürsten recht im Geiste seines Jahrhunderts an das Wohl der ganzen Menschheit, das im letzten Grunde der Zweck ihrer Handlungen sein muß. An diesen Grund aller Regeln, nicht an die aufgestellten Regeln, haben sie sich zu binden; denn ohne diese ihre Handlungsfreiheit würden alle menschlichen Verhältnisse stagnieren. Garve redet dann einer friedlichen und konservativen Politik das Wort, er betont ausdrücklich den Segen der schon bestehenden Verträge und Verbindungen. Eine Universalmonarchie würde diese segensreiche Entwicklung des Völkerrechtes vernichten, das aus dem Aneinanderrücken selbständiger Staaten entsteht. So frei steht Garve aber doch den völkerrechtlichen Regeln gegenüber, daß er die Intervention bei inneren Streitigkeiten des Nachbarn und das Prävenirespielen durchaus nicht verbieten will. Er will es nur einschränken, indem er bei der Entscheidung über eine Intervention neben die Frage des eigenen Nutzens die nach der Gerechtigkeit der Parteien im Nachbarstaat und ihres Wertes für das Wohl der Menschheit stellt. Also die Vertreibung Jakobs II. aus England ist gerecht, obwohl Ludwig XIV. mit seiner Unterstützung der Stuarts formell im Rechte war. Aufklärung, Gewissensfreiheit, gute Sitten und der Sinn einer vernünftigen Freiheit sind für Garve die Kriterien für die Beurteilung zweier streitenden Staatsparteien.

Am Schlusse faßt Garve seine Lehren zusammen in einer Rede, die er einem den Thron besteigenden Fürsten durch seinen Schutzengel halten läßt. Es ist dies die Ermahnung an die Fürsten, die Gentz so besonders lobend erwähnt. Sie schließt: „Nichts aber kann dieser Vereinigung der Menschen und deine Pflicht, ihnen allen, wo es möglich ist, nützlich zu sein, dir in einem so hellen Licht zeigen, als der Gedanke, daß ein höchster gemeinschaftlicher Vater und Regierer der Menschen vorhanden sei. Ja, sie sind alle, auch der Geringste deiner Untertanen, auch die Einwohner fremder Staaten, mit dir eines Geschlechtes, und zwar eines göttlichen Geschlechtes. Es ist wirklich ein Plan von der Natur entworfen, sie durch Tugend zur Glückseligkeit zu führen. Dazu leuchtet die Sonne; um deswillen drehen sich die Weltkörper in ihren Kreisen, dazu ist der menschliche Körper so künstlich gebaut, dazu ist die Erde mit so unzähligen Gütern bereichert, dazu hat die menschliche Seele ihre Fähigkeiten, dazu das menschliche Geschlecht in der Sprache

ein Mittel seiner Verbindung bekommen. Und in diesen großen ewigen Plan sollst du eintreten, in ihm mehr als sonst irgend jemand mitwirken. Eben das Wesen, welches dich als Mensch schuf, welches dich als Königssohn geboren werden ließ, welches Jahrhunderte zuvor schon diesen deinen Staat bildete und ihn deinem Ahnherrn unterwarf: eben das Wesen ist der Schöpfer, der Freund und der Wohltäter aller der Menschen, die jetzt unter dir stehen, und auf die du Einfluß hast. Wenn du deine Herrschaft anwendest, sie weiser und glücklicher zu machen, so wirkst du mit dem höchsten Geist gemeinschaftlich, und unter Menschen in der erhabensten Sphäre."

Es sollte fast zwei Jahrzehnte dauern, bis die neue Philosophie in Fichtes Macchiavellaufsatz vorübergehend wieder einen solchen Realismus in der Betrachtung des Staatenlebens gewann, wie ihn Garves Abhandlung darstellt. Natürlich fand dieser Aufsatz schon damals großen Widerspruch. Der Berliner Jurist Klein, ein Freund Garves, hielt ihm in einem offenen Schreiben[1]) die Kantischen Prinzipien entgegen. Ebenso wie Gentz in seinem Schreiben an Garve vom 24. Okt. 1789 machte er geltend, daß man das Wohl der Menschheit nicht von dem Wohlwollen der Regenten abhängig machen könne. Keine noch so gute Handlung könne den gemeinnützigen Wert fester Regeln ersetzen, meinte er, indem er aus der völkerrechtlichen Sphäre Garves in die staatsrechtliche zurücklenkt. Recht bleibt Recht, ob ich nun bei dem Versuche, meinen Nächsten zu seiner Pflicht anzuhalten, unterliege oder siege: das physische Übergewicht kann niemals das Recht modifizieren. Gerechtigkeit gründet Klein allein auf die Idee der Gleichheit der menschlichen Natur, während Garve gerade die Bedeutung der Ungleichheit hervorgehoben hatte. Niemand hindere den Nächsten durch Gewalt, nach seinen besten Einsichten zu handeln: ungehinderte Tätigkeit eines jeden ist der Zweck der Gerechtigkeit. Damit fällt auch jeder Gedanke an ein Recht der Einmischung in Verbesserungsversuche des Nachbarn hinweg. Außer an die Notwendigkeit, das Wohl der Menschheit zu fördern, muß der Regent aber auch an Pflichten gebunden sein, und diese findet Klein in dem kategorischen Imperativ Kants. Zwangsmittel für diese Pflichten

[1]) Schreiben an Herrn Professor Garve über die Zwangs- und Gewissenspflichten und den wesentlichen Unterschied des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, besonders bei Regierung der Staaten, von Ernst Ferdinand Klein. Berlin-Stettin bei Fr. Nikolai 1789.

vermag aber auch er keineswegs anzugeben und damit schwebt seine Polemik in der Luft. Er bietet schließlich den Vergleich an, daß der Fürst die Beobachtung der gemeinnützigen Regel dem Guten, was er durch die Verletzung derselben zu erzielen hoffe, vorziehen müsse, und schließt: „Herr Kant fordert von der Moral, daß sie die Menschen würdig, Sie, daß sie dieselben fähig machen solle, glückselig zu sein. Da der Würdige immer auch der Fähige sein wird, so verlieren Sie nichts, indem Sie seine Grundsätze annehmen. Kant wird den Genuß innerer Zufriedenheit zugestehen können."

So wenig diese Ausführungen den Kern der Garveschen Ideen berühren, so wenig war Gentz' Einwendung gegen Garve schlagend, daß der Regent nur Privatmann sei in Ansehung seines Rechtes, und als Regent nur im Auftrage seiner Konstituenten, des Volkes, handle. Denn Garve hatte mit seinen Deduktionen die realen Verhältnisse der damaligen Staaten im Auge, für die das Prinzip der Volkssouveränität eine Idee, aber keine Wirklichkeit sein konnte. Wenn Gentz ferner den reinen Naturzustand als Chimäre bezeichnete und bei dem ersten Zusammentreffen von Menschen gleich Verträge und damit auch Rechte und Pflichten statuierte, so vergaß er dabei nur den Urgrund der Verbindlichkeit der ersten Verträge, aus denen Rechte und Pflichten entspringen sollten, anzugeben. Wem ferner die Nötigung zur Erfüllung der Zwangspflichten, die er schon in dem allerersten Zustand der Gesellschaft fand, obliegen sollte, wußte er auch nicht anzugeben. Sein Raisonnement, das auf dem Walten der Vernunft als Herrscherin auch im Urzustande der menschlichen Gesellschaft basiert, schwebt völlig in der Luft, während Garve den Naturzustand nur als eine Fiktion zur Erläuterung des Verhältnisses der Staaten zueinander ohne eine völkerrechtliche obere Instanz benutzt hatte.

Bald darauf ging Gentz unter dem großen Eindruck der Revolution daran, seinen Anschauungen über Naturrecht öffentlichen Ausdruck zu geben. In einem im Herbst 1790 geschriebenen, April 1791 veröffentlichten Aufsatz versuchte er, gereizt durch Justus Mösers Basierung aller Rechte auf das Eigentum[1]), der Lehre von dem „Ursprung und den obersten Prinzipien des Rechts"[2]) ein festes Fundament zu geben. Im

[1]) J. Möser, Über das Recht der Menschheit, oder den Grund der neuen französischen Konstitution. Berlinische Monatsschrift Juni 1790.

[2]) April 1791 Berlinische Monatsschrift.

Gegensatz zu Garve und als strenger Kantianer schloß er jede historische Untersuchung bei der Feststellung der Menschenrechte aus. Hatte Biester im Laufe der Diskussion über Mösers Aufsatz eine scharfe Unterscheidung zwischen natürlichen und bürgerlichen Rechten machen wollen[1]), und damit die Aufstellung der Menschenrechte in der französischen Konstitution als chimärisch abgelehnt, so bezeichnete Gentz die natürlichen Rechte, die aus reinen Vernunftprinzipien abzuleiten seien, als die Quelle aller bürgerlichen Rechte. Vernunft und Freiheit ist die wahre Natur des Menschen. Kommen die Menschen zusammen, so muß die Freiheit des einzelnen soweit eingeschränkt werden, als zur Erhaltung der Freiheit des andern notwendig ist. Dieses menschliche Vermögen der Beschränkungen zugunsten der Freiheit ist Recht, aus ihm entwickeln sich direkt die natürlichen Rechte: Recht der uneingeschränkten Gewalt über die eigene Person, Recht des Eigentums, da die uneingeschränkte Disposition über meine Person auch die über meine Produkte einschließt; und dieses Eigentumsrecht wieder schließt das Recht auf Aufrechterhaltung geschlossener Verträge in sich ein. Aus diesen drei ursprünglichen Rechten heraus kann erst das abgeleitete Recht der Verträge entstehen, jedes dieser abgeleiteten Vertragsrechte basiert also auf den vor aller Gesellschaft bestehenden natürlichen Rechten

Der Weg aus diesen naturrechtlichen Stilübungen zur praktischen politischen Tätigkeit war wahrlich schwer zu finden. Ein mächtiger Helfer hat Gentz dabei zur Seite gestanden: Edmund Burke, dessen „Betrachtungen über die französische Revolution“ er jetzt zu übersetzen und zu bearbeiten unternahm. Aber wenn es etwas gab, was ihm erleichterte, das neue Leben, das aus Burke überwältigend auf ihn einströmte, in sich aufzunehmen, und sich ihm nicht hermetisch wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen und vor allem die Kantianer zu verschließen, so war es der Einfluß Garves, dem er sich nie ganz entzogen hatte.

---

[1]) September 1790 B. M.

32.

Gentz' Vater an Kant.[1]) Berlin, den 16. April 1783.

Wohlgeborner Hochgelahrter Herr Professor!
Allerwertester und Teurester Gönner!

Das Andenken von der vor zwei Jahren mit E. W. errichteten Bekanntschaft ist meinem Gemüte noch immer gegenwärtig, sowie es einen Teil der Freude meines Lebens ausmacht. Sie, teuerster Mann, brachten meinen wankenden Entschluß, den ich damals faßte, meinen Sohn auf Ihre Akademie zu schicken zur Reife; und wie sehr preise ich die Vorsehung, daß sie mich den glücklichen Zeitpunkt erleben lassen, ihn zur Ausführung zu bringen. Ich schicke Ihnen also diesen meinen geliebten Sohn voll Vertrauen auf Dero Güte und Menschenliebe, und bin gewiß, Sie werden mir die einzige und größte Bitte, die ich Ihnen jemals tun kann, nicht versagen, aus dem Stoff, den er in seiner Seele trägt, und womit ihn die Vorsehung so reichlich begabt hat, einen tugendhaften, weisen und nutzbaren Menschen zu bilden, der Führer seiner schwankenden Jugend, und der Stifter seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit zu werden. Die Last, die ich Ihnen auferlege, ist groß; aber groß wird auch der Lohn sein, der in der Ewigkeit auf Sie wartet, und der Dank, den Ihnen zärtliche um das Wohl ihres Kindes besorgte Eltern bringen können, wird, so schwach er auch ist, doch allemal den guten Willen zeigen, den sie haben, die Größe Ihrer deren Sohne zu erweisenden Wohltaten nach Würden zu schätzen und vorzüglich die Verehrung in meinem Herzen zu vermehren, mit der ich Lebenslang sein werde

Ew. Wohlgeb. ganz gehorsamer treuer Diener

Gentz.

---

[1]) Ich drucke diesen und den folgenden Brief aus: Kants Briefe I, Nr. 176 und Nr. 188 hier ab, weil sie das beste Bild des die Universität beziehenden jungen Gentz vermitteln. Angemerkt sei, daß der Vater Gentz' nicht adelig war, und daß Nr. 203 aus Kants Briefe I natürlich auch von ihm, nicht von seinem Sohne stammt.

33.

Kant an Moses Mendelssohn. 16. August 1783.

... Allerdings konnte keine wirksamere Empfehlung vor den hoffnungsvollen Jüngling, den Sohn des HEn. Gentz gefunden werden, als die, von einem Manne, dessen Talente und Charakter ich vorzüglich hochschätze und liebe, von welcher Gesinnung gegen Sie, es mir reizend ist zu sehen, daß Sie solche in mir voraussetzen und darauf rechnen, ohne daß ich nötig hätte Sie davon zu versichern. Auch kann ich jetzt dem würdigen Vater dieses jungen Menschen, den ich in meine nähere Bekanntschaft aufgenommen habe, mit Zuversicht die seinen Wünschen vollkommen entsprechende Hoffnung geben, ihn dereinst von unserer Universität an Geist und Herz sehr wohl ausgebildet zurück zu erhalten; bis ich dieses tun konnte, ist meine sonst vorlängst schuldige Antwort auf Ihr gütiges Schreiben aufgeschoben worden. . . .

Gentz an Garve.

34.[1])

Königsberg i. Preußen, den 8. Okt. 1784.

Wohlgeborner Herr
Hochzuverehrender Herr Professor!

Ich sehe es, indem ich diesen Brief anfange, recht gut ein, daß er E. W. vielleicht äußerst befremden wird; aber demohnerachtet ist meine Neigung, ihn zu schreiben, zu stark, als daß diese Betrachtung sie unterdrücken könnte, zumal da die Überzeugung, daß sie wenigstens aus einer reinen Quelle kömmt, sie begleitet.

Mein Name und meine Person wird Ihnen wahrscheinlich noch im Gedächtnis sein. Ich habe die ersten Jahre meiner Jugend in der Stadt zugebracht, welche das Glück hat, Sie unter ihre Kinder und Bürger zu zählen; und ich erinnre mich noch recht gut, daß Sie mir als einem 7jährigen Knaben einst die zweite Bitte des Vaterunsers erklärt haben, zu einer Zeit, da meine Eltern das Vergnügen Ihres Umgangs genossen, ich selbst aber gewiß nicht beurteilen konnte, wie groß mein Lehrer war. –

Das Schicksal, welches meinen Vater als Generalmünzdirektor nach Berlin rief, hat mich von Breslau entfernt; zum letztenmale habe ich noch ohngefähr vor vier Jahren das Glück gehabt, Sie in Berlin

---

[1]) Vermerk Garves: „Vom jungen Gentz aus Königsberg." Ähnlich bei allen Briefen.

bei meinen Eltern zu sehen; seitdem bin ich durch besondre Fügung der Umstände, die meinen Vater vor vier Jahren nach Königsberg in königlichen Geschäften auf einige Wochen riefen, dahin gebracht worden, diesen Ort auf einige Jahre zur Fortsetzung meiner Studien zu wählen, und hier habe ich mich nun schon seit anderthalb Jahren aufgehalten.

Es schickt sich für mich nicht, am wenigsten gegen einen Mann, wie Sie, Herr Professor, Universitäten zu vergleichen, oder mein vollständiges Urteil über die zu sagen, auf welcher ich mich befinde; aber soviel ist vermutlich auch bei Ihnen ausgemacht, daß die Königsbergsche an dem Professor Kant einen der ersten deutschen Philosophen ehrt. Der Unterricht und zugleich der nähere Umgang dieses vortrefflichen Manns hat den großen Hang zur Philosophie, den ich seit mehrern Jahren in mir empfunden habe, so erhöht und ausgebildet, daß ein Buch wie Ihre Übersetzung des Cicero mit philosophischen Anmerkungen und Abhandlungen[1]) für mich ein Geschenk von ganz unschätzbarem Wert war. Und hier sehen Sie mich denn an der Veranlassung dieses Briefes: Nachdem ich Ihr mehr als gewöhnlich vortreffliches Buch gelesen, wieder gelesen, und endlich nach öfterm Lesen ganz durchdacht, und gleichsam in einen Teil meines Selbst verwandelt hatte, fiel mir der Gedanke plötzlich auf, daß ich die zufälligen Vorzüge, die mich ehemals in Ihre nähere Bekanntschaft versetzten, jetzt wenigstens dazu brauchen könnte, um mich bei Ihnen ganz besonders für ein Buch zu bedanken, welches auf meine moralischen Grundsätze, meine Denkungsart und meinen Charakter einen sehr wichtigen Einfluß gehabt hat. — Ich weiß recht gut, daß ein junger unbedeutender Mensch, der dies gegen einen großen Mann unternimmt, leicht in den Verdacht der Eitelkeit gerät, die Sie selbst in einer Ihrer herrlichen Anmerkungen beschrieben haben: „daß man sich nämlich deshalb selbst für klüger hält, weil man ein kluges Buch versteht, und zu schätzen weiß"; ich weiß, daß es eine sehr gewöhnliche Schwachheit ist, daß Menschen, die nicht selbst leuchten können, sich an einen großen Mann schmiegen, um einige Strahlen von dem Glanze, der ihn umgibt, aufzufangen. —

Aber ich bin mir auch im gegenwärtigen Fall gar keiner andern Bewegungsgründe bewußt, als des lebhaftsten Gefühls von einer gewissen Billigkeit, für die Empfindungen, Ideen und Entschlüsse, die eine so

---

[1]) Es ist die 1784 erschienene Übersetzung und Bearbeitung von Ciceros „Abhandlung über die menschlichen Pflichten".

vorzügliche, und im seltnen Grade nutzbare Schrift, auch bei mir besonders hervorgebracht hat, dem Verfasser ausdrücklich zu danken. Und wäre er mir auch gänzlich unbekannt, wäre es auch möglich, daß ein Meisterwerk wie dieses, aus der Feder eines weniger großen und vollkommnen Schriftstellers geflossen sein könnte – ich sage noch mehr: wäre der Urheber desselben gar nicht mehr in der Welt, ich hätte dennoch diesen Brief zu meiner eignen Beruhigung und Zufriedenheit geschrieben.

Ich habe seit der Zeit, daß meine Lust zu ernsthaften Wissenschaften angefangen hat, viele philosophische Bücher gelesen; ich habe mich in Kants schwere und subtile Spekulationen gewagt, bin in die Tiefen seines transzendentalen Idealismus gestiegen; und, ich gestehe es, die furchtbare Reise hat mich nicht gereut; aber soviel ich auch bei diesen Untersuchungen gelernt, wenigstens meine Fähigkeit geübt und bereichert habe, so hat doch keine die frohe Überzeugung, die ruhige zu allem Guten bereite Stimmung der Seele, und den Wunsch nach Tugend und wahrer innrer Vollkommenheit in mir erweckt, den Ihr herrliches Buch mir fast auf jeder Seite angezündet hat. Ich kenne auch in dieser Art moralischer Schriften, wo mit der bewundernswürdigsten Richtigkeit der Gedanken und des Zusammenhangs eine so unvergleichliche, einnehmende Darstellung des Gedachten verbunden ist, unter dem, was ich gelesen habe, keine andre Beispiele, als einige Schriften Mendelssohns und Ihre vortrefflichen Anmerkungen zum Ferguson.

Die einzelnen Abhandlungen und Gedanken anzuführen, die mich aufmerksam gemacht, erleuchtet, gerührt, gebessert haben, würde die Grenzen des Briefs weit überschreiten, welcher ohnedies, wie ich merke, nur noch in einer einzigen Rücksicht, nämlich auf meine Lust, mich mit Ihnen zu unterhalten, zu kurz sein wird. Ich wüßte überdem nicht, was ich zuerst rühmen sollte. Die Abhandlungen über die Liebe der Feinde, über den Einfluß der Religion auf die Moral, über Glück und Unglück, über die Freundschaft, über die Regel des Sokrates, über das moralische Gefühl, und ganz vorzüglich auch die ersten Stücke des letzten Teils über die Vorzüge der Tugend, bei Gelegenheit der Regel des Cicero für die Kollisionsfälle, haben mächtig auf mich gewirkt. Mein Verstand hat ihre Richtigkeit eingesehen; und ich danke der Vorsehung, daß mein Herz ihre Wahrheit gefühlt hat. Ich kann mir gar nicht herrlich und schön genung vorstellen, wie erleuchtet und wie tugendhaft die Welt werden müßte, wenn es möglich und nicht der Natur des

Großen und Erhabnen, das sich nur selten zeigt, zuwider wäre, daß dergleichen Bücher häufiger unter den Menschen erscheinen.

Wie Sie auch dieses Unternehmen an Sie zu schreiben aufnehmen mögen, verehrungswürdiger Mann!, so hoffe ich doch auf jeden Fall Verzeihung für meine große, jugendliche Dreistigkeit von Ihnen zu erhalten.

Wenn Ihre würdige Frau Mutter sich meiner noch erinnern sollte, so haben Sie doch die Gewogenheit, mich ihr bestens zu empfehlen.

Ich aber habe die Ehre mich mit aller erdenklichen Hochachtung, und innigster Verehrung zu nennen,

Hochzuverehrender Herr Professor!
Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamster und ergebenster Diener
F. Gentze.[1])

35.

Berlin, den 6. Oktober 1789.

Eine Reihe unvermuteter, dringender, zum Teil verdrießlicher Geschäfte hat mich in den ersten Wochen nach meiner Zurückkunft so fest gehalten, und zugleich so stumpf gemacht, daß ich es für strafbar gehalten hätte, an Sie, unschätzbarer, vortrefflicher Mann, den mein Geist mit so tiefer Ehrfurcht seinen Lehrer nennt, und den mein Herz so gern seinen Freund möchte nennen dürfen, auch nur wenige Zeilen zu schreiben. Jetzt habe ich seit 14 Tagen erträgliche Muße, und hätte mich nicht ein Antrag der Herren Spaldings[2]), die mir einige Briefe zur Einlage an Sie geben wollten, hernach aber ihr Vorhaben geändert haben, aufgehalten, so hätte ich längst einen Teil dessen, wovon meine ganze Seele voll ist, gegen Sie laut werden lassen.

Mein Aufenthalt in Breslau hat, so kurz er auch war, doch einen sehr lebhaften, und, wie ich jetzt bemerke, auch sehr dauernden Eindruck auf mich gemacht. Noch, dünkt mich, wandle ich in diesen Straßen, die ein alter dunkler, und ein neuer sehr erklärbarer Reiz mir doppelt wert machten, umher, noch sehe ich den Ausdruck der Freundschaft und des

---

[1]) Gentz hatte Gentze geschrieben, das Schluß-e ist im Original mit fremder Tinte weggestrichen. [2]) Joh. Joachim Spalding (1714–1804), Oberkonsistorialrat und Propst von St. Nikolai in Berlin seit 1764. Im Ruhestand seit 1788 wegen des Wöllnerschen Religionsediktes. Der andre Spalding wird der Sohn Georg Ludwig Sp. sein (1762–1811), Philologe und Lehrer am Grauen Kloster in Berlin.

Wohlwollens auf den Gesichtern so mancher liebenswürdigen Personen, deren Bekanntschaft ich dort gemacht, oder erneuert habe: noch höre ich Ihre unvergeßliche Stimme, und die Tränen, die ich erstickte, als ich nach jener letzten wohltätigen Unterredung mit Ihnen, den Garten verließ, dringen jetzt mit gedoppelter Kraft hervor, und lassen mich recht ernsthaft fühlen, was ich verloren habe.

O! daß ich es nur sagen dürfte, in welchem Grade mir die Stunden, die ich in Ihrem Umgange zubrachte, kostbar waren! Daß ich es doch nur einmal ausdrücken könnte, welch eine herrliche Empfindung von Beruhigung und innrer Selbstzufriedenheit, der Gedanke, von Ihnen gekannt, und nicht ganz von Ihnen gemißbilligt zu sein, in mir erregte! Daß ich es Ihnen nur lebhaft genung beschreiben dürfte, was mir Ihre Gesellschaft war — ach! und was sie mir sein würde, wenn ich sie beständig genießen könnte!

Zum Glück für mich sind Sie von der Wahrheit meiner Empfindungen und von der Übereinstimmung derselben mit meinen Reden — wenn es ein Verdienst wäre, das einzige, was ich zu besitzen glaube — überzeugt: und dies ist in einem Fall, wo die höchste Achtung sogar das Protestieren gegen den Verdacht der Übertreibung oder Schmeichelei als unschicklich ausschließt, ein nicht geringer Gewinn. Lassen Sie mich also ein für allemal, zur Erleichterung meines Herzens, Ihnen sagen, was mich eigentlich so glücklich machte, da es mir vergönnt war, mit Ihnen umzugehen, und was ich entbehre, da ich Sie entbehren muß.

Ich kannte Sie längst auf die ehrenvolle Art, wie jeder Deutsche, der denken und lesen kann, Sie kennt. Auch sogar den moralischen Charakter des Schriftstellers, den tausend Bücher gar nicht verraten, und den wir aus den wenigen, welche ihn hervorschimmern lassen, nur so unsicher und mit so großer Gefahr zu irren, bestimmen können, auch sogar den moralischen Charakter des Schriftstellers entwarf und vollendete ich mir aus Ihren Schriften, und war dreist genung zu glauben, daß ich mich schlechterdings nicht irren könnte. Daß ich, als ich mit Ihnen zusammenkam, fand, was ich nach dieser Abstraktion vermutet hatte, das war die erste Quelle eines unbeschreiblichen Wohlgefallens für mich. Daß hernach dieser Mann, den ich von der Seite des Verstandes so bewunderte, von der Seite des Charakters so verehrte, sich mir näherte, daß ich es wagen durfte, mir zu sagen: du bist ihm nicht ganz gleichgültig, das war es, was so ganz mein Herz zu Ihnen zog,

und was mich in den beiden letzten Tagen meines Aufenthalts in Breslau, nachdem ich von Ihnen Abschied genommen hatte, fast bei keinem andern Gedanken mehr verweilen ließ, als bei dem traurigen: du hast ihn gesehen, und siehst ihn nicht mehr.

Ich bin einsamer und verwaiseter, als Sie glauben mögen. Für mich ist es ein wahres Bedürfnis, ein Bedürfnis der Schwachheit, mit vortrefflichen Menschen umzugehen. Ich bin jung, und habe viele Fehler. Wenn ich immer mit mir selbst zufrieden sein und immer so handeln sollte, wie man zu diesem Zweck handeln muß, so müßte ich einen Mann, wie Sie, oft vor mir haben, und oft hören können. Die gewöhnlichen Menschen um mich her, sind mir von der Seite der Theorie nicht immer gewachsen genung: die Gründe, die man mir in bedenklichen oder wichtigen Fällen vorlegen möchte, um gut zu handeln, sind für meinen raisonnierenden Geist und für meinen sophistischen Kopf größtenteils zu schwach, und schlechte Gründe können bei mir der guten Sache oft so sehr schaden, daß ich sogar die Lust verliere, auf die echten Gründe, die ich in meinen Prinzipien finde, zu hören, und daher aus einem eigensinnigen und tadelhaften Stolz, nicht aus Torheit oder Irrtum gut zu sein, fehle. Ein Muster vor Augen zu haben, welches mich oft und lebhaft daran erinnerte: daß die ehrwürdigen und herrlichen Grundsätze der Moral nicht bloß kalt bewundert, sondern auch ausgeführt werden können, daß man mit dem größten und hellsten Kopfe der Tugend und der Pflicht ebenso strenge und gewissenhaft anhängen kann, als man ihr zuweilen aus frommer Eingeschränktheit, und abergläubischer Schwärmerei anhängt: und daß die beste Philosophie am Ende auch, wenn sie praktisch wird, die reinsten und schönsten Früchte hervorbringt: das wäre ein unschätzbarer Vorteil für mich, und darum behaupte ich, daß ich für meine Besserung ebensoviel gewinnen würde, als für meine Erleuchtung und Belehrung, wenn ich bei Ihnen beständig sein könnte.

Jetzt muß ich mich begnügen, aus der Erinnerung den Trost zu schöpfen, den ich nicht um mich und neben mir haben soll, und einzelne Strahlen dieser wohltätigen belebenden Klarheit aufzufangen, an der ich eine Zeitlang meine Begriffe läutern, und meine Handlungen prüfen konnte. Gönnen Sie mir, unvergeßlicher Mann, eine Stelle in Ihrem Herzen, und in Ihrer Freundschaft. Lassen Sie mich von Ihnen lernen, da ich nicht mit Ihnen leben darf. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zuweilen die Resultate meiner wissenschaftlichen Beschäftigungen, meines

Lesens und meines Denkens vorlege, daß ich Sie um Rat bitte, wenn ich einen neuen Weg betreten will, und Ihre Leitung auffordre, wenn ich auf den gebahnten wandle.

Wäre nicht dieser Brief schon so lang, daß ich in Unbescheidenheit verfiele, wenn ich ihn ausdehnte, so würde ich die Freiheit, die ich mir erbat, sogleich gebrauchen, um über einige Gegenstände, die schon in den Unterredungen, deren Sie mich würdigten, vorkamen, meine Gedanken Ihnen vorzulegen. Aber ich verschiebe es.

Ich verlange nicht, was man eine förmliche Korrespondenz nennt, mit Ihnen zu errichten: ich d a r f es nicht verlangen. Nur die einzige, herzliche Bitte habe ich, daß Sie mir in wenigen Zeilen, nach denen ich mich äußerst sehne, Ihr Andenken und die Fortdauer der gütigen Gesinnung versprechen, die mir mehr als alles andre meinen breslauischen Aufenthalt so sehr versüßt hat. Diese Bitte werden Sie mir gewähren, ich fühle es: und gibt es sonst etwas, was ich Ihnen in Berlin ausrichten kann, irgendeinen Auftrag, zu dem meine Kräfte hinreichen, so hoffe ich, Sie werden mich lieb genung haben, um mir keine Gelegenheit zu beneiden, bei der ich Ihnen meine Dankbarkeit, meine innigste Hochachtung, meine reinste Freundschaft an den Tag legen kann.

Empfehlen Sie mich doch Ihrer würdigen Frau Mutter[1]) aufs angelegentlichste, und versichern Sie diese treffliche Frau, die freilich an die Achtung so vieler schätzbaren Menschen längst gewöhnt ist, die aber auch meinen kleinen Tribut nicht verschmähen wird, von meiner unbegrenzten Verehrung und Ergebenheit.

Meine Eltern empfehlen sich ihr, und Ihnen. Sie sind zufrieden mit ihrem Sohne, und zufriedner als jemals, weil sie sich schmeicheln, daß er Ihren Beifall zu verdienen suchen, und vielleicht bei fortgesetzten Bemühungen verdienen wird. O wäre doch diese ihre Hoffnung, die zugleich die größte aller meinigen ist, gegründet! Wenn das Herz Ihre Freundschaft verdienen kann, so können Sie sie dem nicht versagen, der mit einer ganzen Seele voll Hochachtung und zugleich voll warmer Zärtlichkeit unaufhörlich sein und bleiben will

Ihr ganz ergebenster und aufrichtigster Verehrer, Freund und Diener

Gentz.

---

[1]) Garves Mutter lebte mit ihm zusammen, da er unverheiratet war. Sie wurde auch von den Freunden Garves höchlichst verehrt. † 1792.

36.

Berlin, den 24. Oktober 1789.

Ich bin zwar sehr unzufrieden, bester Herr Professor, daß gerade der erste Brief, den ich an Sie geschrieben habe, Ihre freundschaftliche Zensur auf sich ziehen mußte: indessen, wie der Mensch so gern das, was seinen Wünschen schmeichelt, unter allen Gestalten finden mag, tröste ich mich mit dem Gedanken, daß Sie mich nicht getadelt haben würden, wenn ich Ihnen gleichgültig gewesen wäre. Und ob ich gleich die Fülle meiner Empfindungen über diesen Punkt freilich nicht gegen Sie hätte auslassen sollen, so bekenne ich doch, daß niemand in der Welt, und auch Sie selbst nicht imstande wären mich zu überzeugen, daß im vorseienden Falle die Gefahr einer Veränderung in mir, die Sie mir androhen, wirklich vorhanden wäre.

Die beiden Briefe, mit deren Bestellung Sie mich beehrt haben, habe ich ohne Verzug an die Örter ihrer Bestimmung gelangen lassen. Herr Boje ist, wie Sie glaubten, Stiftsamtmann in Maldorff in der Grafschaft Dithmarsen[1]): ich habe diesen Titel seinem Namen beigefügt, und alsdann den Brief auf die Hamburgische Post gegeben. Den Brief an den Grafen Zinzendorff habe ich im Augenblick, da ich ihn empfing, selbst in sein Haus gebracht, und mich von der sichern Bestellung desselben überzeugt.

Dieser letzte Brief bringt mich ganz natürlich auf das, was vermutlich einen Teil seines Inhalts ausmacht. Ich weiß, daß der Graf Z. der Übersetzer Ihres vortrefflichen Buchs: Über die Verbindung der Moral mit der Politik, ins Französische ist.[2]) Schon der bloße Entschluß, diese Schrift zu übersetzen, hat mir den Mann sehr schätzbar gemacht. Die Übersetzung selbst habe ich gelesen, und mit dem Original durchgängig verglichen, eine Beschäftigung, der ich einige sehr angenehme Stunden zu danken habe.

Herr Merian[3]) und verschiedne andre hiesige Gelehrte, die beider Sprachen hinlänglich mächtig sind, haben dieser Übersetzung schon ihren

---

[1]) H. Chr. Boie (1744–1806), der Begründer des Hainbundes. [2]) Diese Übersetzung erschien 1789 in Berlin unter dem Titel: Sur l'accord de la moralité avec la politique. Vgl. die Einleitung S. 133 f. [3]) Jos. Bernhard Merian (1723–1807), Popularphilosoph; Mitglied und später Sekretär der Berliner Akademie. Visitator des Joachimstaler Gymnasiums, das auch Gentz besucht hatte.

völligen Beifall gegeben. Wenn ich nach ihnen noch mein Urteil darüber sagen darf, so muß ich gestehen, daß auch ich sie im ganzen sehr gut finde, aber doch bei näherer Aufmerksamkeit einige Fehler bemerkt zu haben glaube, die ich weggewünscht hätte, weil sie der Verständlichkeit schaden, und den vollkommnen Zusammenhang unter den Ideen des Originals, undeutlich machen. Von dieser Art ist, um nur ein Beispiel anzuführen, folgende Stelle aus der weit über mein Lob erhabnen Schlußapostrophe Ihres Buchs: „Aber Staat als ein idealisches Wesen, heißt es in der Urschrift, als konzentriert in deiner Person, in deinen Armeen, in deiner Schatzkammer, in deiner und deiner Familie Ehre, ist nicht ein ebenso hoher Gegenstand usf. — — — Alle diese genannte Sachen sind nur Mittel; diese müssen geprüft werden 2c." Den Zusammenhang zwischen diesen beiden Perioden scheint der Übersetzer ganz übersehen zu haben: sonst hätte er nicht die letzte so geben können: Tout ce que nous venons de rapporter n'expose que des moyens — wo man nach dem Französischen durchaus glauben muß, daß von allem was in der ganzen Anrede gesagt worden, die Rede sei, da doch unter dem Ausdruck „alle diese genannte Sachen" offenbar bloß jene eingeschränkte und falsche Bestimmungen des Worts Staat verstanden werden sollten. Il importe, fährt der Übersetzer fort, d'examiner jusqu'où ils contribuent au bien-être de tes sujets, de quel nombre etc., und gleich darauf folgt: Mais de ces êtres de raison il faut passer souvent aux êtres réels. Diese Stelle hat in der Übersetzung nicht den geringsten Sinn. Denn das ces êtres de raison bezieht sich, wegen der falschen Übersetzung des vorigen Absatzes, entweder auf nichts, oder es müßte sich gar auf bien-être des sujets aus der nächstvorhergehenden Periode beziehen, welches doch unmöglich ist. Den Zusammenhang mit votre personne, vos armées, vos trésors etc. aber hat das: Tout ce que nous venons de rapporter etc. längst unterbrochen und vergessen gemacht.

So ist die Stelle in der Mitte des Buchs, wo der Graf in der Note sagt: er habe sie beibehalten, ohne ihren Zusammenhang einzusehen, bloß dadurch unverständlich geworden, daß er in der Phrase: „Allen großen Revolutionen muß die Vorsehung vorgearbeitet haben" den eigentlichen Wert (valeur) des Worts muß übersah, und daher ganz unrichtig übersetzte: La providence selon nous a préparé de loin toute grande réforme.

Ich komme übrigens nochmals darauf zurück, daß schon das Unternehmen dieser Übersetzung selbst so löblich war, und dabei die reizende äußerliche Form, unter welcher man sie erscheinen ließ, so sehr den Dank eines jeden Deutschen verdient, dem daran gelegen ist, seine große Schriftsteller auch von andern Nationen gelesen zu wissen, daß ich sehr zufrieden sein wollte, wenn nur alles, was Sie geschrieben haben, so ins Französische übersetzt wäre, als dieses Buch.

Ich habe auch die Schrift des Herrn Klein[1]) gelesen. Und da ich einmal so dreist geworden bin, über Gegenstände, die Sie so nahe angehen, Urteile zu fällen, so erlauben Sie mir, daß ich einige Bemerkungen, die die Vergleichung dieser Schrift mit der Ihrigen bei mir hervorgebracht hat, Ihrer bessern Einsicht unterwerfe.

Zuvörderst habe ich im allgemeinen in der Schrift des Herrn Klein keinen durchgängigen Zusammenhang, wenigstens keine durchgängig sichtbare Verbindung des Raisonnements gefunden, und leite es aus diesem Mangel, daß er sich größtenteils bei Nebenideen aufgehalten hat, die zwar an sich selbst von großer Wichtigkeit sein mochten, hier aber eigentlich nicht ausführlich abgehandelt werden mußten.

Mich dünkt, das Wesentliche der Einwendungen, die man aus dem Gesichtspunkt des Herrn Klein gegen Ihre Abhandlung hätte machen wollen, müßte sich auf folgende beide Fragen haben reduzieren lassen:

1. Gibt es im Stande der Natur, Zwangspflichten, oder regiert hier bloß das Gewissen?

2. Befinden sich die Regenten, als solche, würklich im Stande der Natur?

Auf die erste Frage würde ich Folgendes antworten:

1. Wenn es überhaupt einen Stand der Natur geben kann, und jemals gegeben haben soll, so kann ich nur allein den dafür erkennen, wo die Menschen ganz isoliert wären, wo auch nicht die allersimpelste Verabredung zwischen ihnen stattfinden konnte, und wo jeder sich selbst durch die Welt zu helfen suchte, so gut es anging. Daß es je einen

[1]) Ernst Ferdinand Klein (1744–1810), ein geborner Breslauer, Verwandter und Freund Garves, der Kleins juristische Erstlingsschriften publiziert hatte; von Carmer zur Mitarbeit an der Justizreform nach Berlin berufen. Für die von Gentz besprochene Schrift Kleins, die sich gegen Garves vorerwähnte Abhandlung über Moral und Politik richtete, vgl. die Einleitung S. 135 f.

solchen Zustand gegeben habe, glaube ich nicht, und halte es sogar für unmöglich. Daher auch die Frage: ob in diesem Zustand Rechte und Pflichten existierten, und von welcher Art sie waren, vollkommen unnütz ist. Wollte man in der bloßen Spekulation auf ihre Beantwortung dringen: so würde ich erst fragen: wie es denn einem Menschen, der sich um keinen andern in der Welt bekümmert, einfallen könnte, irgend etwas von einen andern zu fordern, oder für einen andern zu tun?

2. Bei der ersten Verabredung, welche Menschen schlossen, bei ihrer ersten Verbindung, und wäre sie auch nur zwischen zwei Individuen gewesen, hob sich der Zustand des gesellschaftlichen Lebens an, der dem Menschen so natürlich ist, wie das Zellenbauen den Bienen; und dieser Zustand kann ohne einen Vertrag, wenn er auch noch so roh ist, nicht bestehen. Sobald aber ein Vertrag vorhanden ist, so ist auch ein Recht, d. i. die moralische (und nicht bloß physische) Möglichkeit, die Freiheit eines andern nach einer Regel einzuschränken, da: und wo ein Recht ist, da muß schlechterdings auch eine ihm korrespondierende Pflicht sein. Es gibt also Pflichten gleich beim ersten Aufkeimen einer menschlichen Gesellschaft.

3. Die Distinktion der Pflichten in Zwangs- und Gewissenspflichten, deren Realität niemand leugnen kann, und deren Erklärung doch auf allen Wegen Schwierigkeiten hat, denke ich mir so: Jeder, der nach einer Pflicht handelt, sie sei von welcher Art sie wolle, ist genötiget zu handeln. Sobald ich diese Vorstellung von einer moralischen Nötigung verliere, so verliere ich auch die Idee der Pflicht. Denn wenn ein Mensch noch so vortrefflich handelt, und dabei irgendeinen andern Bewegungsgrund hat, als den, daß er fühlt: du mußt das tun, weil die Vernunft, die immer das Beste will, dir diese Vorschrift gibt, so kann er zwar gesetzmäßig, aber nie aus Pflicht, und aus Achtung für das Gesetz handeln. Dies gilt für alle Pflichten, und alle Moralisten, sie mögen auch zum obersten Moralprinzip annehmen, was sie wollen, müssen diese Kennzeichen annehmen, wenn sie nicht mit dem Wort Pflicht spielen wollen. Nun aber beruht der Unterschied unter den Pflichten, nach meiner Vorstellung, nicht auf der Art oder dem Grade der moralischen Nötigung, sondern auf der objektiven Verschiedenheit der Vorschriften. Wenn das, was die Vernunft gebietet, von der Art ist, daß ein andrer ein Recht haben kann, es zu verlangen, so ist eine Zwangspflicht da, und die Fertigkeit diese Pflicht zu üben, d. i. das zu

tun, was recht ist, heißt nach meinem Sinn des Worts, Gerechtigkeit. Dagegen, wenn das, was die Vernunft fordert, bloß darum von ihr verlangt, weil es gut ist, so ist eine Gewissenspflicht da; und die Fertigkeit in der Übung dieser Pflicht d. i. die Gewohnheit gut zu handeln auch wo kein Recht im Spiel ist, heißt Wohltätigkeit, Wohlwollen usf. Wenn ich diese letztre Pflicht übertrete, so kann ich zwar vor dem Richtstuhl eines andern nie strafbar werden, aber ich verliere in der Achtung, die ich für mich selbst haben muß, und vergehe mich an dem Tribunal meiner Vernunft, deren Aussprüche mir, sobald ich sie nur kenne, alle gleich heilig sein sollen. Denn die Idee des Besten liegt ihnen allen zum Grunde: die Idee des Rechts ist nur eine Modifikation der ersten Idee bei einigen.

4. Da also in dem allerersten Zustande der Gesellschaft schon Rechte vorhanden sind, so gibt es in demselben nicht nur Pflichten, sondern auch Zwangspflichten. Wären diese nicht, so wäre das Recht selbst eine Chimäre. Ich habe mich nie überzeugen können, daß der Ausdruck: Recht des Stärkern in einer andern Rücksicht als zum Spott erfunden sei. Es ist fast unmöglich: daß je ein Philosoph oder ein Jurist (so wenig auch diese beide Benennungen synonymisch sein mögen) im Ernst darauf verfallen wäre: daß eine physische Übermacht ein Recht erteilen könne. Wenn dieses droit du plus fort irgendwo das Regiment geführt hat, so haben beide Teile, der Unterdrücker, der dabei gewann, sowie der Unterdrückte, der dadurch verlor, sicherlich gefühlt, wenn sie anders Lust hatten, ihr innres Gefühl zu Rate zu ziehen, daß der Zustand, worin sie sich befanden, kein von der Vernunft gebilligter, kein rechtmäßiger Zustand sei.

Wende ich diese Grundsätze auf die Staaten an, so finde ich:

1. Daß es auch unter Staaten keinen eigentlichen Stand der Natur gibt. Denn entweder sind zwei Staaten durch ihre Lage so getrennt, daß sie auch nicht in einer einzigen Konnexion mit einander stehen: alsdann aber sind sie einander nichts: oder sie sind in irgendeine Verbindung getreten, sie sei so einseitig, so wenig umfassend als man will: sogleich entstehen Verabredungen, Verträge und Rechte.

2. Die Staaten haben also auch ihre Verbindlichkeiten gegeneinander. Der Unterschied zwischen ganzen Nationen als moralischen Personen und einzelnen Menschen aber ist der, daß diese in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn die Rechte anfangen, streitig zu werden, Richter

finden, jene aber im gleichen Fall ihre eigne Richter sein müssen. Und hier tritt denn eigentlich die Anwendbarkeit aller der herrlichen Grundsätze ein, die Sie in Ihrem Buche aufgestellt haben.

3. Dieser Unterschied geht aber bloß den Staat und die Nation selbst an. Ein Regent findet sich, nach meinen Grundsätzen so wenig in dem Fall, sein Recht selbst durchsetzen zu dürfen, als ein Privatmann. Denn was soll denn der Regent eigentlich sein? Der erste Diener des Staats. Seine Pflichten sind also sowohl gegen seine Untertanen, die doch eigentlich seine Konstituenten sind, als gegen auswärtige Staaten, mit denen er nur im Namen seines Herrn d. i. des Ganzen traktieren kann, sehr bestimmt und festgesetzt. Der Richter seiner Handlungen ist die Stimme des Volkes: dieses kann recht oder unrecht handeln: er selbst kann nur treu oder untreu der Ausführer dieser Handlungen sein. So wenig ein Minister im Namen des Königs eigenmächtig verfahren darf, so wenig darf ein König im Namen des Staats, den er vorstellt, eigenmächtig Schritte tun, die von wichtigen Folgen sein können.

Derjenige Regent aber, der durch die Schwachheit und Unwissenheit derer, die er beherrscht, oder durch seine oder seiner Vorfahrer List oder Anmaßungen dahin gekommen ist, daß er die Nation als sein Eigentum ansieht, und handelt, als wenn er keine Rechenschaft schuldig wäre, ist ein Usurpator, dessen Rechte ich gar nicht bestimmen kann, weil er eigentlich gar keine hat, und weil es eine gemeine Rechtsregel ist: daß aus einem unrechtmäßigen Besitzstande keine Rechte hergeleitet werden können. Er wird sich freilich gegen seine Nebenregenten, die vielleicht so wie er vergessen haben, was sie eigentlich sind, und sein sollten, als frei und unumschränkt ansehen: er wird sich zeitig genung einbilden, daß *er* handeln könne, daß *er* gewinne, und daß *er* verliere: aber nichts desto weniger wird der Ausspruch der aufgeklärten Rechtsbestimmung immer gegen seine unrechtmäßige Autorität streiten.

Ich weiß wohl, daß man selbst in unsern glücklichen Zeiten, wo alles, selbst die geheiligten Anmaßungen der Throne, sich der strengen Prüfung einer rastlosen Vernunft, die sich nie halb befriedigen läßt, unterwerfen muß, doch noch nicht so ganz, wenigstens nicht allenthalben mit der Behauptung, daß die Regenten für sich bloß das Recht einer einzelnen, wenngleich der höchsten Person haben, heraustreten will. Höchst ehrwürdig und schätzbar war es mir daher, Sie in Ihrer Schrift so klar und so frei über die eigentlichen Pflichten eines Königs reden zu hören.

Nur hätten Sie, meiner Meinung nach — und dies ist der einzige Hauptpunkt, worin ich mit Herrn Klein, wenn gleich nicht aus seinen Gründen, zusammenstimme — dem Regenten, den gefährlichen Vorzug, auch nur in einem einzigen Falle sein eigner Richter zu sein, oder nach der unsichern Leitung des Wohlwollens, welches bei ihm sehr mißverstanden sein kann, sich zu bestimmen, gänzlich absprechen sollen, da hier bloß von Recht die Rede war. Denn die weisen und vortrefflichen Einschränkungen seiner Macht, die Sie ihm vorgelegt haben, sind, als ein guter Rat, das Brauchbarste, was sich für einen Fürsten denken läßt, aber als Regel des Rechts nicht verbindend genung, sobald der Regent nicht beständig mit größter Sorgfalt vom Staat unterschieden wird.

4. In dem, was Herr Klein über das Recht des Stärkern sagt, insofern es von Staat auf Staat gelten soll, scheint er Ihnen hin und wieder unrecht getan zu haben. So aufmerksam ich auch gelesen habe, so ist mir doch in Ihrer ganzen Schrift nicht ein Wort aufgestoßen, welches auch nur die Vermutung rechtfertigen könnte, als hätten Sie wirklich gemeint: ein Staat könne durch seine physische Übermacht über einen andern berechtigt werden, zum Nachteil des letztern zu handeln. Dies würde ich unter Staaten so widersprechend finden, als unter einzelnen Personen. Aber daß eine Gesellschaft von 20 Millionen nicht eine größere Summe moralischer Befugnisse zusammen aufstellen d. h. mehr Recht besitzen sollte, als eine Gesellschaft von tausend, das wird Herr Klein selbst nicht leugnen können. Und mit den Einschränkungen, die Sie dem Rechte eines größern Staats in Kollisionsfällen mit dem Vorteil eines beträchtlich kleinern beigesellt haben, wird aus der Befugnis des erstern (welche überdies in unsern Zeiten fast durchgängig durch Verträge beschränkt ist, die auch in Ihrem System über alles gelten müssen) so wenig Gefahr entstehen, daß selbst der französische Übersetzer seiner bescheidnen Bedenklichkeiten über diesen Punkt, die er in einer eignen Note vorträgt, hätte überhoben sein können.

Übrigens habe ich im ganzen an Herrn Kleins Abhandlung auch das noch auszusetzen, daß er den eigentlichen Fragepunkt größtenteils aus den Augen verliert, und sich mit dem Verhältnis zwischen dem Staat oder Regenten und dessen Untertanen zu sehr beschäftigt, da doch in Ihrer Abhandlung eigentlich vom Verhältnis eines Staats zum andern die Rede, und dies auch nur der Gegenstand der Politik im engern Sinn des Worts ist.

Gewundert habe ich mich indessen nicht wenig, den Herrn Klein so sehr in den Ideen des Herrn Kant in Ansehung der ersten Gründe der Moral zu finden, weil ich mich erinnerte, daß er in einer Unterredung, die ich vor einigen Jahren mit ihm hatte, der erste gewesen ist, der mich auf die Schwierigkeiten in Kants praktischen System geführt, und mir über die Möglichkeit eines kategorischen Imperativs, und einer Triebfeder ohne Triebfeder, wenn ich mich so ausdrücken darf, Skrupel beigebracht hat, die noch heute nicht in mir gehoben sind. Wenn Herr Klein jetzt wirklich der Kantschen Philosophie zugetan ist, so ist dies keine der unbeträchtlichsten Eroberungen, die sie hier gemacht hat.[1])

Ehe ich diesen ungeheuren Brief, vor dessen Länge ich mich recht ernstlich schäme, schließen kann, muß ich Ihnen nur noch erzählen, daß Herr Decker, der Verleger der französischen Übersetzung Ihres Buchs dieselbe dem Könige zugeschickt, und, wie mir der ehrliche Mann recht naiv versicherte, sehr empfohlen hat. Ich war so frei, ihm zu erwidern: „Empfehlen Sie doch diese Schrift lieber dem Kronprinzen, wenn es tunlich ist. Sie sind Gärtner, und wissen ja, was bei dem Pfropfen auf alte Bäume herauskommt." — Diese Schrift in den Händen und im Herzen eines jungen Königs! Welch ein erfreulicher Gedanke!

Verzeihen Sie mir, teurer Lehrer und Freund, meine Dreistigkeit, meine Irrtümer, und vor allen Dingen — meine Weitschweifigkeit. Von Ihnen belehrt zu werden, ist mein einziger Wunsch, und ich bitte Sie um Ihre Leitung. Möchte ich doch nur, wenn auch meine Bemühungen, die Wahrheit zu finden, nicht immer gelingen, Ihrer Freundschaft beständig wert bleiben!

Wenn Sie wieder einmal die Gefälligkeit haben, an mich zu schreiben, so vergessen Sie doch ja nicht mich vom Zustande Ihrer Gesundheit zu benachrichtigen und dabei des kleinen Schadens am Auge zu erwähnen, der doch hoffentlich, im Wege der Besserung bleibt. Meine Eltern danken aufs verbindlichste für Ihr geneigtes Andenken: mich bitte ich auch Ihrer Frau Mutter aufs herzlichste zu empfehlen, und mich nie zu vergessen.

Es ist das reinste Gefühl von Hochachtung und Liebe, womit ich mich am Schluß dieses Briefes wie immer nenne

Ihren ganz ergebenſten Gentz.

---

[1]) Vgl. den Brief Kleins an Kant 23. April 1789. Kants gesammelte Schriften. Briefe II 29 ff.: „Ihre moralischen Grundsätze haben mich zu Ihrem Anhänger gemacht."

37.

Berlin, den 5. März 1790.

Ich erschrecke, indem ich diesen Brief anfange, und das Datum Ihres letzten Briefes erblicke: ich erschrecke, daß ich so lange eine meiner liebsten Beschäftigungen aussetzen konnte, und aussetzen mußte, und sehe diesen Aufschub, als einen traurigen Barometer an, der mir die wenige Freiheit und Muße verkündigt, die ich seit einiger Zeit genossen habe.

Man befindet sich im Geschäftsleben gewöhnlich in einem sonderbaren Widerstreit, wenn man nämlich außer dem Geschäftskreise noch Gegenstände anerkennt, die der Aufmerksamkeit, und der Anhänglichkeit wert sind: auf der einen Seite seufzt man, wenn man viel zu tun hat, daß man von jenen Lieblingsgegenständen immer mehr entfernt wird: auf der andern Seite kann man sich, wenn man nicht sehr beschäftigt ist, und daher viel Zeit für die eigne, freie Tätigkeit des Geistes übrig behält, doch einer gewissen Ängstlichkeit nicht erwehren, die einen bei dem Gedanken überfällt, daß man vielleicht sein Fortkommen, dessen Beförderung doch würklich eine Art von Pflicht ist, besser betreiben würde, wenn man sich mehr nach Geschäften und den damit gewöhnlich verknüpften Konnexionen mit Großen und Mächtigen drängte.

Seitdem ich von der Universität bin, habe ich beständig zwischen diesen beiden Lagen hin und her geschwankt, bis ich endlich jetzt durch die Beförderung des Präsidenten von Voß zum Minister[1]), und durch ein besondres Zutrauen zu mir, was er von Anfang an äußerte, gleichsam mit Gewalt in eine sehr geschäftige und unruhige Laufbahn gerissen worden bin, die mich zwar auf dem Wege der zeitlichen Vorteile ein gut Stück weiter geführt zu haben scheint, mich aber auch diesen ganzen Winter, in der Kultur meines Geistes, und in meinem Studieren sehr zurückgesetzt hat.

Diese kurze Darstellung meiner Lage war ich Ihnen, teurester Herr Professor, in doppelter Rücksicht schuldig: zuerst, weil ich weiß, daß Sie gütig genung sind, um sich für mein Schicksal zu interessieren: nach-

---

[1]) Otto K. Friedr. von Voß (1755—1823) war seit 1786 Präsident der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, 1789 Staatsminister im Generaldirektorium mit Beibehaltung der kurmärkischen K.- u. D.-Kammer. Voß nahm bei der Einrichtung des südpreußischen Departements 1733 Gentz als seinen ältesten expedierenden Sekretär in dieses Departement mit hinüber. Über Gentz' Beamtenstellung vgl. S.S. 35, 48 f. und 189 ff.

her aber auch, weil es Sie befremdet haben mag, daß ich, der ich meine Korrespondenz mit Ihnen so rasch und warm anfing, auf einmal so lau geworden zu sein scheinen mußte.

Nein! das Glück, mit Ihnen in Verbindung zu sein, an Sie schreiben zu dürfen, die süße und schmeichelhafte Empfindung, einem Briefe von Ihnen entgegenzusehen, der Trost in der Überzeugung, daß Sie mich nicht vergessen, und mir sogar einen Platz unter der ehrenvollen Reihe Ihrer Freunde gönnen: diese Güter soll keine Macht der Erde mir entreißen, da ich einmal glücklich genung gewesen bin, sie mir zu erwerben.

Um indessen meinen Brief interessant für Sie zu machen, wünschte ich wohl, Ihnen recht wichtige literärische Neuigkeiten mitteilen zu können; ich muß mich aber mit dem wenigen und magern Vorrat begnügen, den Berlin und mein Gedächtnis mir soeben darreichen wollen.

Wir haben diesen Winter hier zwei Collegia über — die Kantsche Philosophie. Herr Kiesewetter, ein junger Gelehrter, der auf des Königs Kosten einige Zeit in Königsberg studiert hat[1]), um diese Philosophie zu lernen, soll nun die Früchte seiner Bemühungen der Berlinschen Welt darlegen. Er lieset zu diesem Ende, ein Collegium über die Logik, und eins über Kants Kritik der praktischen Vernunft, als eine Einleitung in die moralischen Wissenschaften. Ich höre sie beide, soweit es meine Geschäfte zulassen, und bin auch sonst mit ihm in freundschaftlicher Verbindung, weil Herr Kant die Gütigkeit gehabt hat, ihn ganz vorzüglich an mich zu adressieren. Sie können denken, daß diese Collegia anfänglich die Neugierde der Berliner sehr reizten: da sie aber bald inne wurden, daß die Nahrung, die hier gereicht wurde, sehr ätherisch war, so hörte der Zulauf bald auf, und jetzt werden sie nur von wenigen Freunden des Denkens und der Abstraktionen besucht. Der Vortrag des Herrn Kiesewetter ist so deutlich, daß man, meines Erachtens, von keinem Kantianer je mehr verlangen könnte. Auch hat er das System vollkommen studiert; und wenn er etwas kälter, etwas nüchterner wäre, wenn er nicht aus übertriebner (zum Teil persönlicher) Zuneigung zu Kant den Vorwurf, der ausschließenden Anmaßungen, den

[1]) Karl Christian Kiesewetter (1766—1819) war 1788 von der Hallischen philosophischen Fakultät mit einem Stipendium nach Königsberg geschickt worden. 1789 kam er nach Berlin und wurde Lehrer der jüngeren prinzlichen Kinder, 1793 Professor der Philosophie.

man öfters den Anhängern dieser Philosophie gemacht hat, rechtfertigte, so wäre nichts gegen ihn einzuwenden. Die Schwierigkeiten, die der mündliche Vortrag eines so tiefsinnigen und an vielen Stellen so paradoxen Systems notwendig mit sich führen muß, überwindet er sehr glücklich.

Kant läßt hier in Berlin eine für die Ostermesse bestimmte Kritik der Lust und Unlust, unter dem etwas sonderbaren Namen einer Kritik der Urteilskraft[1]) drucken. Ich habe die Korrektur dieses Werks übernommen, davon ungefähr 12 Bogen fertig sind, die sich eigentlich mit der Kritik des Geschmacks beschäftigen. Es wäre unüberlegt und leichtsinnig, wenn ich mein Urteil über ein Werk, von dem ich kaum den vierten Teil kenne, jetzt schon fällen wollte. Ich habe indessen bis jetzt Gründe zu vermuten, daß dieses Buch, ob es gleich viel Scharfsinn und manche Wahrheit enthält, dem Verfasser seine Mühe nicht so belohnen wird, als seine frühern kritischen Schriften.

Außer diesen Beschäftigungen mit meiner alten Pflegemutter, der Kantschen Philosophie, höre ich mit möglichstem Fleiß Klaproths sehr unterrichtende und unterhaltende Vorlesungen über die Chemie[2]); und seit ohngefähr sechs Wochen hat mir das Schicksal einen meiner vertrautsten und ältsten Freunde wieder zugeführt, der sich seit zwei Jahren in Frankreich und in der Schweiz aufgehalten hatte.

Dies ist Herr Ancillon jun.[3]), der gleich drei Tage nach seiner Zurückkunft zum Prediger an der französischen Werderschen Kirche in des verstorbenen Reclam Stelle erwählt worden ist, ein junger Mann von außerordentlichen Talenten, der jetzt durch seine wirklich vortreffliche Predigten, den größten und feinsten Teil von Berlin ergötzt, der seine Reisen, die gerade in eine der interessantsten Perioden fielen, die die Menschheit erlebt hat, mit einer Weisheit genutzt hat, die dem erfahrensten Manne Ehre machen würde, und der mir jetzt durch seine Unterhaltung manche sehr glückliche Stunde verschafft. Überdies hat er

---

[1]) Sie erschien mit dem Jahr 1790 bei dem Buchhändler de la Garde. Kant beauftragte diesen, Kiesewetter als Korrektor beim Druck zu nehmen, was auch geschah. Vgl. Kants Briefwechsel passim. Nach S. 182 hat Gentz die zweite Korrektur besorgt, Kiesewetter also die erste. [2]) Martin H. Klaproth, ursprünglich Apotheker von Beruf, seit 1788 Mitglied der Akademie in Berlin, später Professor der Chemie an der neugegründeten Berliner Universität. [3]) Der spätere preußische Minister des Äußern (1767 – 1837), Sohn des Oberkonsistorialrat Ancillon in Berlin. Gentz' Mutter war eine geb. Ancillon, beide also Vettern.

eine Menge neuer französischer Bücher und besonders Broschüren, die bei Gelegenheit der Revolution erschienen sind (und die in Berlin gewiß nicht viel leichter zu haben sind, als in Breslau), mitgebracht, die mir manche angenehme Lektüre darbieten. So hat er das ganze Journal de Provence von Mirabeau[1]), alle die, zum Teil vortreffliche Schriften von Mounier, Bergasse, Lally-Tollndal[2]), und andern ausgezeichneten Köpfen, die bei dieser großen Veranlassung hervorbrachen, zuerst in Berlin zum Vorschein gebracht.

Unter andern Pariser Neuigkeiten, die ich von ihm habe, ist denn, als ein Beweis, daß man jetzt kaum mehr Schriftsteller in Frankreich sein darf, ohne über Politik zu schreiben, auch die, daß Herr Bitaubé[3]) — die Politik des Aristoteles — übersetzt, und mit Noten herausgibt. Sie kennen höchst wahrscheinlich seinen französischen Homer, der, Gott weiß warum, seinen Ruf in Paris gegründet hat.

Höchst natürlich erinnerte mich diese Neuigkeit an den Plan einer andern Bearbeitung des Aristoteles, der im Kopfe eines andern Mannes lag, und, wo ich mich recht erinnre, aus Bewegungsgründen, woran eine hohe Bescheidenheit den vornehmsten Anteil hatte, ausgesetzt werden sollte. Und doch — was ist Bitaubé gegen diesen Mann![4])

Lassen Sie nur auf wenige Augenblicke meinem Herzen und meiner Feder freien Lauf. Nennen Sie es Schwärmerei, oder Übertreibung,

---

[1]) Der Courier de Provence, den Mirabeau seit dem Beginn der Nationalversammlung herausgab. [2]) J. J. Mounier (1758—1806), mit dem Gentz durch seine Übersetzung der berühmten Schrift Recherches etc. 1794 bekannt wurde, Bergasse (1751—1831), der berühmte Advokat, und der Marquis Lally-Tollendal (1751—1836) gehörten dem Comité de Constitution an, in dem sie die französische Verfassung nach englischem Muster gestalten wollten. Dies scheiterte (Sept. 1789) und kurz darauf schieden alle drei aus der Nationalversammlung aus. Mounier hatte 1789 noch sein Exposé de la conduite de Mounier veröffentlicht, Bergasse einen Discours über die Beschränkung der Monarchie, Lally-Tollendal eine größere Anzahl von Schriften, in denen er die englische Verfassung pries. Gentz über Bergasse vgl. Hist. Journal 1799 Juni, S. 185. [3]) Paul Jérémie Bitaubé (1732—1808), aus einer Refugiésfamilie stammend, in Königsberg geboren, hatte Friedrichs des Großen Aufmerksamkeit durch seine Übersetzung der Ilias ins Französische erregt. Friedrich machte ihn zum Mitglied der Akademie und schickte ihn nach Paris zur Vollendung der Homerübersetzung. Von einer Aristotelesübersetzung B.s ist nichts bekannt. [4]) Garves Übersetzung der Ethik des Aristoteles, nebst einem dazu gehörigen Werk über die Prinzipien der Sittenlehre seit Aristoteles, erschien 1798. Die Politik des Aristoteles in der Übersetzung Garves ist erst nach seinem Tode 1799—1802 erschienen.

oder, wie Sie wollen. Aber reden muß ich. Lassen Sie mich Sie im Namen des Zeitalters, der zunehmenden Freiheit und Glückseligkeit in unserm Geschlecht, der lange, ach, gar zu lange unterdrückten Menschheit, und des Nationalstolzes, der es nicht ertragen mag, daß unsre Nachbarn allein weise sein sollen, feierlich auffordern, die Arbeit über die Politik, die gerade jetzt groß, herrlich, wichtig, fruchtbarer als je werden kann, nicht los zu lassen.

Sie haben die Regenten so trefflich ihre Pflichten gelehrt: sprechen Sie doch auch einmal zu den Völkern von ihren Rechten. In Ihrem Munde wird das weise, gemäßigt, wahr und menschlich klingen, was im Munde eines andern vielleicht für Empörungsgeist oder für ungemessnen Freiheitsdrang gehalten werden würde. Ihre für keine Partei, für keine Gunst, durch keinen Haß entweihte Feder, die uns bisher nichts gelehrt hat als die Tugend, von der man nichts gewohnt ist, als die Wahrheit, wäre es wert, über eine Materie, worüber denn doch wahrlich die Menschheit belehrt zu werden fordern kann, zuerst in Deutschland mit Würde und Nachdruck zu schreiben: Sie, vor dem aller Argwohn schweigt, der, gerüstet mit seinem guten Ruf (der hier wirklich, weil er die Moralität angeht, noch wichtiger ist, als ein glänzender Name, der ohnehin Ihr Anteil ist), mehr wagen könnte, als tausend andre Schriftsteller, sollten der Welt zeigen, daß die Deutschen so gut, wie andre Nationen wissen, was eine Gesellschaft, ein Volk, ein Regent, ein Gesetz, ein Recht, was Sklaverei, und was Freiheit ist.

Darum sollten Sie Ihren Aristoteles nicht unterdrücken; ich habe eine glückliche Ahndung: Sie werden es nicht tun. Nebenher habe ich noch eine andre Freude, noch eine andre Hoffnung, die mich die Erscheinung dieses Werks so sehnlich wünschen läßt. Sogleich als es nur vorhanden ist, weiß ich einen geschickten, einen untadelhaften, einen vielleicht meisterhaften Übersetzer dafür, der es — besser und reizender als der Gr. v. Z. — in's Französische überträgt; und dann — wird sich Bitaubés Arbeit verlieren, wie sein Homer gegen die unnachahmliche Übersetzung von Pope.[1])

Verzeihen Sie mir diese schreckliche Zudringlichkeit. Der Geist des Zeitalters weht stark und lebendig in mir: es ist wirklich Zeit, daß die

---

[1]) Die Iliasübersetzung des englischen Dichters Pope war 1715—1720 erschienen; die klassische Übersetzung des Homer ins Englische.

Menschheit aus einem langen Schlaf erwache: ich bin jung, und fühle also das allgemeine Streben nach Freiheit, was auf allen Seiten aufbricht, mit Teilnehmung und Wärme. Ich selbst mag, ich darf meine Stimme nicht ertönen lassen: ich bin ein Schüler, dessen Produkte man wie Redeübungen betrachten und höchstens als solche loben würde: Sie sind ein alter Prophet, dessen Worte Ansehen und Gewicht bei der Nation haben, und den Vertrauen, Folgsamkeit, und das gerechteste Vorurteil, was jemals gewirkt hat, schon vom Titelblatt an begleiten, unterstützen und belohnen.

Die verlangte Fortsetzung des Henaultschen Abrégé[1]) — und hieraus werden Sie abnehmen, daß es nur gar mäßig mit den neuen französischen Schriften hier stehe — habe ich aller Mühe ohnerachtet, und obgleich der einzige französische Buchhändler La Garde mein sehr vertrauter Freund und Verwandter ist, doch bis jetzt nicht bekommen können; ich schicke Ihnen daher mein eignes Exemplar, wenn es Ihnen anders anständig ist: Daß auf dem Titel und auch hinten Tom. IV. und V. steht, rührt daher, weil diese beide Bände zu einer neuen Edition des ganzen Henault gehören, die ich Ihnen nicht ganz schicken wollte (ob sie gleich hin und wieder Verbesserungen enthält), weil ich voraussetzte, daß Sie die ältre Edition besitzen und also diese nicht würden haben wollen. Denn ob eine eigne Ausgabe der beiden letzten Bände vorhanden ist, weiß ich nicht, und bezweifle es fast; sollte es aber, da ich jetzt nach Paris habe schreiben lassen, dennoch der Fall sein, so bin ich gern erbötig, sie alsdann wieder auszutauschen, ob ich gleich nicht einsehe, was Sie dabei gewönnen.

Sonst ist jetzt hier vom: Voyage d'Anacharsis[2]) eine Edition (von Herve) in 5 Bänden für 9 Rthl. zu haben. Drei neue Teile von Rousseau's Confessions und Briefen[3]); die Lettres de Madame de Staël[4]) (Neckers Tochter), die in Paris groß Aufsehen gemacht, und die ich Ihnen

---

[1]) Der „Nouvel abrégé chronologique de l'histoire de France“ von dem französischen Juristen und Historiker Ch. J. Fr. Hénault (1685—1770) war seit seinem ersten Erscheinen (1744) nicht neu aufgelegt worden. 1788—1789 erschien er in fünf Bänden mit einer Fortsetzung von Fautin-Desodoards. [2]) Das Werk des französischen Archäologen und Numismatikers J. J. Barthélemy (1716—1795): Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, war 1788 zuerst erschienen. [3]) Die Confessions erschienen 1790 in zweiter Auflage (erste Auflage 1782) in 7 Bänden. [4]) Die Lettres sur les écrits et le caractère de J. J. Rousseau, 1788 in wenigen Exemplaren gedruckt, waren 1789 im Buchhandel erschienen.

(salva remissione durch Herrn Mathis,[1]) wenn Sie sie nicht behalten wollen) mitschicke, eine neue französische[2]) Übersetzung von Smiths berühmten Werke über den Nationalreichtum, und einige andre politische Werke: das ist das wichtigste, was wir von französischen Nouvautés hier haben.

Das Magnetisieren ist aus. Dagegen hat der Herr v. W. einen neuen Katechismus einführen wollen, den aber das Konsistorium mit Gewalt und endlich mit offner Widersetzlichkeit zu hintertreiben sucht. Diese Geschichte macht viel Lärm in Berlin. Die Einführung des Katechismus wäre Tomus Secundus des Religionsedikts.[3])

An Krieg glauben wir hier nicht mehr. Der Großherzog will Frieden, und Frieden wollen wir alle.[4]) Gebe der Himmel, daß mir

---

[1]) Die Familie Mathis gehört auch zu der Berliner französischen Kolonie, ebenso wie der Buchhändler de la Garde, der Verleger von Kants Kritik der Urteilskraft. Ancillons Mutter war eine Mathis; deren Bruder Samuel M. (1739–1801), Kaufmann in Berlin, dürfte der oben Genannte sein. Vgl. R. Béringuier a. a. O. Für de la Gardes weitere Schicksale vgl. v. d. Marwitz „Lebensbeschreibung" ed. F. Meusel 1908, S. 321. Ob diese Mitteilungen, die de la G. als „Bankerouteur und fraudulösen Spekulant" bezeichnen, richtig sind, vermag ich nicht nachzuprüfen. [2]) Adam Smiths Werk: An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations (1776 erschienen) fand 1790 eine französische Übersetzung durch Roucher und Condorcet, 1794—96 übersetzte es Chr. Garve ins Deutsche. [3]) Das „Edikt die Religionsverfassung in den preußischen Staaten betreffend" von Wöllner, 6 Tage nach seiner Ernennung zum Minister und Chef des Geistlichen Departements (9. Juli 1788) zur Veröffentlichung gebracht, hatte sich gegen die „Aufklärung" im allgemeinen gerichtet. Der von Gentz erwähnte Katechismus ist ein Buch des Oberkonsistorialrates Diterich „Die ersten Gründe der christlichen Lehre", das Wöllner für den gesamten lutherischen Religionsunterricht einzuführen beabsichtigte. Angesichts des einmütigen Widerstandes des Konsistoriums, einschließlich des Verfassers selbst, mußte W. das Buch fallen lassen. Vgl. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens I, 237 ff. — Gentz' Urteil über die Kirchenpolitik Wöllners in der Vorrede zu der Übersetzung von Mallet du Pans Schrift über die französische Revolution S. XV f. — Über die damalige Mode des Magnetisierens in Berlin, vgl. Kiesewetter an Kant a. a. O. II, 114. [4]) Nach den Plänen des Ministers Hertzberg hatte Preußen im Sommer oder Herbst d. J. 1789 durch ein bewaffnetes Auftreten die im Türkenkrieg seit 1787 gebundenen Kaisermächte, Österreich und Rußland, zu einer Anerkennung polnischer Erwerbungen Preußens als Äquivalent für türkische Eroberungen der Kaiserhöfe zwingen sollen. Friedrich Wilhelm II. verschob die Entscheidung auf das Frühjahr 1790. Inzwischen war (Februar 1790) Kaiser Josef II. gestorben, von dem man keine Nachgiebigkeit erwartet hatte, während seinem ihm nachfolgenden Bruder Leopold II., Großherzog von Toskana, der Ruf friedlicher Gesinnung voranging.

Mathis gute Nachrichten von Ihrer Gesundheit, von Ihren Hoffnungen, nach Berlin zu reisen, und, wenn es sein kann, einen Brief mitbringe. Empfehlen Sie mich aufs beste Ihrer vortrefflichen Frau Mutter, und nehmen die Versicherung meiner innigsten Ergebenheit und Verehrung auf einem bis ins Unschickliche vollbeschriebnen Blatte an. Gentz.

38.

Berlin, den 24. April 1790.

Ihre ängstliche und verdrießliche Lage, lieber Herr Professor, bei den Hindernissen, die gegen Ihren schönen Plan aufsteigen, kann ich mir vollkommen denken. Ich fühle, daß es Ihnen schwer werden muß, einen Entschluß zu fassen, wo sich auf beiden Seiten viel sagen läßt, und wo einige unentbehrliche Data sogar außer der Sphäre einer sichern Beurteilung liegen. Sie haben mich indessen aufgefordert mein Votum abzugeben, und ich werde es tun.

Es ist, erstlich, soviel Zurüstungen zum Kriege auch bereits gemacht sein mögen, soviel wichtige Schritte man auch getan haben mag, immer noch ungewiß, ob der Krieg ausbrechen werde oder nicht.[1]

Es ist ferner ganz gewiß, daß die beiden wesentlichsten Männer, die Sie hier über Ihren Schaden zu konsultieren haben: Theden[2]) und der Generalchirurgus Gericke (denn Mursinna[3]) werde ich Ihnen aus verschiednen wichtigen Gründen ganz abraten) nicht vor der Mitte, und vielleicht nicht vor dem Ende des Monat Mai Berlin verlassen.

Es ist höchst ungewiß, ob diese beide Männer (die NB. wie zwei große Waldhornisten nur zusammen mit wahrem Nutzen gebraucht werden) in Breslau zu stehen kommen werden, und gewiß nicht zu vermuten, daß sie die Muße und die Ruhe, die Sie selbst bei ihnen ver-

---

[1]) Die Mobilmachungsgeschäfte waren um diese Zeit so weit fortgeschritten, daß am Anfang Mai die ersten Regimenter der gegen Österreich bestimmten Armee in Schlesien einrücken konnten. Österreich rüstete seit Januar in Böhmen und Mähren. Inzwischen aber hatte Leopold II. auf Verlangen Englands einen Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm II. angeknüpft, der schließlich zu den Verhandlungen und der Konvention zu Reichenbach (27. Juli) führte. Beide Staaten verzichteten auf Erwerbungen. [2]) J. Chr. A. Theden (1714–1797) damals erster Generalchirurgus. Verfasser des ersten preußischen Feldlazarettreglements. [3]) Chr. L. Mursinna (1744–1823) damals wirklicher Generalchirurgus und Professor der Chirurgie.

langen, und mit großem Recht verlangen, im Getümmel und unter der endlosen Beschäftigung eines Feldzuges, werden beibehalten können.

Da es indessen nie sicher ist, ob im Fall eines Krieges für Ihren Endzweck hier in Berlin von der Geschicklichkeit dieser Männer viel Nutzen zu ziehen sein werde, so würde ich Ihnen, wenn ich wüßte, daß die Kur des Schadens der einzige Bewegungsgrund zu Ihrer vorgehabten Reise war, und wenn ich dabei, nach den strengen Regeln einer bejahrten und behutsamen Klugheit, die keinen Schritt umsonst, d. i. ohne ein ausdrückliches, bestimmtes und ostensibles Ziel dabei zu erreichen, tut, anraten, daß Sie abwarteten, ob Friede bliebe oder nicht, und erst alsdann Ihre nähern Maßregeln ergriffen.

Sie haben mir aber selbst bekannt, daß die allgemeine Herstellung Ihrer durch Einsitzen und Mangel an Bewegung durchgehends geschwächten Gesundheit ein Hauptmotiv bei dieser Reise wäre; und hätten Sie es nicht gesagt, so würde ich selbst Ihnen dies Motiv unterlegen, und Ihre ganze Aufmerksamkeit darauf zu heften suchen, die es gar wohl verdient.

Sie haben mich ferner wiederholentlich versichert, daß Sie sich von der Ortsveränderung, von der Zerstreuung, von der Gesellschaft, von den Gelegenheiten zur Aufheiterung, die Sie gewiß in der Ausführung Ihres Reiseprojekts finden würden, die ersprießlichsten Vorteile versprächen; ja, Sie haben mir sogar eingestanden, daß die Kur mehr Vorwand, als Hauptzweck Ihrer Reise wäre, und mir in Ihrem letzten Briefe nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß die Furcht in den Augen der Welt, eine Art von Schildbürgerstreich, wie Sie es zu nennen belieben, zu begehen, Sie am meisten abhalte, bei gegenwärtigen Umständen, Breslau zu verlassen.

In Rücksicht auf diese Äußerungen ändert sich daher meine Meinung gewaltig ab. Die Gesundheit Ihres ganzen Körpers ist doch wenigstens ebenso viel, und was sage ich, wie viel mehr wert, als die etwas frühere oder etwas spätre Befreiung von einem Übel, das, wie ich aus Ihren Nachrichten sehe, nicht merklich zunimmt, und das Sie auf der andern Seite doch nicht glauben, je los werden zu können. Unsre hiesigen Chirurgi würden Ihnen höchst wahrscheinlich zu einer Operation raten, gegen die ich verschiedne sehr triftige Gründe von Ihnen gehört und gelesen habe, und zu der Sie sich vielleicht nicht entschließen, vielleicht mit vielem Grunde nicht entschließen werden. Alles also was die Kur

dieses Übels angeht, ist ungewiß, und vielleicht werden Sie in Breslau, wenn auch wirklich die magistri artis dahin kommen, so wenig Entscheidendes darüber erfahren, als hier der Fall sein würde.

Was dagegen gewiß und ausgemacht ist, das sind die günstigen Einflüsse einer solchen Reise auf Ihr ganzes Gesundheitssystem; und dagegen die Abnahme Ihrer Kräfte und die Verschlimmerung Ihres ganzen Zustandes, wenn Sie, vollends im Kriege, in der Festung Breslau eingesperrt sitzen blieben.

Um daher Ihren wahren Vorteil, und zugleich die Sicherheit vor dem Vorwurf eines zweckwidrigen oder unweisen Schritts von seiten der andern Menschen, zu vereinigen, wäre mein Rat: daß Sie sich – aber nicht in der Mitte des Mai – sondern auf der Stelle auf den Weg nach Berlin machten. Alsdann könnten Sie die hiesigen Wundärzte noch eine geraume Zeit konsultieren (falls noch überall der Krieg zustande kömmt) und hätten für Ihre Breslauer, wenn sie von der Nutzbarkeit Ihrer Reise nicht so überzeugt wären, als ich, immer doch den Grund bereit, daß man (wie es auch wirklich ist) die Bestimmung der Berlinschen Chirurgen im Felde, und den Ort ihres Aufenthalts nicht wüßte, und daß Sie daher das Sicherste spielen, und in aller Geschwindigkeit hierher reisen wollten, wo Sie sie gewiß, und noch obendrein alle zusammen antreffen müßten.

Dies ist mein Rat, und alle, die ich darüber hier konsultiert habe, finden diesen Vorschlag vollkommen der Sache angemessen. Das Wetter wird gut und warm. Der Weg ist schön. Sie sind Herr Ihrer Zeitverteilung. Wenn nicht wichtige Gründe, die mir unbekannt sind, Sie zurückhalten, so dächte ich, Sie meldeten mir mit rückgehender Post, daß Sie in acht Tagen in Berlin eintreffen würden.

Nachdem ich von Ihrem Interesse gesprochen habe, wäre es unbescheiden noch viel von meinen Wünschen zu reden. Nur das versichre ich Sie aufs heiligste, daß ich mich von meiner Sehnsucht, Sie zu sehen, nicht habe verleiten lassen, meiner Vernunft zugunsten meines Herzen Stillschweigen aufzulegen; und empfehle mich in Ihre Gewogenheit.

Gentz.

Ich hoffe Ihre Verzeihung zu erhalten, wenn ich Sie mit einer Bitte belästige, die ich mir schon längst vorgesetzt hatte. Ich wünschte sehr, ein vollständiges Verzeichnis aller Ihrer Schriften zu haben, bloß

um meine eigne kleine Büchersammlung zu komplettieren, wenn es möglich ist. Ich besitze nämlich jetzt folgende:

Sammlung einiger Abhandlungen aus der Bibliothek der schönen Wissenschaft,
Cicero von den Pflichten ꝛc.,
Fergusons Moral ꝛc.
Macfarlan über die Armut,
Über Verbindung der Moral und Politik,
Über Zollikofers Charakter,
Über die Lage Schlesiens.

Daß es außer diesen keine große Schrift von Ihnen gibt, die gedruckt wäre, glaube ich wohl sicher annehmen zu können. Aber ob es nicht kleinre gedruckte, und abgesondert gedruckte Aufsätze von Ihnen gäbe, möchte ich wohl mit Sicherheit wissen. Sollten Sie, ohne darum Ihr Gedächtnis sehr anzustrengen auf einen oder den andern solchen Aufsatz fallen, so werde ich es als eine ganz besondre Probe Ihrer Geneigtheit gegen mich ansehen, wenn Sie mich davon benachrichtigten.

39.

(Undatiert, Ende April 1790.)

Erlauben Sie mir, wertester Herr Professor, daß ich Ihrer allgemeinen Bemerkung über die Kommissionen, die den Eingang zu Ihrem für mich äußerst erfreulichen und schmeichelhaften Brief ausmachte, eine andre entgegensetze, die gewiß nicht minder richtig ist, als jene: daß nämlich ein unwichtiger Auftrag, wenn der, welcher ihn uns erteilt, in unsern Augen sehr interessant, und seine Zufriedenheit von großem Wert für uns ist, fast mit eben der Schüchternheit und Ängstlichkeit ausgerichtet wird, als ein Mandat, woran Leib und Leben hängt, wenn es von einer gleichgültigen Person herrührt.

Eine Wohnung in Berlin zu mieten, wo es Wohnungen von allen Sorten in Menge gibt, ist an sich ein äußerst leichtes und unbedeutendes Geschäft: aber sie so auszusuchen, daß sie in allen Betrachtungen auf Ihren Beifall rechnen konnte, das erforderte meine äußerste Aufmerksamkeit und Sorgfalt.

Hiezu kommt nun noch, daß Ihr zweiter Brief, den ich mitten unter den kleinen Unterhandlungen, die ich zur Erfüllung Ihres Auf-

trages eingeleitet hatte, erhielt, mich in eine neue Perplexität versetzte, indem ich wirklich unschlüssig ward, ob ich weiter gehen sollte, oder nicht.

Da indessen vieles Hin= und Herschreiben in einer Sache, bei der es auf Data ankömmt, die ganz außer unsre Sphäre liegen, wie hier Krieg und Frieden usf., gewöhnlich unnütz ist, und ich hinlängliche Gründe aufzufinden glaubte, Ihre Reise nach Berlin unter allen Umständen für zuträglich zu halten, so habe ich es gewagt, dem Mandat, was Sie mir einmal erteilt hatten, eine unbestimmte Ausdehnung zu geben, habe mich ganz in Ihre Stelle versetzt, und habe nach einer reifen und vollständigen Überlegung beschlossen, daß Sie hieher kommen sollten, es möchte auch übrigens gehen, wie es wollte. Die Gründe, die mich in diesem Entschluß geleitet haben, und denen ich es überlassen muß, ob Sie meine Dreistigkeit billigen werden, waren folgende:

1. Es ist freilich wahr, daß im Fall des Krieges, zu dem jetzt wirklich der stärkste Anschein vorhanden ist, die geschickten Chirurgi Berlin verlassen. Es ist aber gar nicht zu vermuten, ja vielmehr höchst unwahrscheinlich, daß diese Männer darum nach Breslau kommen sollten. Sie bleiben natürlicherweise bei ihren Regimentern, bei den Feldlazaretten 2c., kurz, bei der Armee; und kommen sie nach Breslau, um einige Zeit da zu bleiben, so wäre es im Winter, den Sie ja ohnehin dort wieder zubringen sollten.

2. Wenn auch das Konsultieren der Chirurgen, als ein Hauptzweck Ihrer Reise, nicht stattfinden könnte (welches denn doch, so lange der Krieg nicht erklärt ist, immer noch dahingestellt bleibt), so bin ich doch mit Ihnen der Meinung, daß die Bewegung, die Ortsveränderung, der Wechsel von Menschen, Gesellschaften, Beschäftigungen und Unterhaltung, welche mit dieser Reise natürlich verbunden sind, von ebenso großer und vielleicht von größrer Wichtigkeit für Sie sein werden, als alle medizinische und chirurgische Versuche. Schon darum also müssen Sie die Reise machen, und werden sie nicht ohne Vorteil machen.

3. Wenn wirklich der Krieg zustande kömmt, so sind Sie in Berlin ungleich ruhiger als in Breslau. Wenn es gleich gar nicht zu vermuten ist, daß die Operationen sich bis nach Breslau erstrecken sollten, so sind Sie doch dem Schauplatz viel näher als hier. Überdies verlieren Sie das, was immer das reizendste Attribut des Sommers für Sie gewesen ist, den Aufenthalt bei Ihren Freunden auf dem Lande,

der in einer Provinz, wo Krieg geführt wird, wo nicht ganz unmöglich gemacht, doch in vielen Rücksichten erschwert wird.

Diese Gründe haben mir völlig überwiegend geschienen, und mich bewogen, Sie zu Ausführung des einmal gemachten Plans aufs dringendste aufzufordern. Ich habe daher getrost eine Wohnung für Sie gemietet, und will Sie mit deren Beschaffenheiten jetzt näher bekannt machen.

Um Ihnen gleich das Schlimmste zuerst zu sagen, so muß ich Ihnen anzeigen, daß sie monatlich zwölf Rhtlr. kosten soll. Ich fürchte, daß Sie mit der Teurung der Wohnungen, die in gewissen hiesigen Gegenden jetzt exorbitant ist, nicht so bekannt sein mögen, daß Sie nicht ein kleiner Schrecken bei diesem hohen Preise anwandelte. Ich versichre Sie aber, daß ich nicht nur, ohngeachtet ich in dem Teile der Stadt, den Sie mir bestimmt haben, und der auch ganz ohnstreitig der einzige convenable für Sie ist, fast von Haus zu Haus Nachfragen gehalten, kein wohlfeiler Quartier (was zugleich nur die ersten erforderlichen Eigenschaften der Bequemlichkeit vereinigt hätte) gefunden habe, sondern, daß auch Leute, die in dergleichen Dingen Bescheid wissen, darin sämtlich übereinstimmen, daß zwölf Taler monatlich (die man wohl in entfernten Gegenden der Friedrichsstadt für eine chambre garnie bezahlen muß) für ein Quartier unter den Linden eine sehr leidliche Miete wäre.

Die Wohnung, die Sie demnach, für die ebenbemeldeten zwölf Taler haben, ist, wie Sie es wünschen, unter den Linden, und zwar gerade in der Mitte dieser Straße, doch eher näher nach dem Tore zu, so daß Sie, auch beim langsamsten Schritt in einer kleinen halben Viertelstunde (mit meinem Schritt wohl in vier Minuten) im Tiergarten sein können. Noch näher am Tore sind entweder vornehme Häuser, worin nichts zu vermieten ist, oder größre Wohnungen, die ich auf keinen Fall wählen konnte. Das Haus gehört einem Bäcker, und ist das vierte jenseits der Friedrichsstraße rechter Hand von dem Schlosse aus.

In diesem Hause haben Sie, eine Treppe hoch (ein Umstand, auf den ich sehr Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt habe), eine schöne, helle, hohe Stube von zwei Fenstern vorn heraus, recht anständig tapeziert und möbliert, mit modernen großen Fensterscheiben, usf.; dabei einen geräumigen Alkoven, durch Gardinentüren vom Zimmer abgesondert; und im Seitengebäude eine Stube für Ihren Bedienten, der vermöge

einer Klingel gleich erreicht werden kann. Die Aussicht von Ihrem Fenster ist außer allem Zweifel die brillanteste in ganz Berlin; denn Sie haben gerade den Teil der Lindenallee vor sich, den man das große Boulain-grain nennt, und der vom Morgen bis zum Abend das Haupttheater der Promenade ist.

Überdies haben Sie in dieser Gegend die Wahl zwischen drei oder vier der besten Gasthöfe in ganz Berlin, die Ihnen alle sehr nahe liegen, und können zu allen Zeiten und Stunden, wenn Sie Menschen sehen wollen, nur Ihre Treppe hinuntergehen, und sich auf eine der dicht vor Ihrer Tür stehenden Bänke setzen, wo sie in einem halben Tage ganz Berlin vorbeipassieren sehen.

So habe ich Ihren Auftrag erfüllt. Freilich hätte ich Ihnen in einer einsamern Straße eine ebenso gute Wohnung für acht Rhtlr. monatlich mieten können; aber es ist außer aller Proportion mit dem Preise, was Sie dabei eingebüßt hätten.

Was die Betten anbetrifft, so ist mir zwar bei der Wohnung ein vollständiges und reinliches Bette sogleich mitversprochen worden; indessen, wenn Sie einmal einen kleinen Bettsack mitbringen, rate ich Ihnen geradehin, soviel als er nur fassen kann, besonders aber eine Matratze, für deren Güte, wenn man sie borgt, nie zu stehen ist, hineinzupacken.

Dies ist aber auch das einzige Hausgerät, womit Sie sich zu belästigen haben. Eine Menage brauchen Sie gar nicht, nicht einmal ein Kaffeeservice, wenn Sie nicht eine besondre Anhänglichkeit an das Ihrige haben. Für Holz, und andre kleine Bedürfnisse dürfen Sie nicht die geringste Sorge tragen: und daß meine Eltern in allen Stücken, wobei kleine oder große Dienstleistungen sich nur denken lassen, mit dem größten Vergnügen, und allem ersinnlichen Eifer bereit sein werden, Ihren hiesigen Aufenthalt zu erleichtern und für Ihre gute Aufnahme zu sorgen, versteht sich von selbst.

Ich habe die Wohnung vom 1. Mai an für einen Monat gemietet. Ich dächte auch, Sie verzehrten Ihre Miete rein aus, das heißt, Sie kämen gegen Anfang des Mai hieher. Von meiner eignen sehnsuchtsvollen Erwartung will ich kein Wort sagen. Es würde sich auch nicht ziemen, da ganz andre Personen, als ich, Ihrer Ankunft mit Ungeduld entgegensehen, und ich Ihnen versichern kann, daß der ganze feinre und gebildetere Teil von Berlin an dieser Reise Anteil nimmt.

Von der Spaldingschen und Merianschen Familie, sowie von allem, was Gelehrte heißt, werden Sie es ohnedies vermuten.

Ich hoffe nunmehr, daß Sie so gütig sein werden, mir den Tag Ihrer Abreise, sowie den Tag, da Sie hier einzutreffen gedenken, genau zu wissen zu tun, damit ich alsdann alles zu Ihrer Aufnahme in Bereitschaft setzen lassen kann; und wünsche übrigens von ganzem Herzen, daß ich mein kleines Pensum zu Ihrer Zufriedenheit ausgerichtet haben möchte.

Um doch nun noch in kurzem Ihren letzten Brief zu beantworten, muß ich Ihnen sagen, daß ich die beiden Werke, darüber Sie so gefällig sind, mir Ihr Urteil mitzuteilen, gelesen habe, den Reinhold[1]) bereits vor einem halben Jahr, die Confessions ganz neuerlich. Daß Reinhold unter allen Kantianern den ersten Rang verdiene, ist wohl nicht zu bezweifeln. Sein Buch enthält gewiß herrliche Sachen: nur finde ich, daß er in der ersten Hälfte etwas zu weitläuftig, und (vielleicht eben daher) in der andern etwas zu kurz, folglich im ganzen nicht recht deutlich geworden ist. Die Methode, mit der er seine Untersuchungen angegriffen hat, ist mir sehr zweckmäßig und sinnreich vorgekommen; in der Ausführung hat er sich meines Erachtens in zu spezielle Anwendungen seiner Theorie verwickelt, die er vermeiden konnte, und wobei sein Buch gewonnen hätte.

Was den Rousseau betrifft, so sei es mir erlaubt, von Ihrem Urteil, und was mich noch weit mehr kostet, von Ihrem Gefühl abzuweichen. Ich gestehe Ihnen frei, daß ich die beiden ersten Teile der Confessions weit vorziehe. Zuvörderst: werden Sie mit mir eins sein, daß der Stil weit schöner ist und sich weit gleicher bleibt, als in den neuen Teilen. Ferner hängen die Fehler, deren er sich in jenen ältern Teilen schuldig gibt, weit unmittelbarer mit seiner in vielen Stücken vernachlässigten Erziehung zusammen. Dagegen kommen in den spätern Jahren seines Lebens doch wirklich Handlungen vor, über die man erschrickt, wenn man sie mit Rousseau zusammendenkt, wahre Phänomene in der sittlichen Welt. Wie war es z. B. möglich, daß er fünf Kinder hintereinander ins Findelhaus verweisen konnte? Nein! Diese einzige unnatürliche Freveltat empört mich wider meinem Willen gegen den

---

[1]) Von dem Kantianer K. L. Reinhold war im Jahre 1789 der „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens“ erschienen.

göttlichen Verfasser des Emils – des Emils, wo er die Pflichten gegen die Kinder mit diesen unverlöschlichen, für die ganze Menschheit geheiligten Buchstaben, die länger leben müssen als alle Produkte des französischen Witzes, so eindringend, so wahr und so lebendig niedergeschrieben hat.

Dieses unverzeihliche, so oft wiederholte Vergehen, welches die grundleeren Sophistereien, die er für Rechtfertigungen hält, auch nicht einmal zum Teil entschuldigen, hat mich vielleicht ungerecht gegen einen Mann gemacht, den ich mir nach seinen herrlichen Büchern, die freilich durch alle persönliche Fehler des Verfassers an ihrem hohen und entschiednen Wert keinen Gran verlieren, immer, als eines der auserwählten Subjekte dachte, deren sich meine Seele bediente, um das Ideal menschlicher Tugend, soweit es möglich ist, zu realisieren. Der Mißmut, in den mich diese traurige Entdeckung, ich hätte fast gesagt, diese fehlgeschlagne Hoffnung, versetzt hat, warf denn freilich ein falsches Licht auf manche andre Teile des Gemäldes, und ließ mir zuweilen, kleine Launen wie große Torheiten, Verirrungen wie Laster erscheinen.

Aber interessiert hat mich das Buch denn doch im hohen Grade. Verschiedne seiner Schilderungen sind immer noch so frisch und so hinreißend, wie seine jüngern Pinselstriche. Und wer kann sich am Ende verwehren, die geringsten Kleinigkeiten mit Aufmerksamkeit und Teilnehmung zu lesen, wenn sie in die Lebensgeschichte Rousseaus eingreifen?

Mir sind im Anfange die vielen bloß mit Buchstaben bezeichneten Namen in diesen beiden Teilen anstößig gewesen; ich glaubte, das ganze würde mich weit mehr anziehen, wenn ich wüßte, wer alle diese Leute waren. Vielleicht ist es Ihnen ebenso gegangen. Vielleicht ist es Ihnen daher nicht unangenehm, wenn ich Ihnen zu einigen dieser Buchstaben den Schlüssel anbiete, soweit meine eigne Kenntnisse reichen. Madame d'H..., die einzige Person, die er wirklich liebte, ist die (noch in Paris lebende) Komtesse d'Houdetot; ihr eigentlicher Liebhaber L . . . t, hieß St. Lambert; die so oft vorkommende Mad. D . . . n ist Mad. du Pin; die Familie D . . . . y, die ebenfalls in den Confessions eine so große Rolle spielt, ist die des ebenfalls noch lebenden Fermier-General, D'Epinay; der d'H . . . k, von dem und dessen Clique H . . . chique er alles sein Unglück ableitet, ist der Baron d'Holbach, ein Deutscher von Geburt, und von dem es jetzt erwiesen ist, daß er das berüchtigte

Système de la nature geschrieben hat.[1]) Der böse G . . . ist Grimm[2]), der Homme d'affaires des hochseligen Königs von Preußen in Paris rc.

Sie werden meines langen Geschwätzes müde sein, und ich eile also zum Schluß.

In meiner Eltern Hause ist es seit einiger Zeit nicht recht hell und heiter gewesen; mein Vater hat bei einem unglücklichen Fall, den er vor etwa sechs Wochen tat, eine Wunde am Fuß bekommen, die, wie das in seinem Alter gewöhnlich geschieht, sehr langsam heilt; und seit gestern hat er obendrein ein starkes Fieber, was uns anfänglich in große Bestürzung versetzt hat, was aber doch jetzt nicht von Folgen zu sein scheint.

Von der traurigen Geschichte, die das Nicolaische Haus und den armen Herrn Klein betroffen hat, werden Sie vermutlich unterrichtet sein, wenn anders die wahren Umstände bis zu Ihnen gelangt sind. Sollte man Ihnen den Tod des jungen Nicolai etwa als natürlich berichtet haben, so hat man Sie falsch berichtet.[3])

Ich bitte gehorsamst, daß Sie mich Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter aufs angelegentlichste empfehlen. Dürfte ich so frei sein, Sie mit einem Auftrage ins Müllendorfsche Haus[4]) zu beschweren, so bäte ich, mich daselbst allerseits, besonders aber der Demoiselle Horn, die mich mit einem sehr interessanten Briefe beschenkt hat, in ferneres Andenken zu rekommandieren.

Das Angenehmste, was ich von Ihnen hören kann, ist, daß Sie sich recht bald auf den Weg nach Berlin machen wollen. Ich kann es kaum erwarten, Ihnen mündlich wieder einmal zu sagen, was freilich meine Worte nur schlecht, aber meine Briefe noch schlechter ausdrücken können, mit welcher innigen Verehrung, und herzlichen Liebe ich mich nenne

Ihren ergebensten, und unveränderlichen, treuen Diener Gentz.

---

[1]) Der Baron Holbach (1725—1789) hatte 1770 unter dem Pseudonym Mirabeaud sein Système de la nature veröffentlicht. [2]) F. W. Grimm (1723—1807) von Österreich baronisiert, war der literarische Korrespondent vieler Fürstlichkeiten, darunter auch Friedrichs II. Die Auflösungen Gentz' sind alle richtig. [3]) Der Sohn Nikolais war der Schwiegersohn Kleins. [4]) Familie des Garve befreundeten Breslauer Banquiers Müllendorf.

40.

Berlin, den 18. September 1790.

Ich mache mir endlich Luft durch alles, was mich so lange von Ihnen weggedrängt hat, und fange einen Brief an, den ich hoffentlich endigen werde, nachdem schon fünf oder sechs andre unvollendet liegengeblieben sind. Seitdem Sie Berlin verlassen haben, bin ich fast keine Stunde mein Herr gewesen. Fünf Wochen dieser Zeit sind auf Reisen mit dem Minister von Voß nach Brandenburg, Königshorst 2c. hingegangen; die wenige Zwischenzeit habe ich entweder in Buch, oder im Arbeiten zugebracht, und erst heute, da mein hoher Gebieter eine Reise in eignen Angelegenheiten mit 6=wöchentlichem Urlaub angetreten hat, kann ich in der angenehmen Sicherheit, daß mich nichts vom Schreiben wegreißen soll, meinen Gedanken freien Lauf geben, und mich der süßen Erinnerung an Sie ungestört überlassen.

Ihr gütiger Brief, teuerster Herr Professor, hat mir die angenehmsten Augenblicke verschafft, die ich seit Ihrer Entfernung von Berlin genossen habe. Die frohe Überzeugung, daß ich in Ihrem Andenken an diesen Ort eine ehrenvolle Stelle einnehme, ist das einzige, was mich für den Verlust Ihres Umgangs einigermaßen entschädigen kann. Und doch fühle ich diesen Verlust sehr, sehr lebhaft. Ob ich gleich Ihre Anwesenheit lange nicht so habe benutzen können, als ich es gewünscht und auch wohl geträumt hatte, so war dennoch die Leere, die ich empfand, als ich Sie so weit weg wußte, sehr empfindlich, und vielleicht eben darum noch empfindlicher, weil ich nicht befriedigt war. Während daß ich mich mit dem Abschreiben Ihrer Abhandlung[1]) beschäftigte, oder die Bücher las, die Sie mir zurückgelassen haben, fühlte ich mich Ihnen zwar wieder etwas näher; aber der Schriftsteller ist doch nicht der Mann, und diesen liebe ich, nach diesem sehne ich mich, wenn ich jenen bewundert habe.

Verzeihen Sie meinem Herzen, diese weitschweifige Darstellung meiner Empfindungen. Nur für diesen ersten Brief verzeihen Sie mir. Und

---

[1]) Es ist dies eine Abhandlung „Einige Betrachtungen, veranlaßt durch das Dekret der Nationalversammlung in Frankreich über die Güter der Geistlichkeit", die Garve auf Biesters, des Herausgebers der Berliner Monatsschrift, Drängen in Berlin verfaßt und Gentz zurückgelassen hatte. Sie erschien in der B. M. Nov. 1790 und Mai 1791 (auch gedr. in Garves Versuchen Band II) unter Garves Namen, was dieser hatte vermeiden wollen. Vgl. Briefe von Chr. Garve an Christ. F. Weiße I, 447.

lassen Sie mich nur schnell noch hinzusetzen, daß ich Ihren Aufenthalt in Berlin schon in der einzigen Rücksicht, daß ich Ihnen bekannter, und doch nicht gleichgültiger geworden bin, unter die erfreulichsten Begebenheiten meines Lebens rechne.

Was mich bei allen den Hindernissen, die mich abhielten, an Sie zu schreiben, am schrecklichsten ängstigte, war, daß ich um so länger auf Nachrichten von Ihrem Befinden Verzicht tun mußte. Ihr Brief hatte meine gute Hoffnungen begünstigt. Wollte doch Gott, Ihr nächster bestärkte mich darin. Wenn der Herbst in Schlesien so schön ist, als bei uns, so wird dies Jahr gewiß in der Heilung Ihres Übels Epoche machen.

Ihre Abhandlung habe ich an Herrn Biester abgeliefert, der sie mit großem Vergnügen empfangen und gelesen hat, Ihnen dafür verbindlichst dankt, und sie nächstens abdrucken lassen wird.

Die überhäuften Geschäfte, die mich seit einiger Zeit gedrückt haben, haben mich fast ganz von literärischen Beschäftigungen entfernt. Jetzt, da ich eine sechswöchentliche vollkommne Freiheit vor mir sehe, will ich gewiß keine Stunde verschwenden, die ich diesen Lieblingsbeschäftigungen widmen kann. Ich habe besonders seit einiger Zeit, empört durch einige Abhandlungen in der Monatsschrift, von Möser[1]) und Biester, worin über die natürlichen Rechte des Menschen in einem unerträglich gleichgültigen Tone gezweifelt und gespaßt wird, die Idee im Kopf, eine Deduktion des Naturrechts nach strikten und unleugbaren Prinzipien aufzusetzen. Bringe ich es zustande, und kann ich es in die Grenzen eines mäßigen Aufsatzes zwingen, so wäre ich nicht abgeneigt, es Herrn Biester selbst für seine Monatsschrift zu übergeben. Ich zittre indessen vor einem ersten öffentlichen Versuch meiner Kräfte, und komme ich zum Entschluß, so ist es nur Ancillon, der ihn hervorgestoßen hat.

Dieser liebenswürdige Freund hat den Eindruck, den Ihre Bekanntschaft auf ihn gemacht hat, so lebhaft konserviert, daß er zuver-

---

[1]) Justus Möser hatte mit seiner Abhandlung: „Über das Recht der Menschheit als den Grund der französischen Konstitution" Berlinische Monatsschrift Juni 1790 (auch gedr. J. Mösers Vermischte Schriften I. 307 ff.) eine ausführliche Diskussion über die Revolution angeregt, bei der sich Biester im wesentlichen Möser in seiner Stellungnahme gegen die Revolution anschloß. Gentz' Abhandlung: „Über den Ursprung und die obersten Prinzipien des Rechts" eine Verteidigung der Menschenrechte, die Möser angegriffen hatte, erschien in der Berlinischen Monatsschrift April 1791. Vgl. P. Wittichen in Forsch. zur br. u. pr. Gesch. XIX, 17 f. und Einleitung S. 137.

läßig, bloß um Sie zu sehen, mit Mathis nach Breslau gereiset wäre, wenn ihn sein Amt nicht zurückgehalten hätte. Wir unterhalten uns oft von Ihnen, und ergötzen uns an dem Gedanken, wie schön es wäre, wenn Sie unter uns wohnen könnten.

Gleich den Tag nach Ihrer Abreise, habe ich meinen Besuch bei Herrn Professor Engel[1]) gemacht, und wie froh bin ich, daß ich es tat, ehe meine beschwerliche Reisen mir Zeit und Lust dazu raubten. Ich habe zwei sehr angenehme Stunden bei ihm zugebracht und bin, wie ich es vorher geglaubt habe, von seiner Unterhaltung aufs neue recht bezaubert gewesen. Ich werde die Erlaubnis, die er mir gab, ihn oft zu besuchen, gewiß benutzen, und danke Ihnen herzlich, daß Sie mir auch diese Quelle manches schätzbaren Genusses wieder eröffnet haben.

Da ich selbst seit Ihrer Abwesenheit wenig gelesen habe und sogar wenig in Berlin gewesen bin, so weiß ich auch von Neuigkeiten aus der gelehrten Welt äußerst wenig. Die beiden neusten französischen Bücher, die ich gestern bei Ancillon gesehen habe, sind die interessanten Reisen durch Spanien vom Chevalier Bourgoyne[2]) und Dupont Théorie du luxe.[3]) In dem hiesigen französischen Journalgeschäft zirkulieren jetzt die Mémoires des Herrn de la Tude[4]), der 35 Jahr ohne Verbrechen in den Staatsgefängnissen geschmachtet hat: ein schauervolles Buch, wogegen die Trenksche Geschichte ein Kinderspiel ist. Vielleicht gibt es kein Beispiel größern menschlichen Elends in den Annalen der Welt, und keine verhaßtre Schandtat der Ministerial- und Favoritentyrannei. Sobald dies Buch hier zu haben sein wird, werde ich es Ihnen überschicken; denn da es eine Lektüre für jeden ist, der auch nur überhaupt das

---

[1]) J. J. Engel (1741–1802) seit 1776 Professor am Joachimstaler Gymnasium, Mitglied der preuß. Akademie der Wissenschaften, 1787–94 Oberdirektor des Berliner Nationaltheaters. Mit Garve hatte E. eine Ausgabe von Humes Grundsätzen der Kritik veranstaltet. In Engels berühmter Sammlung „Der Philosoph für die Welt" war Garve auch vertreten. [2]) Tableau de l'Espagne moderne Paris 1789 von dem Schriftsteller und Diplomaten J. F. Baron de Bourgoyne (1748–1811). [3]) Ich habe dieses Werk Duponts nicht feststellen können. [4]) Henri Masers de Latude (1725–1805) berühmt durch seine durch die Marquise Pompadour veranlaßte Staatsgefangenschaft (35 Jahre). Le despotisme devoilé ou mémoires de Latude sur des pièces originales. Paris 1791. Herausgegeben von dem Advokaten Thierry. Die merkwürdige Lebensbeschreibung des Baron Trenk war 1786–87 in Berlin erschienen.

Wunderbare liebt, so werden Sie nicht in die Verlegenheit kommen, es auf dem Halse zu behalten, und bald einen Abnehmer finden.

Möchte ich Ihnen doch, da ich Ihnen doch auch andre Neuigkeiten mitteilen wollte, erfreulichere zu erzählen haben, als die folgende, die unsre arme, unglückliche Freundin, die Frau von Phul[1]), betrifft. Sie wissen, daß sie nach Pyrmont gereiset war, um den Brunnen zu trinken. Durch einen Quacksalber mit einem berühmten Namen, den Doktor Markard, ließ sie sich verleiten, Brunnen und Bad zugleich zu gebrauchen, welches offenbar ihre Kräfte überstieg. Die traurige Folge dieser unvorsichtigen Kur ist die gewesen, daß sie erst in die heftigsten Krämpfe, und zuletzt in eine völlige Sinnlosigkeit verfallen ist, in der sie sich noch jetzt befindet. Seit sechs Wochen ist sie in einem beständigen Wahnsinn, hat ein ganzes System ausschweifender Gedanken, auf die Idee gebaut, sie sei Christus, ihr Mann, Gott der Vater, und ich, der heilige Geist, schläft nicht, ißt nicht, und nimmt zusehends ab. Phul, der aus Schlesien nach Pyrmont geeilt ist, um sie, womöglich, zur Vernunft zurück zu bringen, hat alles vergeblich versucht, und sich endlich entschließen müssen, mit ihr nach Berlin zurückzureisen.

Vorgestern ist sie nun in dem nämlichen Zustande einer völligen Verrückung in Lichterfelde angekommen, und morgen steht mir das traurige Geschäft bevor, sie zu besuchen. Auf ausdrückliches Verlangen ihrer Mutter und Familie, die in einem vielleicht übertriebnen Vertrauen auf meinen Einfluß auf ihren Kopf und ihr Herz sich schmeicheln, daß ich ihr Vorteil stiften könnte, muß ich diesen Besuch, wobei sich wahrhaftig mein Innerstes bewegt, unternehmen. Wie gern wollte ich mich indessen dieser sauren Pflicht unterziehen, wenn meine Gegenwart wirklich etwas fruchten könnte, woran ich aber nach allem, was ich gehört habe, sehr zweifle. Selle hat ihre Kur übernommen: und das einzige, worauf er und andre die Hoffnung ihrer Besserung gründen, ist, daß das Übel sich mit dem unnatürlichen Ausbleiben einer gewissen periodischen Ausleerung eingefunden hat, daß diese Ausleerung noch nicht wieder ein-

[1]) Dies dürfte wohl die Gemahlin des späteren russischen Generals, damals preußischen Generalstabsoffiziers bei Fr. Wilhelm III., Karl Ludw. Aug. von Phull sein, eine geborene Beguelin, Tochter des aus der Schweiz eingewanderten Physikers Nikolaus B. (1714—89), der Gouverneur des Königs gewesen war. 1821 wurde sie wieder gemütskrank. Vgl. Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalia Beguelin S. 218 Anm. und Allg. D. Biogr.

getreten ist, und daß man daher, wenn man Mittel findet, sie zu bewirken, auch vermuten darf, ihren Kopf zu befreien.

Erinnern Sie sich noch, was für Schwierigkeiten gegen diese Reise stritten? in welcher Angst und Verlegenheit sie einige Tage vorher war, als sie abends bei uns speisete — daß man sie daran hindern würde? Das ist es nun, was sie erkämpft hat — Gott! was ist der Mensch!

Ich trete von diesem traurigen Gegenstande zurück, um mich noch auf einen Augenblick von etwas, was Sie näher angeht, mit Ihnen zu unterhalten. Dies ist Ihr vorläufiger Auftrag wegen einer gewissen Schrift, von der, jedoch, wie ich nochmals feierlichst protestiere, ohne meine Schuld, schon verschiedentlich in Berlin geredet wird, und nach der mancher Buchhändler schon seine Angel aushängt: ich erzähle Ihnen dies bloß, um Ihren Vorsatz, an diese Schrift unverzüglich die letzte Hand zu legen, zu befestigen, und Sie bei dieser Gelegenheit nochmals zu versichern, daß ich es mir zur heiligsten Pflicht machen werde, mit der ängstlichsten Genauigkeit für die vorteilhaftste, richtigste und nettste Erscheinung derselben im Publikum, und zugleich für die besten Bedingungen des Verlegers zu sorgen.

Ich werde dies um so eher tun können, da ich jetzt wirklich einer Periode entgegensehe, wo ich viel mehr Ruhe und Muße haben werde, als bisher. Wenn die sechs Wochen Ferien vorbei sind, so ist der Winter da, und da vermindern sich unsre Geschäfte beträchtlich, und überdies wird sich vielleicht selbst in meinem Verhältnis verschiednes ändern, wodurch meine persönliche Abhängigkeit vom Minister abnehmen wird.

Alles, was ich alsdann Ihnen von meiner Zeit widmen kann, werde ich für klaren Gewinnst ansehen. Ich werde auch, wie ich Ihnen versprochen habe, oft, und ohne auf Ihre Antwort zu warten, an Sie schreiben. Ancillon soll und wird ein Gleiches tun.

Ich muß noch bemerken, daß ich mir beim Abschreiben Ihres Aufsatzes verschiedne kleine Änderungen erlaubt habe, zu denen Sie mich selbst berechtigt haben. Das letzte Stück des Aufsatzes füge ich diesem Briefe bei, weil ich mit Herrn Biester wünsche, daß Sie die zweite Hauptfrage ebenfalls bearbeiteten. Die ersten Bogen werde ich Ihnen mit der nächsten Gelegenheit zurücksenden.

Unter manchen Personen, die sich nach Ihrem Befinden erkundigt, und mir Empfehlungen für Sie zu bestellen gegeben haben, ist vorzüglich

das Hainchelinsche[1]) und das Meriansche Haus. Spalding hat selbst an Sie geschrieben, wie er mir gesagt hat. Beguelin[2]) ist mit Madame Ritz[3]), die ihre große Reise mit Pyrmont angefangen und beschlossen hat (wie ich, und ich allein es sogleich prophezeite), längst wieder zurück. In unserm Hause trägt sich folgendes zu: mein zweiter Bruder, der Architekt (Heinrich)[4]), reiset in drei Tagen größtenteils auf königliche Kosten, wozu ihm Herr von Wöllner und Herr von Heinitz gemeinschaftlich verhelfen, nach Italien, Frankreich usf., wozu für jetzt ein Zeitraum von zwei Jahren bestimmt ist. Ich sitze manchmal — Sie kennen meine unruhige Lebhaftigkeit über diesen Punkt — und stampfe mit meinen Füßen, wenn ich bedenke, wie mich, der ich doch zu so mannigfaltigem Genuß ausgerüstet bin, die Einförmigkeit meines Schicksals nie aus dem engen Kreise einer geschäftslosen Geschäftigkeit herausläßt, und wie ich die Welt, in der so viel zu sehen ist, nur durch ein Dachfenster ansehen darf.

Alle meine Angehörigen empfehlen sich Ihnen, und sehnen sich nach guten Nachrichten von Ihrer Gesundheit. Mich ergreift, indem ich diesen Brief schließen soll, das Andenken an Sie mit solcher Wärme, daß es mir ist, als wenn ich mich erst eben auf dem einsamen, traurigen Wege von Berlin nach Friedrichsfelde von Ihrer Seite risse.

Nehmen Sie, vortrefflicher Mann, den ich meinen Freund nennen darf, auch bei dieser Gelegenheit die Versicherung meiner bekannten Hochachtung, Verehrung und Liebe an. Gentz.

---

[1]) Gentz' Bruder Ludwig und sein Schwager Friedrich Gilly heirateten Hainchelinsche Töchter. Die Familie Hainchelin gehörte zu der französischen Kolonie Berlins. Ein Sohn dieses Hauses Karl Heinrich H. war 1793 ff. Geh. expedierender Sekretär im General-Akzise- und Zolldepartement, in dem auch Ludwig Gentz tätig war. [2]) Heinrich von Beguelin (1765—1818), Bruder der Frau von Phull, der mit Gentz bei der kurmärkischen Kammer gearbeitet hatte, seit 1789 Assessor beim Akzise- und Zolldepartement. Später Geh. Staatsrat. Die Beziehung zur Frau Enke-Rietz ist allerdings unerklärt. [3]) Es könnte dies wohl die berüchtigte Geliebte Friedrich Wilhelms II., Frau Enke-Rietz, sein, die im Juli 1790 aus der Hofstaatskasse 20000 Tl. zu einer Reise nach Rom erhalten hatte. Philippson, Gesch. des preuß. Staatswesens I, 388. [4]) Heinrich Gentz (1766—1811) war beim Hofbauamt angestellt. Wöllner hatte seit 1786 die Direktion der Hofbauämter in Berlin und Potsdam. Der Staatsminister Frh. F. A. A. von Heinitz (1725—1802).

41.

Berlin, den 5. Dezember 1790.

Ihre Gütigkeit, mein teurer, unvergeßlicher Lehrer und Freund! mir so prompt auf jeden meiner Briefe zu antworten, verdoppelt natürlicherweise meine immer rege Lust an Sie zu schreiben. Durch eine der angenehmsten Beschäftigungen, die ich kenne, erkaufe ich mir einen der reellsten Genüsse, die es für mich gibt, zu lesen, oft und wiederholt zu lesen, daß, was mich angeht, Sie interessiert, und was ich Ihnen mitteilen kann, unterhaltend für Sie ist.

Was ich nun freilich am liebsten in Ihren Briefen finden möchte, die Nachricht, daß Ihre Gesundheit, wo nicht ganz hergestellt, doch einer vollkommnen Herstellung recht nahe wäre, habe ich auch in Ihrem letzten Schreiben, leider, noch vergeblich gesucht. Im Gegenteil haben Sie über Ihren Zustand dort in Ausdrücken gesprochen, die mich äußerst betrübt hätten, wenn ich nicht voraussetzte, daß eine gewisse Mutlosigkeit, die im Augenblick der ungeteilten Aufmerksamkeit auf lange und hartnäckige Übel so natürlich ist, Sie nicht kontinuierlich, sondern nur in trüben Stunden beherrscht, und daß Sie vielleicht in bessern Stunden, mehr Kräfte fühlen, und eine heitrere Existenz genießen, als Sie in jenen Augenblicken selbst glauben.

So wünscht sich mein Herz, dem der Gedanke, daß Sie leiden, so schwer zu ertragen ist, durch eine vielleicht unbescheidne Sophisterei von dem Drückenden in diesem Gedanken, so viel als möglich zu befreien, und sucht, wie man es so oft bei eigner Not tut, für fremde aber doch so nahe Übel Trostgründe in einem vielleicht ganz chimärischen Raisonnement.

Ich weiß nicht, wie und warum ich die sonderbare Ahndung habe, daß Sie ganz genesen würden, wenn Sie sich in Berlin fixieren könnten. Vielleicht ist auch dies eine der gewöhnlichen Täuschungen, die uns zu blenden pflegen, wenn wir etwas recht lebhaft wünschen, wo wir uns dann immer sehr leicht einbilden, das Erwünschte sei das nützlichste, das weiseste 2c. Indessen dünkt mich doch, Sie haben mir verschiedentlich eingestanden, daß Sie sich seit geraumer Zeit nicht so wohl befunden hätten, als in den letzten Wochen Ihres hiesigen Aufenthalts. Doch freilich, wenn dies auch wäre, über welche Umstände müßte ich Herr sein, um hier durchzusetzen, was ich so gern realisiert sehen möchte!

Unterdessen will ich fortfahren, Sie, ohne Plan und Ordnung mit einigem, was hier um mich vorgeht, und mit Nachrichten von mir selbst

so gut zu unterhalten, als es mir möglich ist. Ich fange für heute damit an, Ihre beide Fragen zu beantworten.

Zuerst, wegen der französischen Zeitschriften. Daß es in Ansehung dieses Punkts in Berlin viel tröstlicher sei, als in Breslau, bezweifle ich stark. Ich glaube wohl, daß einige vornehme Personen, mit denen ich in keiner Bekanntschaft oder Verbindung bin, die vornehmsten französischen Journale und Revolutionsschriften kommen lassen. Daß aber Leute vom Mittelstand, Gelehrte, und Buchhändler sie nicht haben und halten, davon bin ich, leider, vollkommen überzeugt. Indessen wird doch der Hunger nach Neuigkeiten aus Paris einigermaßen gestillt, indem wir wenigstens eins der besten und ausführlichsten Journale, den Mercure de France[1]) haben. Der Buchhändler Schön läßt ihn, vorzüglich für Ancillon und mich kommen, und behält ihn nachher. Wollen Sie also diesen lesen, so dürfen Sie mir nur melden, von wann an ohngefähr Sie ihn zu haben wünschen: alsdann würde ich mit dem Buchhändler das Nötige verabreden, und mit der ersten guten Gelegenheit das Paket an Sie abschicken.

Ich habe, obgleich bloß unter der Anleitung dieses Mercure, seit einiger Zeit die französischen Begebenheiten wieder mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Ich habe mir sogar aus den unzählbaren Reden für und wider die Assignate Quintessenzen zu ziehen versucht, die alles, was man nur auf beiden Seiten der Frage sagen kann, konzentrieren, und in einen systematischen Zusammenhang bringen. Ich muß gestehen, daß ich keins der vielfältigen und zum Teil sehr scheinbaren Argumente gegen die Assignate unüberwindlich gefunden habe. Die allein gültigen setzten immer den Mißkredit dieser Papiere voraus. Trifft diese Voraussetzung nicht zu — und, gottlob, es hat das Ansehen, als würde sie nicht zutreffen, so fallen auch alle Argumente gegen die Assignate zu Boden.

Überhaupt bin ich noch nichts weniger als geneigt, an der guten Sache zu verzweifeln. Das Scheitern dieser Revolution würde ich für einen der härtsten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Prinzipien und auf

---

[1]) Das Journal Mallet du Pans, das Gentz auch später ganz besonders als lehrreichste Quelle zur Revolutionsgeschichte pries.

ein zusammenhängendes, konsequentes System gegründet wird. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Übel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehen, so würden alle diese Übel zehnmal unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz eingestehen würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle große und kleine Tyrannen dieses furchtbare Geständnis nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, was ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hatte.

Sie haben Recht, daß die Nachrichten, die wir aus Frankreich erhalten, fast nichts als Torheit und Verwirrung aussagen. Aber zweierlei mildert in meinen Augen diesen ungünstigen Anschein: Erstlich, die unglaubliche Albernheit und Unzuverlässigkeit unsrer elenden Zeitungen. Zweitens, der Umstand, daß Deutschland überhaupt die meisten französischen Neuigkeiten von Leuten erhält, die der Revolution nicht wohlwollen, und daß die, welche diese Neuigkeiten uns vortragen, aus Furcht vor ihren Obrigkeiten fast durchgängig genötigt sind, das wahrhaft Große und Schöne, was sie noch etwa zu sagen hätten, zu unterdrücken, und uns Possen und Schlacken hinzuwerfen.

Der Redakteur des Mercure de France[1]) ist ein äußerst parteiischer Gegner der Revolution. Anfänglich war er, ohngeachtet seiner Parteilichkeit, doch sehr gemäßigt und sogar billig. Von einem Stück zum andern wird er ungerechter, hitziger, und intoleranter. Er gibt das, was die herrschende Partei der Nationalversammlung sagt, im magersten Auszuge, und was die ihm gefallende Antagonisten sprechen, schmückt er mit sichtbarem Wohlgefallen aus. Alle diese Fehler hindern nicht, daß ich dieses Journal mit Vergnügen lese, weil es denn doch das einzige ist, welches ich, außer dem, was deutsche Papiere schwatzen, habhaft werden kann, und weil es wenigstens sehr gut geschrieben ist. Auch kann ich Sie versichern, daß alle Klagen und alle Sarkasmen dieser Schrift mich nicht im geringsten abhalten, zu sehen, daß die Nationalversammlung immer noch zweckmäßig und weise handelt, daß die Unruhen und Exzesse lange so groß nicht sind, als man sie hin und wieder

---

[1]) Gentz hat später seiner Verehrung für Mallet du Pan im Hist. Journal I 1799 S. 96–102 Ausdruck gegeben und auch brieflich Verbindung mit ihm in diesem Jahre genommen. Vgl. unten die beiden Schreiben an Mallet.

macht, daß die Aussichten für die Zukunft heitrer sind, als die Feinde sie schildern, und daß, wenn keine unvorhergesehene Hindernisse eintreten, wahrscheinlich ein glückliches Ende das größte Werk, was die Geschichte aufweisen kann, krönen wird.

Außer dem Mercure läßt sich nun Ancillon, zwar nicht wöchentlich oder monatlich, sondern in ganzen Lieferungen den Courier de Provence schicken. Sie kennen die hinreißende, wenn gleich nicht immer genugtuende und zuverlässige Manier dieses Schriftstellers. Sie haben selbst noch die Briefe, die vor dem Courier de Provence hergingen.[1]) Könnten Sie sie bei einer guten Gelegenheit zurückschicken, so würde es Ancillon und mir lieb sein. Er hat jetzt den Courier de Provence bis zum August d. J. einbinden lassen; und wird sich eine Freude machen, Ihnen davon einige Teile zu schicken. Was meinen Sie, daß ich ihn jetzt von Anfang bis zu Ende durchlese?

Noch ist hier das Journal Encyclopédique zu haben, worin das Journal der Nationalversammlung zwar sehr zuverlässig, und unparteiisch, aber sehr mager, zu finden ist.

Das herrlichste von allem ist nun freilich der Procès verbal der Nationalversammlung[2]) selbst, der aber schon ein ungeheures Werk ausmacht, und den nur (meines Wissens) ein einziger Mann in Berlin hat: dies ist der gewesne Geheime Finanzrat De Latres, den aber unglücklicherweise niemand von denen, die ich genauer kenne, kennt. Der Prediger Saunier[3]), der den größten Teil dieser voluminösen Akten gelesen hat, hat mich versichert, daß besonders die Rapports der verschiednen Komitees, die darin befindlich sind, eine Sammlung der meisterhaftesten Aufsätze über alle Teile der Staatsverfassung ausmachen. Dieses Journal zu halten, ist ein Objekt von 80 bis 100 Taler jährlich.

Ich kann, wie Sie sehen, von dem, was die französische Revolution angeht, nicht leicht wieder abkommen: aber ich weiß, daß auch

---

[1]) Als Mirabeaus „Journal der Reichsstände“ von der Regierung unterdrückt worden war, setzte er seine publizistische Tätigkeit unter dem Titel „Lettres à mes commettans“ fort. Dieses Blatt erschien später unter dem Titel Courier de Provence. [2]) Der offizielle Verhandlungsbericht der Nationalversammlung. In der Vorrede zu seiner Übersetzung von Mallet du Pans Schrift über die französische Revolution S. XXVII. sagt Gentz: Wer die Revolution begreifen will, muß sie in den Journalen der ersten Nationalversammlung studieren. [3]) Heinrich Saunier, Prediger an der Dorotheenstädtischen Kirche, einer der französischen Kirchen Berlins.

für Sie diese Materie viel Interesse hat. Ihr erleuchteter Geist und Ihr menschenliebendes Herz werden gemeinschaftlich dabei aufgefordert, und ein Versuch zur Menschenverbesserung im großen ist eine zu wichtige Erscheinung für einen praktischen Weisen.

Ich will nun durch einen allmächtigen Sprung von einem der größten Gegenstände unter der Sonne zu einem der unbedeutendsten übergehen. Ich will Ihnen erzählen, womit ich mich beschäftige, und wie ich mich diesen Winter durch zu beschäftigen und zu unterhalten gedenke.

Ich habe kürzlich 2 große, aber nicht neue Lektüren geendigt. Erstlich habe ich Smith on national wealth zum drittenmal mit größter Aufmerksamkeit durchstudiert, und mir eine Analyse von 40 Bogen daraus gemacht. Ich erinnre mich, daß ich zuweilen, jedoch nur beiläufig, mit Ihnen über dieses Buch gesprochen habe: aber mich dünkt, Sie ließen sich nicht mit dem uneingeschränkten Lobe darüber aus, welches ich ihm von jeher beigelegt habe. Meines Erachtens ist es fürs erste, bei weitem das vollkommenste Werk, was je in irgend einer Sprache über diesen Gegenstand geschrieben ist, und ich kann nicht leugnen, daß Stewart, Forbonnais, Melon, Büsch[1]) ꝛc. und alle die mir noch bisher in die Hände gekommen sind, in einer großen Entfernung hinter Smith zurückbleiben. Außer diesem spezifischen Verdienst aber, halte ich es überhaupt, in Ansehung der Methode und in Ansehung der Schreibart für eins der vollendetsten und musterhaftsten Bücher, die in irgendeiner Wissenschaft existieren mögen. So viel Klarheit mit so viel Tiefsinn vereinigt, eine solche, kalte, gelassne Untersuchung neben einem so warmen Eifer fürs Wohl der Menschheit, eine solche nie unterbrochne Ordnung bis in die kleinsten Abteilungen und Zweige eines so bewundernswürdigen Systems, und eine solche Einheit des Ganzen, findet man doch wirklich in äußerst wenigen philosophischen Untersuchungen. In Ansehung des Stils gestehe ich Ihnen, daß ich den Smith für den vollkommensten

---

[1]) Der Schotte Dugald Stewart (1753–1828), ursprünglich Mathematiker, Anhänger A. Smiths; Véron Sieur de Forbonnais (1722–1800), französischer Staatsmann und Nationalökonom, Anhänger des Merkantilismus; Melon, französischer Nationalökonom, Berater des Regenten. Sein Hauptwerk: Essai politique sur le commerce war 1734 erschienen; Joh. G. Büsch (1728–1800), in Hamburg als fruchtbarer, nationalökonomischer Schriftsteller tätig.

englischen Prosaisten halte; weder Hume noch Ferguson[1]), die am bequemsten mit ihm zu vergleichen sind, und die ihn in einzelnen Eigenschaften, in Witz, in Kraft, in Mannigfaltigkeit übertreffen mögen, finde ich so von allen Seiten betrachtet, korrekt und untadelhaft. Von deutschen Schriftstellern ist nur ein einziger, in dessen Schreibart ich eine Ähnlichkeit mit der seinigen, und zwar in vielen Punkten finde, und das ist Garve. Aber auch nur dieser: und vielleicht sind Sie selbst billig genung, um dies einzugestehen.

Nach diesem habe ich denn abermals die Kritik der Urteilskraft gelesen, und wirklich mit großer Anstrengung gelesen. Es ist Ihnen bekannt genung, daß die Schwierigkeiten bei diesem Buch von doppelter Art sind. Einmal muß man jede Stelle kritisch lesen, um nur (so weh mir auch dies Geständnis tut) die Druckfehler, wovon alles noch wimmelt (ohnerachtet ich bei der zweiten Korrektur einige tausende weggeschafft habe), auszustoßen, und nur grammatisch den Sinn zu erraten. Nachher kömmt dann erst die Dunkelheit der Sache. Es ist ein starkes, aber doch auch sehr belehrendes Unternehmen, sich an dieses Werk zu machen.

Die neue Edition desselben, nach der Sie sich erkundigen, scheint, so nötig sie auch sein mag, noch weit im Felde zu sein. Es hieß, sie sollte auf Ostern erscheinen. Noch sind aber keine Anstalten da.

Für diesen Winter soll das Studium der ersten Grundsätze der gesellschaftlichen Verbindung, und der Staateneinrichtung mein Hauptzweck sein. Ich habe darum den Montesquieu[2]) wieder mit wahrem Eifer vorgenommen, und will ihn recht kritisch durchgehen. Der Himmel schenke mir nur Zeit und Muße von meinen — ach! Sie wissen es ja! — mir so unangenehmen Amtsgeschäften!

Den chemischen Kursus bei Klaproth werde ich wiederholen. Und Petiscus, der diesen ganzen Winter in Berlin bleibt, und dicht neben mir wohnt, dient mir zu einer heilsamen Repetition der griechischen Literatur. Ich lese den Plato mit ihm.

Sind das nicht starke Unternehmungen für einen geplagten, sklavisch belasteten Geheimen Sekretär?

---

[1]) Der Schotte Adam Ferguson (1723—1816), Freund David Humes, der Lehrer und Vorgänger Dugald Stewarts als Professor der Philosophie in Edinburg. Sein Werk: Instituts of Moral Philosophy hatte Garve 1772 übersetzt. [2]) Gemeint ist natürlich der Esprit des lois Montesquieus wie später bei Plato die Politeia.

Mein vorzüglichster Umgang besteht noch immer in Ancillon. Nichts ist mir gewisser, als daß ich nie in meinem Leben, einen harmonischer zu mir gestimmten Menschen finden werde. Nach ihm habe ich jetzt einen sehr angenehmen Gesellschafter in Herrn von Humboldt[1]) erworben, den Sie mir selbst vor Ihrer Abreise empfahlen. Wir sind uns jetzt näher gerückt, und kommen sehr oft und vertraut zusammen. Er ist einer der scharfsinnigsten und besten Köpfe, die mir je vorgekommen sind. Er hat sowohl Witz, als Tiefsinn. Er ist besonders ein furchtbarer Dialektiker: nichts ist schwerer aber auch belehrender als einen langen Streit mit ihm auszuhalten. Ich nenne ihn gewöhnlich den Wetzstein des Verstandes. Wenn ich eine Materie so durchdacht habe, daß ich glaube, nun könnte mich wohl kein Einwurf mehr erschüttern, so erstaune ich zuweilen über seine Kunst, Einwürfe gleichsam zu erschaffen. Sie sollten unsern philosophischen Unterredungen beiwohnen: ich bin überzeugt, Sie würden mit uns zufrieden sein, Sie würden sich vielleicht belustigen.

Wir haben auf jeden Freitag eine unwandelbare Zusammenkunft festgesetzt. Die erste und heiligste Regel dabei ist die: es darf niemand als Humboldt, Ancillon und ich in diesem ganz engen Kreise erscheinen. Es ist nur zu ausgemacht, daß man in Gesellschaften, die zahlreicher sind als drei, selten oder nie etwas lernen kann. Man streitet nicht mehr: man schreit. Man entwickelt nichts: denn man balgt sich ohne Zweck und Ziel, und ohne Erfolg über die ersten Grundsätze herum. Diese müssen feststehen, und noch mehr: die Progressen der Menschen, welche mit wahrem Nutzen über wichtige Gegenstände sprechen wollen, müssen durchaus ohngefähr gleich sein, wenn etwas herauskommen soll. Dies ist der Grund, weshalb dies Kleeblatt sich so eigensinnig selbst genung sein will.

Außerdem ist alle Dienstage eine recht angenehme Gesellschaft entstanden, welche der Damentee heißt. Sie versammelt sich einmal bei der Demoiselle Hainchelin, einmal bei Madame Herz[2]), einmal bei der Kriegsrätin Eichmann, und einmal bei Mademoiselle Dietrich.[3]) Zu diesem Tee sind folgende junge Mannspersonen ein für allemal geladen:

---

[1]) Wilhelm von Humboldt war seit Anfang 1790 als Referendar bei dem Kammergericht in Berlin tätig. [2]) Die bekannte Henriette Herz, Gattin des Arztes Markus Herz, Freundin Schleiermachers. [3]) Wohl eine Tochter des Oberkonsistorialrats Joh. Samuel Diterich.

Spalding, Humboldt, ein sehr artiger und wohlunterrichteter Graf Dohna[1]), der seit einiger Zeit hier ist, Ancillon und ich. Außer diesen bittet aber jede Dame, bei welcher der Tee ist, noch wen sie will. Dieses Institut hat der jetzt nach Schweden zurückgekehrte Brinkmann[2]) kurz vor seiner Abreise zustande gebracht: und es ist wirklich ein recht schätzbares Vermächtnis, was er seinen Freunden hinterlassen hat.

Sie können glauben, wie tief wir es alle fühlen, daß unsre gute Frau v. Phul in diesem Zirkel nicht erscheinen kann. Das Schicksal dieser trefflichen Person ist schrecklich. Sie ist jetzt in Potsdam, und ihre Kur wird unter Selles[3]) Direktion getrieben. Hoffnung zu ihrer Genesung ist noch immer da: sie hat Intervalle von Vernunft: aber die Perioden, in denen sie ihres Verstandes beraubt ist, sind lang und traurig. Sie können sich vorstellen, was der arme Mann dabei leidet. Bis zum späten Herbst ist sie in Lichterfelde gewesen: ich habe einige der traurigsten Wochen mit ihrer Familie da zugebracht; ich habe sie täglich gesehen: aber damals war sie so von Sinnen, daß sie mich durchaus nicht erkannte, da sie sich doch, wie ihre Kammerjungfer versichert, in Pyrmont, im Anfange ihrer Verrückung beständig nach mir gesehnt hat. Selle will sie bloß durch kalte Bäder heilen: mir mißfällt seine ganze Kurart, und tausendmal habe ich mich schon an Ihre so gegründete Äußerung: Ich mag keinen metaphysischen Arzt — bei dieser Gelegenheit erinnert.

Von gelehrten Neuigkeiten weiß ich nicht viel. Man sagt, daß Reinhold diesen Winter, und Schiller für beständig nach Berlin kommen wird.[4]) Herr Schwabe aus Stuttgart[5]) hat neulich einen Versuch ge-

---

[1]) Der spätere preuß. Minister des Innern Ferd. Alex. Graf Dohna, damals Referendar in Berlin. [2]) K. G. von Brinckmann hatte 1787—1789 in Halle studiert und reiste, ehe er nach Schweden zurückkehrte, in Deutschland, um die deutschen Autoren kennen zu lernen. [3]) Christ. Gottlieb Selle (1748—1800), Arzt an der Charité. Als Gegner der kantischen Philosophie war er aufgetreten hauptsächlich in seinen: Grundsätzen der reinen Philosophie (1788). S. war Mitglied der Akademie und Leibarzt Friedrich Wilhelm III. Vgl. auch Kiesewetter an Kant u. a. O. II, 155. [4]) Von einer solchen Absicht Schillers war wohl vor seiner Verheiratung (Febr. 1790), sonst aber in den nächsten Jahren nicht die Rede. [5]) Jedenfalls Joh. Christ. Schwab (1743—1821). Seine Schrift: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnizens und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht, wurde von der Berliner Akademie preisgekrönt, neben der des Kantianers Reinhold. Vgl. Leitzmann, Briefwechsel Schiller-Humboldt S. 179.

macht, die Kantsche Philosophie mit einem Hiebe zu vertilgen. Er hat durch Herrn Merian ein fürchterliches Mémoire in der Akademie vorlesen lassen, welches schon vorher soviel Aufsehen erregt hatte, daß verschiedne Fremde (d. h. aus Berlin) der Session diesen Tag beiwohnten. Der Ausgang ist sehr unbedeutend gewesen. Im ersten Teil seines Mémoire bewies Herr Schwabe mit viel Witz und Beredsamkeit weiter nichts, als daß er seinen Gegner nicht verstanden hatte. Im andern führte er — horribile dictu — gar ein ganz neues System auf. Gestehen Sie: schlechter kann man einen kritischen Zweifler nicht widerlegen. — Herr Selle arbeitet ebenfalls an einem großen Sturm auf das Kantsche System; und Merian freut sich schon im Geist, wie vor Ablauf eines Jahrs seine beiden Todfeinde: die Kantsche Philosophie, und die französische Revolution, in den Abgrund gestürzt liegen werden.

Warum soll uns das Unglück drohen, gegen alle diese streitsüchtige Helden und ihre Gefechte, nicht mehr auf eine süße Erholung in einem Produkt Ihrer sanften, der Wahrheit und der Schönheit allein geweihten Feder hoffen zu dürfen? Warum soll ich das traurige Geheimnis mit mir herumtragen, daß Garve vielleicht für die Literatur seines Vaterlandes verstummen will? Nein! meine Stimme ist schwach: aber diese Stimme soll doch ohne Unterlaß gegen einen solchen Vorsatz tönen. Bringen Sie uns um nichts von dem, was wir einst ohne Ersatz werden entbehren müssen. Kein Wechsel in den Systemen, keine Mode in der Bücherschreibekunst kann je den eigentümlichen Reiz Ihrer Schriften verdunkeln. Sie werden immer interessant, immer neu bleiben. Von Ihrem Werke über den König[1]) sage ich nicht einmal etwas. Über dieses werde ich ungestüm in Sie dringen. Aber auch die Schrift vom Dasein Gottes[2]), und den Aristoteles schenke ich Ihnen nicht. Verzeihen Sie mir meine wilde Zudringlichkeit. Das Vertrauen, womit Sie mich beehrt haben, rechtfertigt sie. Mein Herz spricht so warm, als mein Verstand hiebei klar sieht: ich gönne andern meine schönsten Empfindungen: und ich weiß, wie glücklich mich die Erscheinung dieser

[1]) 1798 erschien in Breslau Garves Schrift: Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs II. [2]) Die Schrift Garves: Über das Dasein Gottes, zuerst gedruckt in: Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellsch. Leben. Bd. V, herausgegeben von Manso und Schneider.

Schriften machen wird. Geben Sie mir in Ihrem nächsten Briefe bessre Hoffnungen!

Wie gern, wie herzlich gern, möchte ich Ihnen manche Stunden des für Sie gewiß traurigen Winters hinbringen helfen. Wie gern vertauschte ich augenblicklich meine ganze hiesige Lage gegen den Aufenthalt in Breslau, wenn mir auch vorgeschrieben wäre, daß ich nichts da genießen sollte, als — Sie, und die Freiheit. Vielleicht würde Sie meine Anwesenheit manchmal erheitern. Meine Seele gefällt sich wohl in diesem Gedanken.

Von Veränderungen, die sich neuerlich in Breslau zugetragen haben, habe ich keine interessantre erfahren, als die Heirat der Mlle. Müllendorf.[1] Sie hat mich einigermaßen befremdet. Nicht etwa, weil der junge Mann, wie man sich auszudrücken pflegt, nichts ist: dieser Grund wäre wirklich weit unter mir: aber, weil er, wie mich dünkt das nicht hat, was ein Mädchen, wie dieses, eigentlich ernsthaft gewinnen kann. Doch in diesem Teil der Seelenlehre sieht es gar dunkel aus. Ein weibliches Herz ist ein tiefres Rätsel, als das Problem der Isochrone.

Gegenwärtiger Brief kömmt Ihnen zu durch den Leutnant v. Bardeleben von hier. Zugleich erhalten Sie die beiden längst versprochnen Teile des Hénault. Sie kosten 2 Rthlr. 14 Gr. Herr v. Bardeleben geht in vier Wochen von Breslau wieder ab. Wollen Sie diese Gelegenheit nützen, mir die Lettres de Mirabeau zurückzusenden, so wird er gern den Auftrag übernehmen.

Biester dankt Ihnen nochmals sehr für den Aufsatz[2]), der allen Lesern der M. S. gewiß sehr angenehm gewesen ist. Die Fortsetzung würde es nicht minder sein. Ich möchte besonders (für mich specialiter) wohl über die Quaestionem Juris in dieser Sache Ihre Meinung wissen, weil ich zeither viel darüber gedacht habe.

Ancillon muß ich sehr dringend bei Ihnen entschuldigen. Ihre Güte, an ihn zu schreiben, hat ihn in der Tat innig gerührt und beschämt. Er ist tagtäglich im Begriff zu antworten, und wollte es mit der gegenwärtigen

[1]) Vgl. S. 170. [2]) Vgl. S. 132 der Einleitung und S. 171, Anm. 1.

Gelegenheit ohnfehlbar tun. Aber – er macht Predigten: und es ist unglaublich, wie sehr dies den Menschen verstimmt. Sie kennen ihn, meines Bedünkens, hinreichend, um wenigstens allgemein zu begreifen, wie dieses Phänomen auseinandergeht. Er liebt seinen Stand nicht: und er hat doch Ehrgeiz, und zwar selbst Standesehrgeiz: er will, da er einmal predigen muß, doch gern vortrefflich predigen. Ich bin um die Hälfte glücklicher: ich liebe meinen Stand vielleicht weniger als er den seinigen: ich habe dazu wirklich außer den meinem Individuo eignen, auch allgemein geltende, solide Ursachen: aber dafür besteht meine qualvolle Arbeit in Sachen, die man fast nicht schlecht machen kann, sobald man den Menschenverstand hat. Mich drückt nichts, als die Notwendigkeit, auf diese mir verhaßte mit meinem ganzen Wesen nicht harmonierende Art zu arbeiten. Die Ausführung der Arbeit selbst ist mir ein Kinderspiel.

Übrigens denkt er oft und mit aller der Verehrung und Zärtlichkeit an Sie, die der, welcher in so vielen Betrachtungen der Freund meiner Seele ist, durchaus kennen und fühlen muß.

Ich schließe diese – ach! gewiß zu lange Epistel mit der Bitte, mich Ihrer würdigen Frau Mutter aufs beste zu empfehlen, und mir Ihr Andenken und den Anteil an Ihrer Freundschaft zu erhalten, den ich unter die Bedingungen meiner Glückseligkeit rechne. Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren aufrichtig ergebensten Gentz.

42.

Berlin, den 19. Februar 1791.

Die Besorgnis, die Sie in Ihrem letzten Schreiben äußerten, daß Ihr Paket verloren gegangen sein möchte, ist zwar durch den Erfolg nicht gerechtfertigt worden, weil ich es wirklich erhalten habe: sie scheint mir aber an und für sich nichts weniger als ungegründet gewesen zu sein, weil dieses Paket, der Himmel weiß durch welche Schicksale sechs oder acht Wochen in der Welt herum getrieben haben muß, ehe es mir zugekommen ist: denn als ich Ihren letzten Brief erhielt, hatte ich den erstern und folglich das Paket noch nicht acht Tage in Händen gehabt, und aus der Überschrift des Briefes sehe ich, daß er im Monat Dezember geschrieben ist.

Dem sei wie ihm wolle; genung, Ihr Aufsatz ist hier, und war eben an Biester abgeliefert, als ich Ihr zweites Schreiben bekam. Herr Spalding hat diesen Aufsatz so äußerst gemäßigt gefunden, daß er mir ausdrücklich aufgetragen hat, Ihnen seine Verwunderung darüber zu bezeugen, daß Sie noch Skrupel dabei haben konnten. Daß ich nach diesem Gutachten keinen Augenblick zögerte, den Aufsatz an B. zu befördern, können Sie leicht glauben.[1])

Mein eignes Urteil, insofern es von der ganz entschiednen eigentümlichen und innern Vortrefflichkeit der Schrift abstrahiert, und nur auf die äußern Verhältnisse gerichtet ist, fällt, wie Sie ebensowohl erraten, als begreifen werden, dahin aus, daß ich viel geneigter bin, diesen Aufsatz zu furchtsam, als zu dreist, oder gar gefährlich zu finden. Und in der Tat: ich fürchte weit mehr, daß er Ihnen den Vorwurf, daß Sie immer das Alte (der Himmel verhüte nur, daß es nicht wieder heiße, das Katholische)[2]) verteidigen, als die Beschuldigung der Neuerungssucht zuziehen wird. Wer die Wahrheit liebt, wer den Schriftsteller im Werke herauszufinden versteht, noch leichter freilich, wer Sie kennt, wird Ihnen keinen von beiden Vorwürfen machen. Ich meinesteils habe die reinste Bewunderung für die nüchterne und weise Unparteiligkeit, die in dem ganzen Laufe der Untersuchung herrscht, unablässig gefühlt: ich habe das Ganze im höchsten Grade ganz, meisterhaft einfach, und doch alles Erhebliche umfassend, mithin sehr zweckmäßig und belehrend, und außerdem vieles Einzelne, wie gewöhnlich sehr anziehend und sehr glücklich dargestellt gefunden. Doch bekenne ich frei, daß nur das eigentliche Pro und Contra, das heißt, der Teil des Aufsatzes vor der Konklusion meinen unbegrenzten Beifall hat. Nicht, daß ich das letztre nicht in sich sehr wahr und gut fände, nicht, daß ich wähnte, die Stimme der Weisheit müßte sich in jedem Munde zur Harmonie mit meinem jetzt wirklich etwas revolutionssüchtigen Geistesdrange bilden, und das Wort des Friedens, wenn es ein erkannter uneigennütziger Freund der Menschheit und

---

[1]) Es ist der zweite Teil des S. 186 erwähnten Aufsatzes, der Mai 1791 erschien.
[2]) Garve war i. J. 1785 mit den Berliner Heroen der Aufklärung Nikolai und Biester in einen Streit geraten, weil er gegen ihre Angaben über geheime Proselytenmacherei der Katholiken aus „Menschenliebe" aufgetreten war. Vgl. Briefwechsel Garve – Weiße passim. Garve handelte mit seinem Auftreten gegen jede konfessionelle Hetze ganz im Sinne des mit ihm befreundeten Ministers für Schlesien Hoym. Philippson a. a. O. II, 23 Anm.

ihrer Rechte ausspricht, verachtete: ich glaube nur, daß dies ganze Stück an der Stelle, wo es hier steht, nicht den vollen Eindruck macht, den es sonst machen würde, und daß es hinwiederum den Eindruck des vorhergehenden schwächt. Alles dies aber kann leicht ganz allein in meinem Gefühl, und in meiner Ansicht der Sache liegen, zumal da ich keinen recht reellen Grund, um dieses Stück auszuschließen, oder auch nur seinen Zusammenhang mit den beiden ersten anzutasten, anzugeben imstande wäre.

Vermutlich wird dieser Aufsatz in zwei oder drei Abschnitten erscheinen. B. ist mit Aufsätzen, die er aus Konvenienz abdrucken muß — und mich dünkt man spürt es in den neuern Stücken der M. S. — überhäuft, und nur Ihr Name bewegt ihn, den Ihrigen ins nächste Stück aufzunehmen. So hat er mir wenigstens gesagt. Ich habe selbst seit November v. J. einen Aufsatz bei ihm, den er von Monat zu Monat einrücken lassen will. Jetzt habe ich ihm stillschweigend bis zum April Frist gegeben.[1]) Erscheint er dann nicht, so nehme ich Herrn Kleins Anerbieten an, der ihn in seine Annalen[2]) aufnehmen, und noch dazu sehr gern haben will. Die Berlinsche Monatsschrift ist denn doch immer noch eins der besten deutschen Journale; und doch, in welcher schlechten Gesellschaft findet man sich darin. Ich glaube, wenn ich so ein Schriftsteller wäre, als Sie, ich ließe gar nichts in Zeitschriften abdrucken.

Jetzt bleibt mir zur Beantwortung Ihres letzten Schreibens außer der Versicherung, daß ich alle mir anvertraute Briefe prompt und richtig bestellt habe, nur noch übrig, daß ich mich entschuldige, Ihnen nicht gleich, sondern erst acht Tage nach Empfang desselben geantwortet zu haben. Und sicher, nein, sicher ahnden Sie nie, zu welchem höchst unerwarteten Vortrage diese Entschuldigung der Übergang sein wird.

Sicher ahnden Sie nicht, daß ich Ihnen jetzt eine Sache von höchster Wichtigkeit für meine ganze Existenz mitteilen, Ihre ganze Freundschaft für mich auffordern, Ihre Hilfe anrufen, und noch obendrein — nach Breslau kommen will.

Es ist nämlich, teurester Garve, eine ausgemachte und von Tage zu Tage mehr bestätigte Wahrheit, daß ich in meiner jetzigen Lage

---

[1]) Es ist der S. 172 erwähnte Aufsatz Gentz', der im April in der M. S. erschien.
[2]) Klein gab seit 1788 die: Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preußischen Staaten, heraus.

schlechterdings nicht bleiben kann. Ich will Ihnen mit kurzen Worten die hervorstechendsten Gründe dieser Behauptung anführen, und sie in zwei Klassen verteilen.

1. Die kontinuierliche, gewiß Ihre Vorstellung weit übersteigende, sklavische und mechanische Arbeit, an die ich einen Tag wie den andern geschmiedet bin, ohne daß ich eine andre Aussicht als: sicherlich keine Verminderung, und, wo es möglich ist, noch Vermehrung derselben vor mir habe, trocknet alles, was etwa Taugliches und Lebendiges in mir ist, völlig auf. Es ist keine Chimäre, es ist reine Wahrheit und inniges Gefühl, daß ich statt fortzuschreiten, in allem, worin ich das Ziel und die Würde meines Lebens setze, fürchterlich zurückkomme. Seit vier Wochen habe ich nicht Muße gehabt, die Zeitung zu lesen. Überlegen Sie dies Faktum, denken Sie sich meine innre Organisation nur mit einem flüchtigen Gedanken: und urteilen Sie, ob ich auf diese Art leben, fortleben kann. – Nun! und bei aller dieser Abscheulichkeit meines Postens wollte ich ihn, wie ich es bisher getan habe, ohne Murren tragen, wenn nur

2. für alle diese Aufopferungen die ökonomische Seite meiner Lage reizender wäre. Nicht aus Neigung – denn da gestehe ich dreist, die bitterste Armut mit Freiheit zöge ich einem solchen Leben, wie mein jetziges unter den glänzendsten Bedingungen vor – aber aus Fügung in die Umstände dieser Welt, aus Lust, meinen Eltern zu gefallen, und den Menschen, die einen nun doch schlechterdings immer nach ihrer Art glücklich wissen wollen, ihren Willen zu tun: diese Bewegungsgründe, die wirklich jetzt einen mächtigen Einfluß auf mein Herz, worin der Jugendrausch allmählich verfliegt, haben, würden mich bewegen, selbst in diesem ewigen intellektuellen Selbstmorde fort zu vegetieren, wenn ich denn doch nur wenigstens das, was man gemeinhin Fortüne nennt, dadurch für mich befördert sähe. So aber habe ich, nachdem ich 3 Jahr als Kammerreferendarius und 3½ Jahr als expedierender Sekretär gedient habe, noch keinen Pfennig fixes Gehalt, habe mit einem Mann – il faut trancher le mot – mit dem filzigsten und schmutzigsten aller, die je Minister hießen[1]), zu tun, mit einem Menschen, der keine Idee

---

[1]) Gemeint ist der Minister von Voß. Die am 6. Februar 1791 schon erfolgte Eingabe an den König um Versetzung nach Breslau wird Band II dieser Publikation bringen. Schönborn hat die Adjektiva, mit denen Voß bedacht wird, gemildert, so wie auch an einer späteren Stelle S. 192, Zeile 2.

davon hat, was es heißt, für und mit einem andern fühlen, der sich meiner wie jeder andern Maschine bedient, der weit entfernt ist, mich für alle meine Plage je anders als auf dem allerordinärsten Wege zu belohnen, und der dieses, so unglaublich das auch scheinen mag, geradezu erklärt hat. Dieser ordinäre Weg ist nun das Aszendieren; und um Sie mit keinem langweiligen Kalkul zu ermüden, so bitte ich Sie, mir auf mein Ehrenwort zu glauben, daß ich von Glück zu sagen habe, wenn ich auf diesem Wege in Jahr und Tag zu einem Gehalt von 300 Rthlr. und — in 12 bis 15 Jahren zu einem von 600 oder 700 Rthlr. rücke, es müßte denn ein andrer Minister eintreten, welches gar nicht zu vermuten ist.

Diese Umstände sind so einleuchtend, daß selbst mein Vater, der die Versuche und die Unbeständigkeit nicht liebt, und der noch vor einem Jahr den Gedanken, daß ich das Generaldirektorium verlassen sollte, weit von sich geworfen hätte, jetzt vollkommen überzeugt ist, daß ich, wenn ich noch irgend in der Welt auch nur ein mäßiges Glück machen will, aus meiner gegenwärtigen Laufbahn heraustreten muß.

Diese Beistimmung meines Vaters hat nun auch den Entschluß, ein unausstehliches und doch zu nichts führendes Joch je eher je lieber abzuschütteln, so fest in mir gemacht, daß ich bloß die Art, wie ich es tun kann, suche, über die Veränderung selbst aber so entschieden bin, daß mich nichts mehr von dem, worin meine Vernunft, mein Gefühl, und die gemeine Weltklugheit zusammentreffen, abbringen kann.

Durch allerlei zufällige Veranlassungen bin ich auf den Gedanken gekommen, mich um eine Ratsstelle beim Breslauischen Magistrat, oder um mich richtiger auszudrücken, um die Anwartschaft auf die erste Expektanz bei diesem Collegio zu bewerben. Ein Zusammenfluß vielfältiger Bewegungsgründe hat diesen längst in mir gärenden Plan zur Reife gebracht. Aufenthalt in Breslau, bei Ihnen, Arbeit, die gegen meine jetzige Spiel sein wird, gutes Brot, nicht ungünstige Aussichten zur Verbesserung, Ruhe in meinem Vaterlande, eine Menge teils überdachter und raisonnierter, teils empfundner und manchmal geträumter Vorteile haben diese Idee in meinem Kopf so festgesetzt, daß ich sie meinem Vater kommunizierte, und zu meinem größten Vergnügen fand, daß er ihr seinen vollkommensten Beifall gab.

Es waren zwei Wege, zum Ziel zu gelangen. Einer, durch den König und eine Kabinettsordre, der andre geradezu durch den Minister

von Hoym.[1]) Der erste wäre vielleicht der simpelste gewesen, zumal wenn die schmutzigen Kanäle, durch die heute die Gnade fließt, befahren worden wären: aber teils dieses Umstandes halber, teils weil mir diese Manier etwas Gewaltsames zu enthalten schien, ward dieser Weg verworfen, und mein Vater hat daher gerade an den Minister geschrieben, dem der Hofrat Wunster[2]) den Brief einhändigen will, zugleich aber auch an Tauenzien[3]) und an den Landjägermeister v. Wedel.[4]) Er gründet sein Gesuch darauf, daß ich ein geborner Breslauer bin, daß ich durch beinahe 7jährige Routine und strenges Arbeiten im Kameralfach dem ambitionierten Posten völlig gewachsen sei, und daß das hohe Alter verschiedener Magistratsglieder eine sehr nahe Vakanz verspräche.

Ich weiß sehr wohl, daß Ihre Bekanntschaft mit dem Minister an allem, was Geschäftsintrigue und Beförderungsspiel heißt, keinen Teil nimmt. Aber eben der Umstand, daß Sie vielleicht noch nie geradezu dem Minister jemanden zu einer Stelle empfohlen haben, gibt mir den Mut ein, mich in dieser so wichtigen Angelegenheit an Sie zu wenden.

Es versteht sich von selbst, daß Ihr Urteil über den Wert eines Menschen in den Augen des Ministers von großer Wichtigkeit sein muß. Gerade ein respektables, günstiges Urteil von mir brauche ich höchst nötig. Denn es ist nichts natürlicher, als daß bei dem Minister der Gedanke entstehen muß: „Der Mensch dient so lange, sein Vater hat doch manche Konnexionen, er kann nicht zu einer Versorgung kommen; es muß nicht viel an ihm sein."

Daß Sie diesen Verdacht entfernen sollen, das ist eigentlich der wahre Gegenstand meines Auftrages an Sie. Wollen Sie einige Schritte weitergehen, wollen Sie und halten Sie es für zuträglich, selbst ein gut Wort für das Gelingen des Gesuchs zu reden, nun, dann tun Sie an mir, was Sie jetzt nur in der Welt Erfreulichstes für mich tun können. Und der Trost: Ihnen, Ihnen gerade mein Glück zu danken zu haben, ist doch auch so groß, daß ich den Anfang dieser neuen Laufbahn schon

---

[1]) K. G. H. Graf von Hoym (1739–1807), seit 1770 schlesischer Provinzialminister. [2]) Hof- und Kriminalrat J. J. Wunster beim Hof- und Kriminalkollegium in Breslau. [3]) Der spätere General Bogislav Graf Tauentzien, damals als Major in der Suite des Königs. [4]) G. M. L. von Wedell (später Graf) Landjägermeister in Breslau, zugleich im Glogauer Kameraldepartement.

unter die glücklichsten Begebenheiten setzen würde, die ich mir davon verspreche.

Der Hauptpunkt bei Ihrer Verwendung ist aber hauptsächlich der: daß Sie gerade zu der Zeit, da der Minister meines Vaters Brief bekömmt, mit ihm sprechen müssen, um, womöglich seine ersten Entschlüsse determinieren zu helfen. Alles übrige überlasse ich Ihrer Einsicht und Ihrer gütigen Gesinnung gegen mich, die ich mit einer wohltätigen Sicherheit voraussetze, und auf die ich uneingeschränkt bauen zu können glaube.

Ich gestehe, daß ich nicht ohne eine gewisse Bangigkeit diesen Plan und meine Bitte vorgetragen habe. Diese Bangigkeit rührt vornehmlich von dem Gefühl her, daß ich Sie doch immer durch diesen Auftrag in gewissem Grade beunruhige, und vielleicht gar etwas von Ihnen fordere, was Ihnen schwer wird. Aber mein Vertrauen zu Ihnen überfliegt diese Bangigkeit, und es ist so etwas Erquickendes in dem Gedanken, das, was ich so oft bei Menschen, die ich weit unter mir sah, suchte, jetzt bei Ihnen und durch Sie, wo selbst der Versuch mich erhebt, zu erstreben.

Ich schließe diesen langen, gewiß für Sie recht befremdlichen Brief mit dem Wunsch, daß doch die mir durch Wunster zugekommne Nachricht, von dem günstigen Einfluß Ihrer neuen Kurmethode auf Ihre Gesundheit und Heiterkeit, in ihrem ganzen Umfange wahr sein möchte, und mit der Versicherung meiner ewigen hochachtungsvollen Ergebenheit und Liebe. Gentz.

* * *

Von meinem Vater und meiner Mutter habe ich mit Fleiß nichts gesagt. Überhaupt, Sie durch etwas bewegen wollen, sich dieser Sache anzunehmen, was von irgendeinem fremden Einfluß hergenommen werden müßte, wäre kindisch.

Nur das einzige muß ich doch noch hinzusetzen: halten Sie ums Himmels willen dies Projekt nicht für eine vorüberfliegende Idee. Es ist ein unter der Aufsicht der Vernunft langsam erzogner Entwurf, der sich aber freilich durch vieles Herumwälzen, und Anhängen auf manchen Seiten in einen der lebhaftesten Wünsche verwandelt hat, die ich jemals in mir gefühlt habe. Bedenken Sie auch noch, daß ich unter den Fesseln eines Briefes, zu dem ich mir noch dazu die Zeit in der Nacht stehlen

muß, nicht alle Gründe, selbst nicht alle sehr wichtigen für das Austreten aus meiner jetzigen Lage vorlegen konnte, und daß ich, wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte, Sie überzeugen würde, dagegen ich jetzt bloß darauf rechnen muß, daß Sie mir glauben.

43.

Den 19. April 1791.

Ich habe Ihnen so viel zu sagen, teurester Garve, daß ich wirklich nicht weiß, womit ich anfangen soll. Das wichtigste ist mir indessen doch, Sie zu bitten, daß Sie nur mein langes Stillschweigen eher jeder andern Ursach, als einer Abnahme meiner unbegrenzten Verehrung gegen Sie, als einer Erkaltung meiner warmen, zärtlichen Anhänglichkeit zuschreiben sollen. Meine ganze Seele ist Ihnen noch ebenso ergeben, als an dem Tage, da ich Sie in Breslau verließ, als an jenem, da ich Sie vor das Tor von Berlin begleitete; ich sehne mich nach Ihrer Gegenwart, nach einem einzigen Tage Ihres Umgangs, wie sonst, und fast mehr als sonst, weil ich seit einiger Zeit fast vergessen habe, daß ich einen Kopf besitze, und in manchen Augenblicken zweifle, ob mir noch ein Herz geblieben ist.

Ich will, um den Hauptgegenständen, über die ich mich mit Ihnen unterhalten will, die natürlichste Ordnung anzuweisen, so kurz und gedrängt als möglich, Ihnen die Geschichte meiner verfloßnen Monate vortragen, wenn man anders ein Chaos interessanter, gleichgültiger und unangenehmer Begebenheiten eine Geschichte nennen kann.

Sie haben meinen Plan, nach Breslau zu gehen, vernommen: Sie haben ihn, wie ich mit unbezweifelter Sicherheit vorher berechnen konnte, gemißbilligt: Sie haben demohnerachtet zu dessen Erfüllung mitgewirkt, und ich erkenne mit dem innigsten Dank, daß Ihre Freundschaft gegen mich Sie zu dieser Mitwirkung, die für Sie — das weiß ich — von mehreren Seiten eine große Aufopferung war, bestimmte. Der Erfolg ist übrigens der gewesen, den Sie mir prophezeiten, und dieses Projekt ist mithin schlafen gegangen zu der Legion unglücklicher Brüder, die ich seit einigen Jahren bald bloß in mir, bald mit andern ausgesponnen habe.

Es würde mir indessen doch leid tun, wenn Sie, wie ich alle Ursach habe zu vermuten, diese Idee so geradehin für ein flüchtiges, unüberlegtes, leicht aufsteigendes und leicht zerflatterndes Gedankending, mit einem Worte für das, was man eine Fantaisie nennt, halten wollten.

Jetzt, da ich kein Interesse dabei haben kann, Sie von der Güte und Tauglichkeit meines Entwurfs zu überzeugen, da ich nicht die geringste Hoffnung habe, ja sogar, wie Sie bald hören werden, nicht mehr haben kann, je diesen Wunsch erfüllt zu sehen, noch jetzt versichre ich Sie, daß folgende beide Sätze, das Resultat langer Meditationen sind, die zuletzt mit meinem innigsten Gefühl genau zusammenstimmten:

1. Meine Lage in Berlin war, und ist zum Teil noch immer so, daß ich für meine beßre Existenz, sogar aus Pflicht, eine Veränderung derselben, auf alle Weise suchen mußte, und noch muß, und daß ich, so lange sie fortdauert, mich im höhern Sinn des Worts, ewig für einen Krüppel halten werde. Dies ist nun weder Grille, noch Täuschung, noch leere Unzufriedenheit; es ist die Quintessenz meiner beständigen Gefühle, und meiner beständigen Gedanken.

2. Der Aufenthalt in Breslau wäre mir in sehr vielen Rücksichten, die ich hier nicht entwickeln kann, so vorteilhaft gewesen, daß ich, und würde ich in drei Jahren — si Diis placet — Geheimer Finanzrat, es schlechterdings immerfort, als ein wahres Mißgeschick meines Lebens betrachten werde und betrachten muß, daß dieser Plan vereitelt wurde.

Sie sehen hieraus wenigstens, wie tief die Wurzeln einer Idee, die Sie vielleicht für leichtsinnig gehalten haben, in mir lagen, und wie ernsthaft mir zumute war, als ich mich an Sie wandte, und Sie um Unterstützung meines Vorhabens bat. Daß es scheiterte, darüber faßte ich mich. Ich kenne überhaupt nur ein Übel in der Welt, aber es ist gräßlich genung, es ist die Angst. Dies ist die wahre Peinigerin meines Lebens. Sobald etwas Unangenehmes entschieden ist, finde ich mich mit einer Leichtigkeit hinein, die mich oft selbst in Erstaunen setzt. So ging es mir auch hier. Ich hatte wirklich — Dank sei es den Wunsterschen Windbeuteleien — große Hoffnungen, daß mein Plan gelingen würde: ich harrte mit wahrer Bangigkeit der Antwort entgegen: sobald ich sie in Händen hatte, und meine Träume vereitelt sah, war ich ruhig. Es ist, ich muß es noch einmal sagen, als wenn in solchen Augenblicken eine neue Kraft in der Seele plötzlich aufsproßte: der simple Gedanke, daß ich lebe und denke, verteilt mit einem Male eine Menge verlorner Genüsse, und verlöscht eine Menge drückender und bittrer Empfindungen.

Vierzehn Tage nach dem Empfang Ihres Briefes, legte mir das Schicksal – doch im Grunde nur in den Augen der andern Personen, die um mein Projekt gewußt hatten, nicht in meinen — eine kleine

Schmerzstillung auf meine Wunde. Durch den unerwarteten Tod des ältsten meiner Kollegen, des Geheimen Kriegsrat Kühnemann, rückte ich in ein fixes Gehalt von 400 Rthl. ein, so daß ich nun wenigstens über 500 Thlr. jährlich diene, und erwarb die unbedeutende Aussicht, nächstens mit dem Kriegsratstitel geziert zu werden.

Von manchen Seiten war mir diese Veränderung freilich angenehm. Sie hat meine Lage unabhängiger und erfreulicher gemacht, zumal da es sich sonderbarerweise traf, daß grade zur nämlichen Zeit meine Eltern eine andre schönre Wohnung in einem neuen am Wasser aufgeführten Gebäude bezogen, (wovon Sie schon bei Ihrer Anwesenheit werden reden gehört haben) und ich einen Teil der alten Wohnung ganz für mich behielt, so daß ich nun die in der Tat unschätzbare Bequemlichkeit habe, alle Vorteile und Annehmlichkeiten des Alleinwohnens mit allen Vorteilen und Annehmlichkeiten des Familienlebens zu vereinigen, indem ich doch nur durch zwei Höfe gehen darf, um bei meinen Eltern zu sein, wo ich denn auch nach wie vor meinen Tisch habe.

Alles dies war recht gut. Aber zwei ungeheure Punkte fielen mir bei diesem Avancement zentnerschwer aufs Herz:

1. Meine Arbeit, weit entfernt vermindert zu werden, hat vielmehr zugenommen, weil der Minister keinen neuen Expedienten in des Verstorbnen Stelle gesetzt hat; und die durch nichts zu vergütende Beschwerde, jeden Morgen ins Haus des Ministers zu wandern, und so einen Tag wie den andern – schelten Sie, wie Sie wollen, aber meine Art, die Dinge zu beurteilen und zu fühlen, läßt mich nicht anders reden – ungenutzt, und ungenossen, verstreichen zu sehen, diese Beschwerde liegt immerfort auf mir, und ich sehe sobald kein Ende davon ab.

2. Die unbestimmte, aber nie ganz aufgegebne Hoffnung, mein jetziges Verhältnis abzuwerfen, ist durch die Verbesserung meiner äußern Umstände nun auf immer zerstört. Was ich noch vorher als notgedrungnen Entschluß zu Erwerbung meines Auskommens in der Welt aufstellen konnte, würde man jetzt als unsinniges Entsagen einer einträglichen und immer einträglicher werdenden Stelle, allgemein verdammen. Selbst, wenn ich den Kriegsrattitel erlange, ist er mir bloß eine Barriere mehr: ein Kriegsrat beim Generaldirektorio – was soll der nun für eine andre Laufbahn beginnen?

Sie mögen nun mit den Ideen, die ich über meine jetzige Lage habe, einig sein oder nicht, so werden Sie doch eingestehen, daß für

mich, der ich mich nun einmal von diesen Ideen vor der Hand nicht losmachen kann, dies Raisonnement über meine Verbesserung gründlich und konsequent war.

Es würde mir indessen leid tun, wenn Sie, der Sie so offenbar Anteil an meiner Glückseligkeit nehmen, sich mit der irrigen Furcht quälten, daß ich nun durchaus unzufrieden und elend sei. Von Ihnen, das heißt aus Ihren Büchern, habe ich, wenigstens so schön und befriedigend, als es sich mir nie zuvor dargestellt hatte, zuerst die Wahrheit gelernt und mir tief eingedrückt, und nachher durch tausend Erfahrungen bestätigt gefunden: „daß sich in den unangenehmsten Situationen immer Trostgründe finden, die man nicht erwartet, immer Erleichterungsmittel hervortun, auf die man gar nicht gerechnet hatte" und, wie sonderbar es auch mit meinen Klagen kontrastieren mag, so versichre ich Sie doch, daß ich seit geraumer Zeit den Satz: daß es sehr wenig Übel gibt, von Tage zu Tage mehr in mein Innerstes verwebe, und schon an Augenblicke gekommen bin, wo ich mir selbst im Gefühl des Schmerzes zurief: es gibt kein Übel in der Welt.

Mit dem herannahenden Sommer kehrt die Hoffnung wieder, daß der Minister oft verreiset, und doch oft ohne mich verreiset. Ich bin daher im Sommer weit freier als im Winter. Überdies liebe ich den Sommer unendlich, ob ich gleich den Winter (an sich) nicht hasse. Das bloße Einatmen der Frühlingsluft ist für mich ein hoher Lebensgenuß, und der kleinste Wohlgeruch, der mich freundlich erinnert, daß ich bin und daß ich empfinde, versöhnt mich auf viele Stunden mit den hervorstechendsten Unannehmlichkeiten meiner Lage.

Viel hat zu dieser festern und glücklichern Stimmung, deren Erhöhung ich mit allen Kräften zu erreichen trachte, ein vertrauter Umgang mit einem der größten und stärksten Menschen beigetragen, die mir noch irgendwo auf meinem Wege durchs Leben begegnet sind. Seit drei Wochen habe ich ihn verloren, und dieser Streich allein — ist ewig unheilbar. Es war Humboldt.

Ich wollte, ich hätte Ihnen ohngefähr vor drei oder vier Monaten, als meine engre Bekanntschaft mit diesem ausgezeichneten Sterblichen nur so eben an der Grenze der wirklich leidenschaftlichen Freundschaft stand, in welche sie seitdem übergegangen ist, eine aufrichtige Schilderung von ihm entworfen. Sie würde Ihnen zuverlässig höchst, höchst interessant gewesen sein. Jetzt wage ich es schlechterdings nicht mehr, ausführlich

über ihn zu schreiben: ich zittre sogar, nur einzelne Züge hinzuwerfen: sobald die Vorstellung von ihm in mir lebhaft wird, ergreift sie mich mit solcher Gewalt, daß ich jeden Augenblick in Gefahr stehe, in der Zügellosigkeit des Ausdrucks das Seltne fabelhaft, das Große riesenmäßig, folglich alles unwahrscheinlich darzustellen.

Sie haben mich zuerst auf diesen merkwürdigen Menschen aufmerksam gemacht, Ihr scharfer Blick – ich erinnre es mich sehr genau – hatte ihn in einer großen Gesellschaft ausgefunden, und hervorgezogen. Sie drangen recht eigentlich in mich, daß ich mich ihm nähern sollte. Als ich ihm wirklich näher rückte, fing ich an, seinen Witz, die Gewandtheit seines Geistes, manchmal eine ganz eigne Größe in seinen Ideen zu bewundern. Das war noch lange nicht Humboldt. Als wir tiefer in philosophische Materien hineingingen, als wir gar planmäßig gewisse Begriffe zu analysieren, gewisse Grundideen zu prüfen und zu läutern begannen – das war die Zeit, wo noch Ancillon oft an unsern Unterredungen teilnahm – da entdeckten wir in diesem Kopf, einen Tiefsinn, der oft unsre Zungen plötzlich lähmte, wenn er ein Fundament, was wir nun für das allertiefste hielten, zu untergraben anfing, eine Promptitüde und eine Gewandtheit, die unsre Streiche ahndete, längst ehe wir sie beschlossen hatten, eine Vielseitigkeit, die kein Einwurf befremdete, der es nichts kostete, aus einem Gesichtspunkt heraus, und in den allerabgelegensten augenblicklich überzugehen, eine unüberwindliche Logik, die, wenn es auf eigentliches S t r e i t e n losging, alle Hoffnung auf Blößen ewig verzweifeln machte, und – was das Schrecklichste war – dabei eine Verachtung dieser Logik als eines elenden Werkzeuges, und eine rastlose Bemühung, das, was man gewöhnlich Wahrheit nennt, das Objektive i n der Erkenntnis, als etwas höchst Unbedeutendes darzustellen, und nichts für wichtig anzuerkennen, als die Vollkommenheit des Erkennens im Subjekt, diese Vollkommenheit oft in dem, was man Irrtümer nennt, was die Logik sogar so nennen m u ß, aufzusuchen und zu finden. – Wir mußten wohl einig werden, daß das ein erstaunlicher Kopf war. Er demütigte uns oft: es gab Augenblicke, wo er uns wirklich zermalmte – und noch nie habe ich diese Empfindung in dem Grade gehabt – Augenblicke, wo wir ihn haßten: doch seine Größe drang sich uns um so mächtiger auf. Aber alles das – war noch nicht Humboldt.

Ancillon wurde, durch eine Menge von Verhältnissen mit dem Hofe und der glänzendsten Welt von Berlin, in die ihn der Ruhm

seiner Predigten und der Ruf von seinem reizenden Umgange nach und nach zog, allmählich in unsern Zusammenkünften fremder. Überdies machte ich bald die heimliche Bemerkung, daß er Humboldt von Seiten des Kopfs nicht Genüge leistete. Humboldt tadelte zweierlei an ihm: 1. daß er nicht genung in die Idee des andern hineingeht, und sich zu sehr um seine eigne Begriffe dreht; 2. daß seine Gedanken, wie H. sich ausdrückte, zu viel Körper hätten, d. i. daß er zu wortreich, zu beredt spräche, oft in einer Flut von schönen Worten die Idee verschwemmte, usf. – Kurz H. und ich fingen an, erst wöchentlich einigemal, am Ende fast täglich allein zusammenzukommen. Es schmeichelte mir unendlich, zu fühlen und zu merken, daß er mich eigentlich achtete: und diese Eitelkeit verbunden mit der Lust an einem ewig unterhaltenden Gespräch zog mich näher zu ihm. Noch war aber unser ganzer Umgang nichts als Übung des Geistes, gemeinschaftliches Erforschen allgemeiner Wahrheiten, usw. Am Ende des Monats Januar brachte eine Unpäßlichkeit, die mir den Vorwand reichte, fast immer bei ihm zu sein, eine wahre Anhänglichkeit, am Ende eine Liebe hervor, die von meiner Seite, ob sie gleich durch eine fast lästige Bewunderung gewaltig niedergehalten worden ist, kaum gegen irgendeinen Menschen so groß gewesen ist. Und jetzt öffnete sich denn vor mir ein Charakter, bei dem ich allen Tiefsinn und alle Künste des Kopfs vergaß, ein Charakter, dessen unerschütterliche Konsistenz, dessen nie gestörte Einheit, dessen überwiegende Stärke, nur der, der ihn so studiert hat, wie ich, begreifen und würdigen kann, der dem Kraftlosesten, wenn er ihn anschaute, Mut geben, der Verzweiflung selbst Heiterkeit zulächeln mußte.

In diesem sonderbaren Sterblichen, der durchaus alles kann und alles ist, was er *will*, ist nun der Grundsatz: daß schlechterdings alles, was Schicksal heißt, ganz gleichgültig sei, und lediglich und allein: *Kraft* oder *Leere* das Glück oder das Elend ausmachen und bestimmen, bis zu einer so praktischen Festigkeit gediehen, daß ich ihn wirklich über alle Begebenheiten erhaben sehe. Diese Kraft in sich und in andern immer aufs höchste zu befördern, und ihr reines und freies Spiel, in jedem menschlichen Wesen hervorzulocken, und zu fixieren, das ist ihm der letzte Zweck alles Daseins, und sein kontinuierliches Bestreben, wovon ihn auch weder Schmerzen, noch Verdruß, noch Mißlingen abschrecken können.

Dabei ist er nun der größte und vollendetste Gesellschafter, den es geben kann (nämlich hauptsächlich im Umgange mit einzelnen). Er lebt

ewig nur in dem, mit welchem er umgeht. Er belehrt nimmermehr aus sich selbst, und wenn er noch soviel zu sagen wüßte, er berichtigt nur die Ideen des andern. Er würde einen Einwurf, und wäre er auch so wichtig, daß er auf der Stelle dem ganzen Streit ein Ende machte, um keinen Preis vertragen, sobald er nicht aus dem Gange, den der andre genommen hat, hervorwüchse. Wenn man mit ihm redet, so ist es immer, als wenn man mit sich selbst redete, nur unendlich leichter. Man kennt sich selbst allemal besser, wenn man ihn verläßt. Ob er Launen hat, läßt sich gar nicht ausmitteln: denn sie zu besiegen ist ihm, der ganz andre Feinde schlagen kann, ein Spielwerk. Seine Wachsamkeit, seine Aufmerksamkeit und seine Tätigkeit, sind immer da, immer rege, und ermüden auch nie.

Denken Sie sich nach dieser Schilderung, daß ich mit dem Gegenstande derselben drei Monate hintereinander in der engsten, und kontinuierlichsten Verbindung gelebt habe: und Sie werden sich nicht wundern, daß dieser Mensch einen dauernden, einen unverlöschlichen Eindruck auf mein ganzes Wesen machen mußte. Weil wir beide äußerst viel zu tun hatten, und dabei wußten, daß wir uns bald, vielleicht auf immer, trennen mußten, entschlossen wir uns kühn, dem Schlaf in seine Rechte zu greifen. Um 10 Uhr abends kamen wir gewöhnlich zusammen, und der helle Morgen überraschte uns jedesmal. Und das so oft, — ich fürchte mich, es Ihnen zu erzählen. Und nach allen diesen Zusammenkünften, nach so vielen wechselseitigen Ergießungen, nachdem alle Gegenstände menschlicher Rede dem Anschein nach hätten erschöpft sein sollen, war er mir immer neu und wurde mir täglich interessanter. Was ich ehmals an ihm bewundert hatte, seinen großen und tiefen Kopf, seine Allmacht im Streit, usf. vergaß ich fast ganz: nur immer die reine Kraft in ihm, war das Objekt meines Staunens; ob er handelte, redete, oder stillsaß, war mir zuletzt gleichviel.

Nachdem er im Justizfach dreiviertel Jahr gedient hat, und in dieser Zeit die Laufbahn, worauf jeder andre fünf bis sechs Jahre zubringt, durchlaufen hat, mußte er jetzt, aus allerlei wichtigen Gründen, hauptsächlich auch, weil er eine Fräulein von Dacheröden in Erfurt[1]) heiratet, seinen Abschied nehmen, und verließ Berlin zum allgemeinen Wehklagen

---

[1]) Gentz schreibt: Dagröden. Am 29. Juni 1791 war Humboldts Trauung mit Caroline. Humboldt über G. in dieser Zeit in den Brautbriefen S. 354, 391 f., 450 f.

aller einsichtsvollen Geschäftsmänner, die eine wirkliche Verschwörung gestiftet hatten, ihn im Dienst festzuhalten, und die (wenn sie gleich Suarez[1]), Kircheisen[2]), Klein hießen) seinen Rat in den wichtigsten Fällen erforderten.

Nach allem, was ich Ihnen von ihm — und Sie verzeihen mir vielleicht meine Unerschöpflichkeit über ihn — gesagt habe, können Sie sich vorstellen, daß seine Abreise eine entsetzliche Lücke in meinem Leben hervorbringen mußte, und eine Lücke, die um so merklicher wird, da ich wirklich in den magischen Kreis seines Umgangs so verwickelt war, daß ich während meiner genauen Verbindung mit ihm, alle andre Menschen, selbst Ancillon, vernachlässigt habe. Nicht, daß meine herzliche und ewige Liebe gegen Ancillon dabei verloren gegangen wäre: er ist und bleibt der Trost meiner unzufriednen Stunden, und wird oft die Würze der bessern sein: aber ich hatte auch ihn, weil meine ganze Seele nötig war, um den bewundernswürdigen Menschen, der mich bezaubert hatte, nur erst ganz zu fassen, sowie alle andre Gegenstände und Menschen eine zeitlang aus dem Auge gelassen.

Wenn ich in Humboldt die Menschheit anbetete, so zwang mich ein andres, gar heterogenes Verhältnis, sie eine zeitlang in ihrer größten Erniedrigung zu beweinen. Ich habe drei Wochen in Lichterfelde, ganz allein, in traurigem Wetter, bei der wahnsinnigen Frau v. Phull zugebracht, und die Freundin meiner besten Tage in einem Zustande gesehen, dem der Tod auf jede Bedingung, selbst von der Vernichtung begleitet, vorzuziehen war. Ich will mir nicht anmaßen, selbst zu ihrer Besserung etwas beigetragen zu haben: soviel kann ich Ihnen aber sagen, daß sie auf eine höchst unerwartete Weise ihrer gänzlichen Wiederherstellung schon so nahe gekommen ist, daß sie wieder alle äußerliche Kennzeichen eines unzerrütteten Gehirns spüren läßt, nach und nach wieder unter Menschen kömmt, und völlig zusammenhängend spricht und schreibt. Sie weiß und glaubt es nicht, daß sie wahnsinnig gewesen sei. Von ihrem Mann ist sie, nicht förmlich, aber doch wohl für immer getrennt, und lebt jetzt wieder im Hause ihrer Mutter. —

Meinen Aufsatz in der B. Monatschrift werden Sie nun wohl gelesen haben: und ich bin höchst begierig auf Ihr Urteil darüber. Da

---

[1]) Der berühmte Träger der preuß. Justizreform K. G. Svarez (1746—1798), vortragender Rat beim Großkanzler Carmer, seit 1787 Geheimer Oberjustizrat. [2]) Der spätere (von 1810—1825) preußische Justizminister Fr. Leop. v. Kircheisen (1749—1825), damals Senatspräsident des Kammergerichtes.

mich, wie Sie gesehen haben werden, Herr Biester (mir höchst unerwartet und sogar recht befremdend!) öffentlich gelobt hat[1]), und Sie wissen, wie sehr er in Berlin den Ton angibt, so können Sie leicht glauben, daß man diesen Aufsatz hier gut aufgenommen hat; und ich kann wohl sagen, daß ich, insofern als Ehre der Lohn der Schriftstellerei ist, alle Ursach habe, mit meiner ersten Erscheinung in der literarischen Welt zufrieden zu sein. Ich schreibe Ihnen dies, weil ich weiß, daß es Ihnen Freude macht, weil Ihr großes und liebes Herz sich für mich interessiert, und weil ich recht innig überzeugt bin, daß wenig Menschen an meinem Glück und an meiner Zufriedenheit, und an jedem Zunehmen irgendeines Guten in mir so reinen und wahren Anteil nehmen, als Sie.

Das alles indessen ist nur äußerlich. Was Sie vom innern Wert der Abhandlung, vom Ideengange, von den Grundsätzen, und von ihrer Anwendung halten, das ist mir am Ende wichtiger als das Lob, was ich hier einerntete, und was sich ohnehin größtenteils (wie es zumal bei einer Schrift über einen höchst abstrakten Gegenstand wohl ganz natürlich war) doch bloß auf das Urteil in der Biesterschen Note gründet, der ich eigentlich mein Glück zu verdanken habe.

Wenn in Ihrer im künftigen Stück erscheinenden Abhandlung Druckfehler sein sollten, so muß ich mich von aller Verantwortung deshalb lossagen. Seitdem Biester die Monatsschrift allein herausgibt, überläßt er keinem Menschen mehr die Korrektur, wie er sie mir denn auch in meinem eignen Aufsatze nicht überlassen hat, dafür sich denn auch einige unangenehme Druckfehler darin finden; besonders ein dem Anschein nach unbedeutender und doch dem Sinn einer Stelle sehr nachteiliger, wo statt alte Krankheiten, alle Krankheiten steht. Ich habe das Stück nicht hier, um es genauer zu bezeichnen.

— — —

So weit war ich schon, als ich Ihren Brief durch Mathis erhielt. Er freut, rührt, und schmerzt mich zugleich. Gott! welch eine Hypochondrie

[1]) Biester hatte mehrere Anmerkungen unter dem Text zugefügt. S. 391 Anm. sagt er: „Diese und die folgenden Anmerkungen füge ich bloß hinzu, um mir dadurch Gelegenheit zu geben, öffentlich die Vortrefflichkeit dieses — zum Teil auch gegen meine Behauptungen gerichteten — Aufsatzes anzuerkennen, bei dem ich übrigens wohl nicht nötig habe, den Leser auf die feine und richtige Entwicklung der Grundsätze, noch auf die edle Wärme für das Interesse der Vernunft und der Menschheit aufmerksam zu machen.“ Vgl. Einleitung S. 137.

muß es sein, die — Ihnen die Besorgnis, verlassen zu werden, eingeben kann. Nein! dazu kann keine Krankheit, keine äußre Lage, diejenigen verleiten, die Ihnen jemals näher gerückt sind. Wie süß, wie süß wäre es mir, wenn ich Sie besser als mit Worten von der Wahrheit dieser Behauptung überführen könnte! Wie gern möchte ich Ihnen nur von jedem Tage einige Stunden widmen, die ja doch immer reiner Gewinn für mich wären! Ich sollte es nicht in Breslau: vielleicht ist es mir noch vergönnt, es in Berlin auszuüben. Denn mit Ihnen noch einst wieder vereinigt zu sein, ist eine von den Hoffnungen, die in mir schlechterdings nicht aussterben.

Und damit Sie sehen, daß es mehrere außer mir in Berlin gibt, in denen das Andenken an Sie lebt, so werde ich Ihnen eine recht angenehme Nachricht ankündigen, daß nämlich Ihre beide hier bestellte Portraits nächstens bei Ihnen sein werden. Das eine, der alte Spalding, ist ganz fertig, und — die Bewunderung aller, die es sehen, vom Graffschen Original[1]) kaum zu unterscheiden. Diesem können Sie mit jedem fahrenden Posttage entgegensehen, und die gute Hainchelin freut sich nicht wenig über das Gelingen ihrer Arbeit für Sie. Das Porträt der Frau v. le Coq[2]) ist der Vollendung sehr nahe, und wird dem andern unverzüglich folgen.

Ihren Brief an Herrn Spalding habe ich abgegeben. Spalding junior hat seit vier Wochen schlimme Augen. Ich habe ihn diesen Winter, zumal ehe mein genauerer Umgang mit H., den Spalding aber auch bis zur Anbetung verehrt, anging, oft gesehen: wie ich denn auch Zöllner[3]), Biester, und was man so die Gelehrten nennt, mehr wie sonst gesehen habe. Nur mit Engel habe ich aller Mühe ohngeachtet nicht näher zusammenrücken können, ob er gleich die wenigen Male, daß ich ihn gesehen habe, viel Aufmerksamkeit und Achtung gegen mich bezeigt hat, welches mich natürlich noch mehr anspornte, ihn zu suchen.

Burkes Reflections habe ich durch einen Zufall erst seit einigen Tagen in Händen. Die Übersetzungen mochte ich nicht. Allerdings ver=

---

[1]) A. Graff (1730—1893) Porträtmaler in Dresden. Das Porträt des alten Spalding hatte er für den Dresdener Buchhändler Reich gemalt, der Bilder deutscher Gelehrter sammelte. [2]) Wohl die Gemahlin des Majors der Infanterie und Quartiermeisterleutnants in Potsdam von Le Coq. [3]) Johann Friedrich Zöllner (1753—1804), seit 1788 Probst zu Berlin, Pastor der Nikolai= und zweiter Diakon der Marienkirche, Oberkonsistorialrat.

dient dieser Mann gehört zu werden, wie man es denn wohl immer verdient, wenn man so meisterhaft spricht. Ich lese dieses Buch, so sehr ich auch gegen die Grundsätze und gegen die Resultate desselben bin (ich habe es aber noch nicht ganz zu Ende), mit ungleich größerem Vergnügen, als hundert seichte Lobreden der Revolution, wie ich denn überhaupt den Gegner meiner Lieblingsmeinungen, wenn er an sich nur etwas wert ist, immer lieber höre, als den Verteidiger derselben[1]. — Unsre deutsche Schriftsteller darüber haben Sie wohl gelesen? Brandes ist doch nichts Ganzes, und leistet mir kein Genüge[2]; Girtanner[3] hat mich durch seine elende Prahlereien, durch die unglaublich schlechte Ökonomie in seinem Buch, durch seine jämmerliche politische Raisonnements, durch die empörende Ungleichheit seines Stils, besonders aber durch die abgeschmackte Bemühung, der französischen Revolution auch nicht einmal die Ehre, daß sie eine große, neue, unerhörte Begebenheit war, zu lassen, und sie mit einer gewissen obskuren Rebellion unter dem Kaiser Vitellius zu vergleichen, sehr gegen sich aufgebracht. Wie man sich nicht schämt, solche Bücher zu schreiben, oder so ein Geschreibsel ein Buch zu nennen!

Jetzt sollten Sie besser mit französischen Neuigkeiten versorgt sein, wenn Sie hier wären, als damals. Ich halte jetzt zwei der besten Zeitschriften: das Journal de Paris, und den Moniteur[4], den letztern durch Ancillon, den erstern durch Gefälligkeit des Buchhändlers Spener[5]. — Mirabeaus Tod[6] hat hier keine Sensation gemacht: schlechte Ehre für Berlin. Ich habe ihn tief betrauert! Das Ausscheiden eines großen

---

[1] Die „Reflections on the Revolution in France“ des großen, englischen Staatsmannes Edmund Burke (1729—97), über die Gentz noch skeptisch urteilt, haben ihn in das Lager der Revolutionsgegner gezogen. Frühjahr 1793 erschien Gentz' Übersetzung und Bearbeitung des 1790 erschienenen Werkes. Andre Übersetzungen sind nicht mehr bekannt. [2] Ernst Brandes' (Geh. Kanzleisekretär in Hannover 1758—1810) „Kritische Betrachungen über die Revolution“ waren Juli 1790 erschienen. [3] Der in St. Gallen geborene Arzt und Naturforscher Dr. med. Christoph Girtanner (1760—1800), seit 1789 in Göttingen privatisierend, gab von 1791—97 die „Historischen Nachrichten und politischen Betrachtungen über die französische Revolution“ in 13 Bänden heraus. Seine Politischen Annalen, die 1793—94 monatlich in 2 Stücken erschienen, hat in der Jen. Lit. Zeitung 1794 No. 68 wahrscheinlich Gentz ziemlich absprechend kritisiert. [4] Der Moniteur, am 5. Mai 1789 gegründet, die offizielle Zeitung des revolutionären Frankreichs und später Napoleons. [5] Carl Spener, der Verleger der Berlinischen Monatsschrift. S. unten einen Brief Gentz' an ihn. [6] Mirabeau war am 2. April 1791 gestorben.

Geistes ist immer ein Verlust, den jeder gebildete Mensch fühlen und beherzigen sollte. Wenn auch die französische Revolution scheiterte, bliebe Mirabeau doch ein Wohltäter der Menschheit.

Himmel! was werden Sie zu diesem Briefe sagen? Er ist fürchterlich. Ich setze nun nichts hinzu als die bekannte Versicherung meiner unbegrenzten Verehrung und Liebe. Gentz.

44.

Berlin, den 23. März 1798.

Ich habe aus einem Briefe, den Sie ganz neuerlich an den Herausgeber der Ungerschen Annalen[1]) erlassen haben, mit einer Freude, die ich Ihnen nicht beschreiben kann, ersehen, daß Sie sich damals in einem, wo nicht wohlbehaglichen, doch erträglichen Zustande befunden haben müssen. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, teuerster Garve, daß ich dies, teils durch Ihr langes Stillschweigen, teils selbst durch die Nachrichten der Breslauer, die mit dem Minister Hoym hier waren, beunruhiget, nicht erwartet hatte. Ich glaubte Sie sehr krank und schwach: ich hatte, die Wahrheit zu sagen, kaum den Mut, an Sie zu schreiben: ich fürchtete, wie bei allen großen Übeln, eine völlige Bestätigung meiner Besorgnisse, weit mehr, als ich eine Widerlegung derselben hoffte. Nunc demum redit animus; wären Sie so krank, als ich vermutet hatte, so würden Sie den Brief, der mich so angenehm überrascht hat, nicht geschrieben haben. Lassen Sie mich doch recht bald, sei es auch nur in wenigen Worten, weiter etwas Gutes von Ihnen hören.

Ich habe die Korrektur Ihres Aufsatzes[2]) mit Vergnügen besorgt, und es war nicht übel, daß er in meine Hände fiel, weil ich ihn wenigstens von einigen sehr argen Druckfehlern glücklich befreit habe. An zwei Stellen habe ich selbst Schreibfehler verbessert. So stand z. B. nicht weit vom Schlusse: „In dem sehr unvollendeten Bilde, welches — — — sehen wir das Bild ꝛc. ꝛc.“, wo Sie wahrscheinlich das erste Bild haben ändern wollen, und es nachher vergessen

---

[1]) Friedrich Gottlieb Unger, Buchhändler in Berlin (1753—1804). Die „Annalen“ sind die Jahrbücher der preußischen Monarchie unter Friedrich Wilhelm III. Berlin, Unger 1798—1801. [2]) Es ist der Aufsatz Garves: Friedrich der Große und Hadrian, Aprilheft 1798 der Ungerschen Jahrbücher.

haben. Ich glaubte also, wohl zu tun, wenn ich anstatt des ersten „Schilderung“ setzte.

Aus dem Vorbericht zu Ihrem Aufsatze ersehe ich, daß Sie von dem Journal, welchem Sie denselben gewidmet haben, weit vorteilhafter denken, als ich; mir mißfiel das erste Stück gleich so gewaltig, daß mir alle Lust verging, mich weiter damit einzulassen. Indessen findet Unger sein Konto bei dem Unternehmen. Was braucht es mehr?

Ich bin in der letzten Zeit so anhaltend beschäftigt gewesen, daß die Literatur, wenngleich nie bei Seite gelegt, doch nur schwach, und, was das schlimmste ist, sehr abgebrochen hat betrieben werden können. Die Kommission der Aufhebung des Tabakmonopols[1]) war noch nicht geschlossen, als schon der Minister Hoym nach Berlin kam; und kaum war dieser einige Wochen hier gewesen, als eine neue Finanzkommission, die nun — si diis placet — unsrer ganzen Administration eine neue Gestalt geben soll, vom Könige ernannt ward, deren Häupter mich abermals mit ihrem Vertrauen beehrten, und deren Geschäfte sich in ein weites Feld hinausziehen.

Von den Stunden, die ich meinen Studien widmen konnte, habe ich nun, wie gewöhnlich, die ersten immer für die Neuigkeiten des Tages aufbewahren müssen. Da die französische Politik zu einer so ungeheuren Wichtigkeit gestiegen ist, da Europa in diesem Jahre zu neuen Schlag auf Schlag eintreffenden Zerrüttungen und Revolutionen bestimmt scheint, so habe ich dem Gange der großen Begebenheiten eine verdoppelte Aufmerksamkeit gewidmet. Sie würden erstaunen, wenn Sie die Menge von Zeitungen sehen sollten, die jetzt posttäglich durch meine Hände gehen. Zwei Tage der Woche (gewöhnlich den Montag und Donnerstag, wo die Clevische Post bei uns ankömmt, und wo ich auch gemeinhin von andern Arbeiten am freiesten bin) sind lediglich und ausschließend dem Lesen der Zeitungen und sorgfältigen Exzerpieren und Klassifizieren ihres Inhalts eingeräumt. Außer der Posseltschen Zeitung, der Leydener,

[1]) Die Abschaffung des 1797 von Friedrich Wilhelm II. nach zehnjähriger Beseitigung wieder eingeführten Tabakmonopols war eine der ersten Regierungshandlungen von Friedrich Wilhelm III. In der zur Beratung eingesetzten Kommission hatte Gentz das Protokoll geführt; er entwarf auch das Deklarationspatent vom 25. Dez. 1797. Die im folg. erwähnte Finanzkommission wurde im Feb. 1798 mit Hoym als Vorsitzendem eingesetzt, Gentz führte das Protokoll. Vgl. über beide Kommissionen. P. Wittichen in Forschg. z. br. u. pr. Geschichte XVIII 217 ff. u. G. an Böttiger No. 63.

Frankfurter, Hamburger und andern deutschen[1]), bekomme ich nun regelmäßig fünf große französische Zeitungen: Redacteur, Conservateur, Journal de Paris, Ami des Loix, Moniteur, und drei englische: London Chronicle, Morning Chronicle, und Courier de Londres.[2]) Daß das Lesen und Exzerpieren aller dieser Blätter viel Zeit wegfrißt, werden Sie leicht ermessen können: ich bin aber – wenn ich die unendliche Wichtigkeit und Merkwürdigkeit der Geschichte dieser Tage in Erwägung ziehe – fest überzeugt, daß es mich nie gereuen wird, diese Zeit verwendet zu haben.

Außerdem habe ich seit mehrern Monaten an der Verfertigung eines Repertoriums über meine Materialien zur Revolutionsgeschichte gearbeitet: eine mechanische Beschäftigung, die ich einmal schlechterdings überstehen mußte. Wenn dies Repertorium fertig sein wird, so will ich es Ihnen, da Sie sich vielleicht an der Durchsicht eine Stunde ergötzen könnten, doch einmal überschicken, damit Sie meinen glänzenden Reichtum, den Sie sich gewiß so groß nicht vorgestellt haben, als er ist, anschaulich kennen lernen.

In den vergangnen Tagen sind große Ministerialveränderungen vorgefallen[3]): Graf Blumenthal mit Beibehaltung seines ganzen Gehalts, Buchholtz mit 6000 Rthlr. Pension, Wöllner ohne alle Pension verabschiedet; der Präsident Massow aus Stettin an Wöllners Stelle ernannt, der Minister Reck mit 2000 Rthlr. Zulage begnadigt ꝛc. ꝛc. Daß der Graf Hoym allen Gefahren, die ihn bedrohten, glücklich ent-

[1]) Die Posseltsche Zeitung ist die seit 1. Jan. 1798 erscheinende „Neueste Weltkunde", die später zur „Allgemeinen Zeitung" auswuchs; der „Hamburger Correspondent" war damals das vornehmste Hamburger Organ, in Frankfurt das „Frankfurter Journal"; die Leydener Zeitung dürfte die „Gazette de Leyde" sein. Über Posselts Europäische Annalen hatte Gentz seiner Zeit sehr günstig geurteilt (Vgl. Leitzmann, Briefwechsel Schiller-Humboldt S. 63) und sie auch Jen. Lit. Ztg. 1796, No. 14 gelobt. [2]) Der Courier de Londres wurde in London von dem Abbé Calonne, dem Bruder des Exministers Calonne herausgegeben. [3]) Die große Ministerialveränderung bald nach dem Regierungsantritt Fr. W's III. betraf: Graf J. Chr. Blumenthal (1726–1800), Wirkl. Geh. Staats- u. Kriegsminister, er behielt die Aufsicht über den Tresor; v. Buchholtz, früher preuß. Gesandter in Warschau, dann Oberpräsident von Südpreußen und Staatsminister, ein Freund der Enke-Rietz (Philippson a. a. O. II 139); Wöllner hatte sich zu halten gesucht, er erhielt den Abschied; J. E. W. E. von Massow (1750–1816) war Präsident der pommerschen Regierung gewesen, er wurde Wirkl. Geh. Staats- und Justizminister und erhielt an Wöllners Stelle das geistliche und Oberschuldepartement. Über den Justizminister Eberh. Friedr. Christoph von der Reck vgl. einige Bemerkungen bei Hüffer, Kabinettsregierung S. 66, 68, 548. Aug. 1807 wurde er definitiv entlassen, nachdem er schon vorher beurlaubt war. † 1816.

gangen ist, und daß er jetzt vielleicht höher und fester steht, als jemals, mögen Sie wohl schon wissen: wo nicht, so kann ich es Ihnen als eine sehr authentische Tatsache berichten.[1])

Daß ich meinen Freund Brinkmann[2]), und mit ihm einen meiner angenehmsten Gesellschafter, ein lebendiges Repertorium über alte und neue Zeit, und die beste Bibliothek in Berlin verloren habe, wußten Sie vielleicht noch nicht. Er geht nach Paris, wo er so glücklich ist, Humboldt zu finden, der sich dort mit seiner ganzen Familie für ein Jahr etabliert hat.[3]) Mein Schwager Gilly[4]), der mir beim Sammeln in Frankreich eine treffliche Stütze war, ist drei Monat in London gewesen, nun aber auch wieder in Paris. Eben daselbst sind auch unsre beiden Buchhändler Lagarde und Vieweg[5]), und wenigstens noch zehn andre meiner Bekannten, Herr v. Burgsdorff[6]), Dr. Grapengiesser[7]), Dr. Veith[8]), verschiedne kluge Weiber aus der Judenschaft[9]) rc. Sie sehen also, daß es mir an Kommunikation mit Frankreich jetzt nicht fehlt. – –

Verschiednes, was ich Ihnen noch sagen wollte, möge für einen andern Brief aufgespart bleiben, weil ich gezwungen bin, diesen kurz abzubrechen. Vergessen Sie ja nicht, sogleich von Ihrem Befinden zu benachrichtigen Ihren treuen Freund Gentz.

45.

Berlin, den 26. April 1798.

Ich preise mich recht glücklich, teuerster Garve, daß ich Ihrem Wunsche wegen des Aristoteles zur Stelle Genüge leisten kann. Sie erhalten ihn hiebei: und möchte doch – mit welcher lebendigen Sehnsucht sage ich es! – möchte doch Ihr körperlicher Zustand Ihnen noch oft und

---

[1]) Darin sah sich Gentz getäuscht. Infolge der Angriffe Menckens auf seine südpreußische Verwaltung mußte Hoym im April noch das südpreußische Departement an Voß zurückgeben. [2]) K. G. v. Brinckman kam als Gesandschaftssekretär nach Paris. [3]) Im November 1797 waren Humboldts in Paris eingetroffen. [4]) Gentz' Schwager Friedrich Gilly war Architekt und Hofbauinspektor (1772–1800). [5]) H. Friedr. Vieweg (1761–1835), der seinen Verlag später nach Braunschweig verlegte. [6]) Wilh. von Burgsdorf, märkischer Edelmann, Freund der Humboldts und Rahels. Vgl. Varnhagen von Ense, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel I, 101 ff. [7]) Der Berliner Arzt Karl Joh. Christian Grapengießer (1773–1813), später Leibarzt des Prinzen Heinrich und zweiter königlicher Hofarzt. [8]) Der Hamburger Arzt, David Veith (1771–1814), ein Freund Rahels. Vgl. Varnhagen a. a. O. I, 3 ff. [9]) Z. B. die Gattin des Bankiers Fränkel. An Brinckmann Feb. 98.

lange den Genuß desselben, und noch viele ähnliche Genüsse verstatten! Ihr vorletzter Brief hat mich sehr niedergeschlagen: aber in dem letzten atmet wieder ein Mut, der mich aufrichtet.[1]) Nachdem ich ihn gelesen hatte, ergriff mich das Verlangen, mit Ihnen in einer Stadt zu leben, Ihnen wenigstens jeden Tag eine halbe Stunde vertreiben zu helfen, die Minuten aufzusuchen, wo Ihnen der Umgang mit Menschen erfreulich oder doch erleichternd wäre – auf einmal so warm und lebhaft, daß ich nur unabhängig sein dürfte, um, anstatt dieses Briefes, sogleich mich selbst nach Breslau zu versetzen.

In meiner äußern Lage hat sich eine höchst unangenehme Veränderung zugetragen. Der Minister Hoym hat, wie Sie wissen, das südpreußische Departement verloren, und es ist dem Minister Voß zu teil geworden. Diese Revolution ist in Rücksicht auf meine Freiheit, auf meine Ruhe, auf die Gestalt meiner Dienstverhältnisse, selbst auf meine Einkünfte eine der fatalsten, die mich treffen konnte. Der Graf Hoym hat mich, besonders seit einem Jahre, mit einer Gunst, oder vielmehr mit einer Freundschaft behandelt, die ich vergebens bei einem andern Minister suchen werde. Es war ein wirkliches persönliches Attachement, welches zuletzt in unbegrenztes Vertrauen überging. Ich habe ihm einige wesentliche Dienste, besonders unter der jetzigen Regierung geleistet[2]): er hat mich aber stets mit königlicher Großmut belohnt. Ich verdanke ihm mehr, als irgend jemand ahndet, und ich werde auch trotz der Departementsveränderung mich immer als seinen Schuldner betrachten, und betragen. Aber hier werde ich nun in ein gehässiges Joch gespannt: von allem, was ich an Hoym liebte, besitzt sein Nachfolger nicht allein nichts, sondern das Gegenteil: die Jahre, die ich ehemals unter ihm zugebracht habe, sind die unangenehmsten meines Lebens gewesen: viel hat sich freilich seitdem geändert, aber es bleibt noch Übles genug zurück. Hiezu kömmt, daß selbst meine bisherige Verbindung mit dem Minister Hoym, wenngleich der Herr von Voß weder den ganzen Umfang, noch die charakteristischen Umstände dieser Verbindung kennt, nicht dazu beitragen wird, mich bei diesem beliebt zu machen. Doch das alles muß die Zeit näher entwickeln. Ich habe

---

[1]) Garve, dessen Krebsleiden in den Jahren 1797–98 sich sehr verschlimmert hatte, starb am 1. Dez. 1798. [2]) Wohl durch Vermittlung bei dem damals allmächtigen Kabinettsrate A. Mencken, die dessen Angriffe auf Hoym abschwächte. Vgl. S. 208 Anm. 1.

unterdessen den Entschluß gefaßt, meine Sommerwohnung in Schöneberg, wohin ich mich sonst noch in drei Wochen nicht begeben hätte, übermorgen zu beziehen, damit ich, wenn die neue Administration anfängt, in possessione dieser Prärogative gefunden werde. So ruhig, wie vorigen Sommer werde ich sie indessen nicht genießen: unter drei Besuchen in der Stadt möchte ich wohl wöchentlich nicht abkommen.

Sonst ist der Gang meiner Beschäftigungen ganz derselbe, den ich Ihnen in frühern Briefen geschildert habe. Die politischen Begebenheiten fesseln mich wieder ausschließend. Das gegenwärtige Jahr ist, in Rücksicht auf die Entwicklung der (immer noch von der Vollendung weit entfernten) gesellschaftlichen Revolution, seit 89 das merkwürdigste. Wir haben große Dinge erlebt, aber größre stehen uns bevor: das Schicksal der Expedition gegen England entscheidet das Schicksal von Europa.[1]) Gelingt sie, und es bricht nicht in sechs Monaten ein neuer allgemeiner Landkrieg aus (wozu sich wirklich Annäherungen zeigen), so schreitet die Revolution, ehe das 18. Jahrhundert zu Ende geht, vom Rhein bis an die Weichsel, und vom Po bis an die Karpathen fort. Die feste Überzeugung hievon ist das Resultat eines anhaltenden und fleißigen Studiums der jetzigen politischen Lage von Europa, und wenigstens als solches nicht ganz zu verachten.

Ich habe eine Menge englischer Broschüren: ich glaube aber nicht, daß Ihnen damit gedient sein würde. Kennen Sie die demokratische Miß Williams? Von dieser ist eine ganz neue Reise in die Schweiz erschienen[2]), die ich Ihnen mitteilen kann, wenn Sie sie verlangen. Macartneys Reise nach China[3]) habe ich mit großem Interesse gelesen. Von Burkes Posthumis[4]) ist nichts weiter erschienen. — In Frankreich

[1]) Gleich nach dem Frieden von Campo Formio (Okt. 1797) war Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Expedition gegen England ernannt worden. Seitdem wurde in allen französischen Häfen diese Expedition vorbereitet, die dann nach Ägypten abgelenkt wurde. [2]) Die englische Schriftstellerin Helen Maria Williams (1762—1827), eine Freundin der Mad. Roland; der Titel des Buches lautet: A Tour in Switzerland or a View of the present State of the Governments and Manners of these Cantons, with comparative Sketches of the present State of Paris. 1798 2 vol. Eine spätere Publikation dieser Dame hat Gentz sehr scharf kritisiert. Vgl. meinen Nachtrag zur Gentz-Bibliographie: Mitt. d. österr. Inst. f. Gesch. XXVII, 684. [3]) Georg (Earl) Macartney (1737—1806), engl. Diplomat und Kolonialgouverneur, war 1792—94 nach China in offizieller Mission gesandt worden. Journal of the Embassy to China. [4]) Burke war am 1. Juli 1797 gestorben.

kömmt weder Buch noch Broschüre mehr ans Licht. Der Preßzwang ist so groß, daß er selbst die Lust zum Schreiben erstickt! Und durch den unglücklichen Gang des neusten Wahlgeschäfts ist die höllische Tyrannei dieser verruchten Regierung wieder auf ein Jahr gegen alle Gefahren gesichert.[1])

Den Meßkatalogus habe ich heute zum erstenmal gesehen. Nächstens ein mehreres davon. Vieweg, der von Paris zurückgekommen ist, hat mir interessante Briefe von Humboldt, Brinkmann und Cramer[2]) mitgebracht. Auch stehe ich jetzt in fortwährender politischer Korrespondenz mit Mounier[3]) in Weimar und d'Ivernois[4]) in London. Wenn Sie Lust haben sollten, von diesen verschiednen Korrespondenzen etwas zu lesen, so werde ich herzlich bereit sein. Bald sollen Sie wieder hören von|

Ihrem treu ergebensten

Gentz.

---

[1]) Nach dem Staatsstreich des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) hatte der terroristische Radikalismus im Direktorium und in dem Rat der Fünfhundert gesiegt. Die Neuwahlen im März und April 1798 ergaben fast durchweg terroristische Mehrheiten in den Wahlkörpern. [2]) Dies könnte Karl Friedr. Cramer (1752–1807) sein, Odendichter, Schüler und Biograph Klopstocks, der wegen seiner revolut. Gesinnung seine theologische Professur in Kiel hatte aufgeben müssen, seit 1796 in Paris. Göthes Xenien auf ihn:

Der Hausierer.

Ja das fehlte nur noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer sich nun Kr**er nach Frankreich begibt.

Deutschlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakai schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung;
Gut! wir spedieren euch hier Kr**** als Mann von Verdienst.

[3]) Mit Mounier, dessen Schrift „Recherches sur les causes qui ont empêché les François de devenir libres" Gentz übersetzt hatte, war er durch Böttigers Vermittlung in Briefwechsel getreten. Vgl. u. S. 237, 239, 249. [4]) Mit dem Genfer François d'Ivernois (1757–1842), der in London im Exil lebte, war Gentz jedenfalls gelegentlich seiner Übersetzung von dessen Werk über die französische Finanzadministration (1797) in Verbindung gekommen.

Gentz und Böttiger.

Die Briefe Gentz' an den Weimarer Gymnasialdirektor und Konsistorialrat Karl August Böttiger (1760—1835) sind bis auf einige wenige[1]) noch unbekannt. Sie führen uns in anschaulicher Weise in Gentz' Beamtentätigkeit in Berlin ein und geben vereint mit den im folgenden gedruckten Briefen an Hennings, Mallet du Pan, Perthes und Luden einen Einblick in die literarische Tätigkeit Gentz'.

Warum Gentz mit Böttiger anknüpfte und seine Beziehungen zu ihm auch in Dresden noch pflegte, wohin Böttiger 1806 als Studiendirektor der Pagerie übergesiedelt war, ergibt sich ohne weiteres aus der Lektüre der Briefe selbst. Böttiger, der magister ubique, wie man ihn spöttisch in Weimar nannte, war ein vielgeschäftiger Herr, Altertums- und Neuigkeitskrämer zugleich. Überall hatte er seine Verbindungen, in fast jedem literarischen Unternehmen hatte er seine Hände. Seine „Sabina", die auch Gentz überschwänglich lobt, hatte Böttigers literarischen Ruhm weit verbreitet. Diese Schilderung eines Tages im Leben einer vornehmen Römerin war so recht ein Buch im Geschmack des damaligen, weiteren Lesepublikums: antiquarische Gelehrsamkeit, hübsch drapiert, mit starker Betonung sinnlicher Momente. Von Böttiger war über Personalien, Bücher, literarische Unternehmungen stets das Neueste und Beste zu erfahren, und seine Mitarbeit in zahlreichen Zeitschriften, vor allem seine langjährige Redaktion von Wielands Neuem Teutschen Merkur (1797—1809), machte ihn zu einem einflußreichen Mann in der literarischen Welt. Zu dem ersten Zeitschriftenunternehmen, an das sich Gentz im Jahre 1795 wagte, der Neuen Teutschen

[1]) Drei Briefe sind zum Teil gedruckt von W. Spieß in der Zeitschrift f. Gesch. u. Politik V, S. 294—304, und einer bei Schlesier IV, S. 304 f.

Monatsschrift hatte er denn auch die Mitarbeit Böttigers erbeten und zahlreiche Beiträge über die mannigfaltigsten Gegenstände erhalten. Von daher schrieb sich die briefliche Verbindung beider Männer, die Gentz mit Überlegung fortführte, zumal Böttiger sich des jungen, literarischen Ruhmes Gentz' im Merkur freundlich annahm. Deutlich ist das Bestreben Gentz' zu erkennen, Böttiger auch politisch zu beeinflussen, was ihm auch zeitweise gelang. Die Niederschläge dieser Beeinflussung im Merkur sind in den Anmerkungen zu den Briefen Gentz' verzeichnet.

Auch eine wichtige Verbindung dankte Gentz zum Teil seinem Weimarer Korrespondenten, — die mit Johannes von Müller. Schon ehe Gentz in briefliche Verbindung mit dem großen Schweizer Historiker getreten war, hatte Böttiger Müller auf seinen Berliner Freund aufmerksam gemacht und ihm Manuskripte und Briefe Gentz' übersandt.[1]) Eben um solcher Manuskriptversendungen willen hatte sich Böttiger mit Schiller überworfen, dessen Wallenstein er vor der Publikation nach Kopenhagen befördert hatte. So wanderte auch Gentz' Biographie Maria Stuarts vor der Veröffentlichung nach der Schweiz, ging aber auf dem Wege verloren. Wir finden nicht, daß Gentz sich deshalb mit Böttiger, wie seinerzeit Schiller, überworfen hätte. Der Grund dafür liegt in der schon erwähnten, wichtigen Stellung Böttigers als Journalist. Es ist im kleinen dasselbe Verhältnis wie das Gentz' zu J. von Müller. Gentz pflegte die Freundschaft mit diesem einflußreichen Manne, er lobte die Werke und vor allem die politischen Äußerungen Müllers mit einer alles Maß übersteigenden Wärme — um der Sache Europas willen. Solche Männer wie J. von Müller und auch Böttiger mußten festgehalten werden für den großen Kampf Europas gegen die französische Übermacht und Universalmonarchie. Freilich gelang dies mit dem charakterschwachen Historiker J. von Müller so wenig wie mit dem Augenblicksmenschen und Journalisten Böttiger. Als nach der Schlacht von Jena Müller über den gefallenen Staat „zur Tagesordnung übergegangen" war und sich „umgedacht" hatte, da hielt es Böttiger auch nicht länger. An Müller schrieb er am 5. Februar 1807 die charakteristischen Worte: „Welche Worte des Lebens haben Sie in Ihren Rezensionen über Eichstädts Rede über die Palladien unsrer

---

[1]) In seinem ersten Brief an J. v. Müller berief sich Gentz auch auf Böttiger. Schlesier IV S. 5 Gentz an J. v. Müller 4. März 1799. Die Briefe Böttigers an J. v. Müller finden sich im Bd. I der Briefe an J. v. Müller.

Nationalehre, die deutschen Universitäten, gesprochen! Wie ergreifend sind Ihre Bemerkungen in einer anderen Rezension über den rheinischen Bund! Aber dies wird Ihnen von einer gewissen Partei, die sich weder umdenken kann noch will, zur Todsünde angerechnet. Es ist von jeher so gewesen: alles, was μεσίτης heißt, muß gekreuzigt werden. Auch die Schellingianer sogar kreuzigen ihr vermittelndes Prinzipium. Man hält es laut für Treubruch und Apostasie, wenn man den mit Feuer und Geist getauften Zertrümmerer der alten wurmstichigen, morschen Formen für das erklärt, was er ist, ein erwähltes Werkzeug Gottes. Ich könnte Ihnen selbst von meinen nächsten, mir liebsten Umgebungen traurige Belege dieser Verketzerung anführen. Sie kennen meine Gesinnungen vor jener Katastrophe, da noch ein Ausweg zur glorreichen Wiedergeburt ohne Grab und Verwesung gedenkbar war. Bei Sternenklang wog Gott am 14. Oktober die alten und neuen Formen; des Nordens Schale stieg hoch! Nun müssen wir das Ordal verehren." Und dann erzählt Böttiger weiter, daß er in Dresden bei einer großen Festversammlung das Hoch auf „den Frieden und der ihn gab" ausgebracht habe.[1])

Aber während über Müller nach seinem Abfalle das furchtbare Strafgericht Gentz' in seinem Briefe vom 27. Februar 1807 erging, blieben die Beziehungen zu Böttiger bestehen. Es ist klar: Gentz erachtete es nicht der Mühe wert, mit einem solchen Manne wie Böttiger zu brechen, auch dann nicht, als er ihn auf Verläumdungen zu entdecken glaubte. Charakteristisch für Böttiger, der trotz seiner Sucht, überall zu loben, sich der Klatschereien nicht enthalten konnte, ist schon eine Bemerkung über Gentz im Jahre 1803, in der er Müller gegenüber boshaft auf Gentz' finanzielle Beziehungen zu England anspielte. Solche Bemerkungen mögen Gentz auch früher zu Ohren gekommen sein und seine Geringschätzung des Mannes erklären. Seinen Zorn aber löste erst ein Vorkommnis aus, das seinen geliebten Freund Adam H. Müller wie auch ihn betraf. In der Berliner Zeitschrift „der Freimütige", die Garlieb Merkel mit Kotzebue herausgab, fand sich im Januar 1806 ein Bericht aus Dresden[2]), der Böttigers archäologische Vorlesungen lobte, zugleich aber auch von Adam Müllers Vorlesungen über

[1]) a. a. O. I S. 429 ff.

[2]) Der Freimütige Nr. 24 f. 1806.

deutsche Sprache, Wissenschaft und Literatur erzählte, das Programm derselben angab und Gentz' Protektion erwähnte. Aus nicht aufgeklärtem Grunde erhob Adam Müller gegen diese Ankündigung den Vorwurf der Fälschung. In Nr. 36 fand sich darauf ein F. gezeichneter Bericht aus Dresden, der diese Erklärung Müllers meldete und dann fortfuhr: Ich besuche diese Vorlesungen nicht, höre aber so ganz widersprechende Urteile darüber, daß ich sie allerdings für eine sehr sonderbare Erscheinung halten möchte. Nach einer vorläufig durch den Druck bekannt gemachten Übersicht, sind in der dritten Vorlesung Wilhelm Meister und die Fragmente des Novalis als die zwei Hauptwerke, wodurch die neue Revolution in unserer Literatur begründet wurde, zusammengestellt worden." Zu dem Wort Revolution war eine Anmerkung, d. E. (der Einsender) gezeichnet, abgedruckt, die folgendermaßen lautet: Welche Revolution hat denn stattgehabt? In ästhetischen Teegesellschaften, wo jeder junge Mensch, der ein paar Anzüglichkeiten gegen einen Mann von Wort, oder ein Sonett vorbringen kann, sich für ein Licht der Welt hält, mag man von dergleichen geträumt haben; aber in der vernünftigen Welt ehrt man die Schriftsteller der Nation wie vorher. — Herr Müller ist noch ein sehr junger Mann: das ist ein Umstand, der ihm von manchen eher beneidet, als vorgeworfen werden wird; aber er ist von einem gewissen literärischen Jugendschwindel noch nicht frei, so kommen seine Vorlesungen, trotz den Talenten, die seine Freunde an ihm zu kennen behaupten, doch wohl ein wenig zu früh, und Herr von Genz, berühmt durch die glänzende und gewandte Dialektik, mit welcher er wohl auch unrichtig zu raisonnieren pflegte, hat sich in seinen Empfehlungen gütigst ein wenig übereilt."

Gentz war für seine Person solche Angriffe gewohnt und ignorierte sie, aber seine schwärmerische Freundschaft für A. Müller fühlte sich jetzt bitter gekränkt. Er schrieb sofort an Böttiger den diplomatischen Brief vom 26. Februar, zugleich aber am 1. März an J. von Müller, den er um Übersendung eines Briefes an Merkel bat. J. von Müller sollte Merkel zum Einrücken dieses Briefes in den „Freimütigen" veranlassen. Zugleich aber zog Gentz gegen Böttiger los: „der Artikel, wider welchen ich schrieb, ist von unsrem biedern und wackern Böttiger. Er leugnet es zwar aus Leibeskräften, kriecht zu Kreuze, schreibt mir die de- und wehmütigsten Briefe, und erdrosselt mich mit Zärtlichkeiten. Ich weiß es aber, und alle Farcen sind umsonst. Es ist die Eifersucht gegen

Müller, der gleich durch seine ersten Stunden sein armseliges Kollegium zu Boden schlug, und dem er besonders nicht verzeiht, daß ich ihm die auswärtigen Gesandten, die Fremden, und einige vornehme Leute anwerbe. Der Mensch ist so klein, daß es wirklich nicht möglich ist, sich über ihn zu ärgern; und ich leugne Ihnen nicht, daß er unter meine größten Belustigungen gehört, und ich ihn um vieles nicht entbehren wollte. Dabei ist er auch so knechtisch-dienstfertig, und so voll Furcht und Ehrfurcht vor denen, die er, wie mich, für seine Obern hält, daß ich ihm eigentlich gar nicht gram werden kann. Übrigens hat er den Brief nicht mit eigner Hand geschrieben, sondern durch den Hofmeister seiner Kinder, der einen gewissen Schund herausgibt, schreiben lassen. Sagen Sie also weiter nichts davon; ich wollte nur, daß Sie es wissen sollten." [1])

Merkel antwortete in Nr. 50 seiner Zeitschrift, indem er zu Anfang einer Besprechung der jetzt gedruckten Vorlesungen A. Müllers schrieb, man habe ihm eine Berichtigung der Bemerkungen in Nr. 36 zugeschickt, in der er „den Stil eines unserer berühmten Schriftsteller zu entdecken" glaube; „doch da sie sehr bitter mit einem andern über etwas zankt, das ich schrieb, kann ich sie hier nicht einrücken." Der Einsender habe ihm die Vorlesungen A. Müllers beigelegt und eine gerechte Beurteilung verlangt. Diese gibt Merkel nun in einer sehr lobenden Kritik, die nur da gegen Müller polemisiert, wo er sich mit den Romantikern berührt. In Nr. 51 druckt er sogar ein längeres Fragment aus dem besprochenen Buche ab.

Die Entscheidung des Streites ist wohl unzweifelhaft die, daß der Bericht in Nr. 36 von Böttiger herrührt und ebenso der zweite Teil der Anmerkung, in der auch Gentz angegriffen wird. Der erste Teil der Anmerkung kennzeichnet sich leicht als von Merkel herrührend wegen der groben Polemik gegen die Romantiker, mit denen Merkel wie Kotzebue in heftigem Streite lag, und deren Tonart auch durchaus mit den sonstigen Artikeln Merkels über romantische Bücher und Schriftsteller übereinstimmt.

Gentz' Urteil war sehr hart, aber doch wohl nicht ungerecht. In ganz ähnlicher Weise haben sich Goethe und Schiller in ihrem Brief-

---

[1]) Schlesier IV S. 202 f.

wechsel über Böttiger geäußert. Die Gründe, warum er nicht mit dem so Verachteten brach, ergibt schon sein Brief an Johannes von Müller und ergeben auch die darauf folgenden Briefe an Böttiger. Der Mann war ihm zu klein und dabei doch brauchbar als Vermittler von Nachrichten und Literatur.[1])

---

[1]) Die hier gedruckten Briefe Gentz' beruhen in der Königlichen Bibliothek zu Dresden. Fast vollständig ist die dort vorhandene Sammlung hier aufgenommen, nur ganz Unwesentliches ist fortgeblieben.

46.

Berlin, den 10. November 1795.

Wohlgeborner!

Höchstgeschätzter Herr Oberkonsistorialrat!

Es wäre längst meine Schuldigkeit gewesen, E. W. für die überaus schätzbaren Beiträge, womit Sie das unter meiner Redaktion herauskommende Journal[1]) so reichlich beehrt und geziert haben, meinen allerverbindlichsten Dank abzustatten. Eine oft nur allzugroße Last von Geschäften, die einander vielfältig durchkreuzen, hat es mir unmöglich gemacht: ich schmeichle mir indessen, daß Sie auch einen verspäteten Dank nicht ungütig aufnehmen, und den Wunsch, die Verbindung, in welche uns die kollegialische Arbeit in einen und denselben Weinberg gebracht hat, fortdauern und immer enger werden zu sehen, eine günstige Statt finden lassen werden.

Ich habe vor einigen Tagen das Manuskript der Fortsetzung Ihrer äußerst interessanten Amerikanischen Briefe erhalten, und werde keinen Augenblick anstehen, es zum Druck zu befördern. Ehe dies geschieht, bin ich Ihnen aber Nachricht von einer kleinen Begebenheit schuldig, die sich in Rücksicht auf diese Amerikanischen Briefe zugetragen hat. Es hat nämlich ein gewisser Herr Philips, von dem ich übrigens nichts weiter weiß, in eins der neusten Stücke der hiesigen Spenerschen Zeitung[2]) das Avertissement, welches Sie in der Beilage finden werden,

---

[1]) Neue teutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Friedrich Gentz, Berlin 1795. Böttiger, der vielgeschäftige Journalist hatte viele Beiträge eingesandt, nämlich über: Taubstummeninstitute und ihre Reformen in Frankreich (Februar), Bruce auf seinem Familiensitz in Kinnaird (März), Revolutionsgerichte in Athen und Paris (April), Neuere Kunst- und Naturalieneroberungen der Franzosen (Oktober), dazu in mehreren Heften „Nordamerikanische Briefe." [2]) Die damals dreimal wöchentlich erscheinenden: Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrtensachen. In einem von Böttiger mitgeteilten Nordamerikanischen Brief war u. a. auch ein gewisser Morris spekulativer Landankäufe und -verkäufe an europäische Einwanderer beschuldigt worden (II S. 259). Ein Herr Philips, Amerikaner, verteidigte darauf in der Spenerschen Zeitung diesen Morris sehr energisch, Böttiger replizierte (III 278), indem er sich auf seinen Gewährsmann berief.

einrücken lassen, und ich bin seitdem verschiedentlich befragt worden, was es mit dieser Beschwerde eigentlich auf sich habe. E. W. überlasse ich es lediglich, was Sie darauf zu antworten, oder ob Sie überhaupt davon Notiz zu nehmen belieben wollen. Mir ist die Reklamation völlig gleichgültig, und sie macht mich auch in meiner Idee von dem amerikanischen Länderkauf im geringsten nicht irrig. Weil aber gerade jetzt eine Fortsetzung dieser Briefe, und noch dazu eine, die sich wieder ganz vorzüglich auf denselben Gegenstand bezieht, erscheinen soll, so würde es Ihnen vielleicht angenehm sein, dem Herrn Philips in einer Note Bescheid zu sagen. Ist dies der Fall, so bitte ich Sie gehorsamst, mir diesen Zusatz mit umgehender Post zu schicken, damit der Druck so wenig als möglich aufgehalten werde. Erhalte ich nichts, so nehme ich es für ein Zeichen, daß Sie die Sache mit Stillschweigen übergehen wollen, und lasse Ihr Manuskript unverändert abdrucken. Denn ich fürchte weder den Herrn Philips noch den Herrn Morris: Ihnen aber konnte und wollte ich in keiner Art vorgreifen.

In dem Aufsatz von E. W., der sich im Oktoberstück befindet, ist (p. 169) ein Druckfehler — Coïthäus! — stehen geblieben, der es verdient, daß ich Sie ausdrücklich um Verzeihung bitte. Dieses Stück ist aber, weil meine lange Abhandlung etwas spät fertig geworden war, so rasch gedruckt worden, daß ich mir und dem zweiten Korrektor diesmal etwas zugute halten muß.

Ich bin so frei, mich, ehe ich dieses Schreiben schließe, in E. W. Gewogenheit und Freundschaft angelegentlich zu empfehlen, und verharre mit der aufrichtigsten Ergebenheit und innigsten Hochachtung

Euer Wohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
Gentz.

47.

Berlin, den 19. Dezember 1795.

Herr von Humboldt[1]) der interessanteste Freund, den ich jetzt in Berlin habe, und der das Vergnügen hat, mit E. W. persönlich bekannt zu sein, brachte mich neulich, da er mich um Quellen der Revolutionsgeschichte ängstlich bekümmert fand, auf den Gedanken, daß ich

[1]) Wilhelm von Humboldt. Gentz schrieb damals eine Revolutionsgeschichte, die ungedruckt blieb. Vgl. auch Humboldt an Schiller 12. Okt. 1795, Leitzmann S. 161.

durch Sie vielleicht zu verschiednen Sachen kommen könnte, die ich in Berlin nicht aufzutreiben weiß.

Ich muß den Versuch machen. Es kömmt mir jetzt gerade auf Data zu der ersten Periode der Revolutionsgeschichte an. Ganz arm bin ich keinesweges, denn ich habe außer allem, was Necker, Lally-Tollendal, Mounier, Bergasse[1]) u. a. in dieser Zeit geschrieben haben, den ganzen Moniteur, den ganzen Courier de Provence[2]), den ganzen Mercure de France[3]), den Point du Jour (doch nur bis September 1790). Wenn es aber in Ihrer Macht steht, von folgenden Journalen:

> Le patriote françois par Brissot[4])
> Journal de Paris, Gazette de France,
> Révolutions de France et de Brabant[5]) (die ich bis Nr. 16 inkl. besitze),

Jahrgänge, oder irgend aliquote Teile, wie sie auch sein mögen, oder von wichtigen einzelnen Piecen über die erste Periode der Revolution in Weimar etwas aufzutreiben, oder wenn Sie gar selbst dergleichen besitzen und mir mitteilen können und wollen, es sei nun käuflich, oder leihweise, auf kurze oder auf lange Zeit, so werden Sie mich unendlich und mehr als ich es Ihnen sagen und danken kann, verbinden. Ich will davon fürs Publikum Gebrauch machen, und ich schmeichle mir, daß das Unternehmen, zu dessen Beförderung ich diese Bitte so ernstlich und angelegentlich tue, dereinst Ihren Beifall finden wird.

Melden Sie mir recht bald, was ich etwa von Ihrer Güte zu hoffen habe. Sollten Sie mir zu nichts in Weimar verhelfen können, so sind Ihnen vielleicht Quellen und Kanäle, die ich benutzen könnte, außerhalb bekannt, und jede Nachricht darüber wird mir äußerst willkommen sein.

---

[1]) Der Minister Jacques Necker (1732–1804), der nach seinem Rücktritt literarisch seine Verteidigung betrieb. Trophime Gérard Marquis de Lally-Tollendal 1751–1830, Mitglied des Zentrums der Nationalversammlung. Mounier vgl. S. 211. Nicolas Bergasse (1750–1832), im Zentrum der Nationalversammlung, vom Konvent bis 1795 gefangen gesetzt. [2]) Courier de Provence. Vgl. S. 180. [3]) Mercure de France. Vgl. S. 178. [4]) Jean Pierre Brissot de Warville (1754–1793), Chef der Gironde und Minister des Auswärtigen, Okt. 1793 hingerichtet. [5]) Die „Révolutions", das Journal Camille Desmoulins.

Ich verharre mit der gewiß aufrichtigen Versicherung, daß ich gern zu allen gegenseitigen Diensten bereit sein werde, und mit der allervorzüglichsten Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenster
Gentz.

48.

Berlin den 16. Januar 1796.

Ich bin Ihnen für die große Bereitwilligkeit und Güte, mit welcher Sie meinem Wunsch wegen der Materialien zur Revolutionsgeschichte entgegengekommen sind, unendlich verbunden. Wenn Ihre Nachrichten auch nicht unmittelbar befriedigend sind, so haben sie doch immer einen großen Wert für mich, weil sie mir Aussichten eröffnen, die ich nach Möglichkeit zu benutzen suchen werde. Um indessen mit Ihren Weimarschen Vorräten einen Anfang zu machen, bitte ich Sie gehorsamst, mir gegen Erstattung der Kosten (wie hoch sie sich auch belaufen mögen) ein vollständiges Verzeichnis aller auf die Geschichte der Revolution Bezug habenden Schriften, die sich in der dortigen Bibliothek finden, zu verschaffen. Dann will ich weitre Schritte tun.

Ihr schmeichelhaftes Anerbieten wegen Fortsetzung der Amerikanischen Briefe in der Monatsschrift muß ich ablehnen, sowie ich auch genötigt bin, Ihnen den anliegenden Beitrag zurückzusenden, weil ich, wie Sie vielleicht schon vernommen haben, die Redaktion des Journals mit Ende des Jahrs 95 aufgegeben habe. Wenn mir irgend etwas bei dieser Veränderung unangenehm sein kann, so ist es der Umstand, daß eine nähere Verbindung mit manchem schätzbaren Mann dadurch abgebrochen wird, und daß ich nicht länger die Mittelsperson sein kann, durch welche solche Aufsätze, wie die, mit welchen Sie mich so reichlich beehrt haben, ins Publikum kommen.[1])

Ich hoffe und wünsche indessen, daß dies uns nicht völlig von einander trennen werde, und bitte ausdrücklich und angelegentlich um

[1]) Am 8. Dez. 95 schreibt der Dichter Göcking an Benzler (Zeitschrift für preuß. Gesch. XIV ed. Pröhle), die Zensur der Journale werde dem Polizeidirektorium übertragen, deshalb werde Gentz sein Journal aufgeben. „Vielleicht ist aber auch die getäuschte Erwartung im Absatz mit Schuld daran.“ Drei neue Journale seien angekündigt. Im Januar meint er, Gentz zur Fortführung des Journals beredet zu haben, um schließlich melden zu müssen, Gentz habe mit seinem Verleger Vieweg sich nicht einigen können.

die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Freundschaft. Ich werde sie durch die Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung und Ergebenheit zu verdienen suchen, womit ich unaufhörlich verharre

Euer Wohlgeboren

ganz gehorsamster
Gentz.

49.

Berlin, den 2. Juli 1796.

Ich bin Ihnen den Dank für die gütige Übersendung des Weimarschen Katalogs recht lange schuldig geblieben. Mannigfaltige und zum Teil lästige Geschäfte, das Arrangement einer ländlichen Wohnung in einem von meinem Schwiegervater ganz neuerbauten Hause, vor allem aber ein sechswöchentliches dreitägiges Fieber, das noch jetzt, nachdem es mich schrecklich abgemattet hat, alle Tage mit einer furchtbaren Wiederkehr droht — diese Umstände haben mich eine zeitlang von allen mir werten Beschäftigungen zurückgehalten. Daß mir der Weimarsche Vorrat keine große Hülfe leisten wird, so viel habe ich nun wohl bei einer flüchtigen Durchsicht des Katalogs schon gesehen. Hier ist aber auch wenig schon von Wichtigkeit. Und auf jeden Fall bin ich Ihnen für Ihre bereitwillige Güte, und für die schmeichelhaften Äußerungen, womit Sie den mir geleisteten Dienst begleiteten, unendlich verbunden.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hier eine kleine Arbeit zu überschicken, die Sie vielleicht auf eine Stunde unterhalten kann.[1]) Ich denke bald mit etwas Größerm hervorzutreten, zumal, da ich diesen Sommer die angenehme Perspektive einer größern Muße und Ruhe, als mir seit sehr langer Zeit zu Teile geworden ist, vor mir habe. Wenn mir alles nach Wunsche geht, so hoffe ich von meiner Geschichte der Revolution, fürs erste, aber nur in Form eines chronologischen Abrisses, in welchem das Raisonnement durchaus von den Faktis getrennt ist, noch in diesem Jahre zwei Bände zu liefern. Erschrecken Sie nicht über einen Plan, der in mehrern Bänden doch nur eine vorläufige Arbeit liefern soll. Ich werde mich, wenn ich mehr Zeit habe,

---

[1]) Jedenfalls die Übersetzung: Edmund Burkes Rechtfertigung seines politischen Lebens. Gegen einen Angriff des Herzogs von Bedford und des Grafen Lauderdale bei Gelegenheit einer ihm verliehenen Pension. Übersetzt mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von Friedrich Gentz, Berlin, Vieweg 1796.

hierüber ausführlicher erklären, und Ihr guter Rat wird mir dereinst äußerst willkommen sein.

Vielleicht kann ich es so einrichten, daß ich im künftigen Frühjahr eine Reise nach Leipzig mache, alsdann hoffe ich, Ihre persönliche Bekanntschaft nicht zu verfehlen, zumal, da ich alsdann gewiß von Leipzig noch weitre Exkursionen vornehmen würde, wobei dann Weimar, wie sich von selbst versteht, ein Hauptaugenmerk sein wird.

(Gentz fragt, ob B. etwas von einer im Werk befindlichen Übersetzung von Stuarts Antiquities of Athens erfahren habe, die ein Freund übersetzen wolle.)

50.

Berlin, den 21. Dezember 1796.

Das Verzeichnis der in der Weimarschen Bibliothek befindlichen Schriften über die Revolution, das ich Ihrer Güte, hochgeschätzter Herr Konsistorialrat, verdanke, soll mir nunmehr wesentliche Dienste leisten. Humboldt hat mit Göthe über die Sache gesprochen:[1]) man will mir das, was ich brauche, anvertrauen, und ich habe schon mit voriger Post einen Auszug jenes Verzeichnisses, worin ich die Schriften, die ich zu haben wünschte, bemerkt hatte, nach Jena geschickt.

Jetzt muß ich noch einmal zu Ihnen meine Zuflucht nehmen. Ich bin so frei gewesen, Humboldt geradesweges an Sie, in Rücksicht der Sorge wegen Absendung der Bücher von Weimar, zu verweisen. Da mir nun außerordentlich viel daran liegt, die Sachen baldmöglichst zu erhalten, weil man mir überdies einen kurzen Termin zur Zurücksendung

[1]) Vgl. Humboldt an Goethe 10. Januar 1797 bei Bratranek, Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 24 f: „Noch muß ich Sie jetzt, verehrungswürdiger Freund, um die Gefälligkeit bitten, die Sie mir schon vorläufig zu versprechen die Güte hatten. Ich meine die Bücher, welche der Kriegsrat Gentz aus Berlin, der Ihnen seine innige Verehrung bezeigt, aus der herzoglichen Bibliothek zu haben wünscht. Ich bin so frei, das Verzeichnis beizulegen und Sie zu ersuchen, sich dieselben geben zu lassen und sie Herrn Böttiger zu schicken, der die Mühe, sie an Gentz zu übersenden, übernommen hat. Ich hafte Ihnen für dieselben, und Gentz hat mir versprochen, sie zum 1. April zurückzuliefern. Nur wünschte ich freilich, sie baldmöglichst zu erhalten. Daß den armen Gentz in diesen Wochen der traurige Fall betroffen hat, einen förmlichen Banquerout zu machen, hörten Sie vielleicht. Er ist wohl durch Schwäche, nicht aber einmal eigentlich durch Verschwendung Schuld daran. Ich wünschte sehr, ihn jetzt durch die Mitteilung dieser literarischen Hülfsmittel in dieser unangenehmen Lage einigermaßen zu erleichtern."

vorgeschrieben hat, so bitte ich Sie angelegentlich, sobald die Sache durch Herrn von Göthe so weit gediehen ist, daß mir die Bücher verabfolgt werden können, solche gleich durch die Post an mich abgehen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß ich die Kosten die durch das Emballieren usw. veranlaßt, und die Sie gewiß für mich auslegen werden, sogleich erstatte. Bis es mir vergönnt ist, Ihnen gegenseitig meine Bereitwilligkeit zu dienen, auf eine tätige Art zu beweisen, bleibe ich für alle Güte, die Sie mir hiebei erzeigt haben, und noch erzeigen werden, Ihr dankbarer Schuldner.

Sie haben in einem Briefe an Vieweg die Vermutung geäußert, daß ich die neuste Schrift von Burke[1]) übersetzen würde, auch interessante Nachrichten über diese Schrift im Merkur[2]) versprochen. Auf die letztern freue ich mich: eine Übersetzung werde ich aber nicht liefern. Ich könnte es nicht füglich, ohne mich in meiner größern Arbeit zu unterbrechen. Aufrichtig gesagt aber, wenn ich es könnte, würde ich es nicht wollen. Ich gestehe, daß diese Schrift auf mich, obgleich manches darin ist, was ich nicht würde geschrieben haben, wenn ich auch imstande wäre so zu schreiben, einen großen und überwältigenden Eindruck gemacht hat. Ich erkläre Ihnen geradehin, daß sie mir besser als alle andern Schriften des Verfassers über die französische Revolution, selbst die erste[3]) nicht ausgenommen, gefallen hat, daß ich eine Größe und Tiefe des Geistes darin gefunden habe, die ich bei allen andern politischen Schriftstellern dieser Zeit, wenn sie auch Burke in hundert Rücksichten übertreffen mögen, umsonst suche, kurz daß mich die Schrift in einem Grade, wie ich es sehr selten erlebe, entzückt hat. Nun weiß ich aber im voraus, daß die ganze Welt anders darüber urteilen wird, als ich, und daß ich in einem Augenblick, where the tide runs too high against this side of the question – niemanden für meine Ansichten, Gefühle und Meinungen bekehren werde. Wenn ich also mit Persius frage: Quis leget haec? so müßte ich mit Persius im eigentlichsten Verstande antworten: Vel duo vel nemo. Warum soll ich also ein Produkt, welches ich mit allen Kräften meines Gemüts bewundre und verehre,

---

[1]) Jedenfalls die berühmten Thoughts on a regicide peace in letters deren beide erste 1796 erschienen. [2]) Wielands Neuer Teutscher Merkur wurde von Böttiger damals redigiert. [3]) Die von Gentz übersetzten und bearbeiteten (1793) „Betrachtungen über die französische Revolution" vgl. oben S. 203 f.

ohne Not, der Verachtung oder gar dem Hohngelächter preisgeben? Warum soll ich nicht lieber die Empfindungen, die mir dieses Produkt eingeflößt, und die Gedankenreihe, die es veranlaßt hat, in mich verschließen? Die Menschen dieser Zeit besitzen nicht Unbefangenheit genug, zu begreifen, oder auch nur blindlings zu glauben, daß man Burke übersetzen, kommentieren und loben kann, ohne in jeder Zeile dessen, was er sagt, wirklich mit ihm übereinzustimmen. Die Liberalität des Geistes, die nun vollends dazu gehört, mit einem Schriftsteller ganz zu dissentieren, und ihn doch, wegen erhabener Talente, bis zum höchsten Enthusiasmus zu bewundern — vermisse ich allenthalben. Ich würde also, wenn ich Burkes Schrift übersetzte, da ich mich doch unmöglich enthalten könnte, sie nach meiner Überzeugung zu würdigen, die abgeschmackte Idee, daß ich ein eingefleischter Aristokrat sei, nur befestigen, ohne Burke einen einzigen neuen Verehrer, oder mir einen einzigen neuen Freund zuzuwenden.[1]) — Meine Geschichte der Revolution bearbeite ich aus allgemeinen Gesichtspunkten, wo der politische Parteigeist, wenn er gleich nicht ganz zu verbannen ist, mir doch weit weniger Schaden tun soll. Ganz unparteiisch war noch nie ein Sterblicher. Ich will es auch nicht sein.

Erhalten Sie mir Ihre schätzbare Gewogenheit und nehmen Sie mit Güte die Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung an, von

Ihrem innigstergebnen Gentz.

Berlin, den 22. Dezember 1796.

Ich habe mit einem Fleiße, den ich noch nie auf die Ausarbeitung irgend einer Sache wendete, für einen Kalender von Vieweg, der mit großer äußrer Eleganz gedruckt wird, eine Geschichte der Maria Stuart[2]) geschrieben. Ich höre, er wird Ihnen die Bogen davon überschicken, und bin auf Ihr Urteil sehr begierig.

[1]) Böttiger schickte diesen Brief an J. v. Müller (11. Jan. 1797, Maurer-Constant, Briefe an Johannes von Müller I, S. 248). Müller antwortete darauf (1. März 1797, Kgl. Bibl. Dresden): „Ich sende mit Dank den Brief von Gentz zurück. Dieser Mann ist gewiß einer der allervorzüglichsten Denker über politische Gegenstände, und, wie ich allezeit bemerkt habe, auch ein rechtschaffener Mann, der gerade geht. Ich hätte wohl sehr gewünscht, auch die letzte Schrift Burkes von ihm ausstaffiert (?) zu haben, aber ich würdige seine Gründe, die ihn anders bestimmten."

[2]) Maria Stuart, Historisches Gemälde von Friedrich Gentz, erschien erst in Viewegs Taschenbuch für 1799.

51.

Berlin, den 4. März 1797.

Ich schreibe Ihnen in der größten Geschwindigkeit, um Sie mit einem Schritte bekannt zu machen, den ich, um meinen Wunsch wegen der Bücher aus der herzoglichen Bibliothek zu erreichen, heute getan habe. Nachdem mir Humboldt geschrieben hat, daß Göthe die Sache schwierig fände, habe ich mich heute, ohne Vorrede an Herder[1]) gewendet, und ihn gebeten, die Sache zu betreiben. Ob das klug oder dumm war, wissen Sie freilich besser als ich. Sollte es aber gelingen, so bitte ich Sie, Ihrerseits die Sache nach Möglichkeit zu betreiben, und zu befördern; und diese Bitte Ihnen vorzutragen, war der einzige Zweck dieser flüchtigen Zeilen, mit denen ich mich übrigens zum geneigten Andenken empfehle.

Gentz.

52.

Berlin, den 20. April 1797.

Der Hauptzweck des gegenwärtigen Schreibens, hochgeschätzter Herr Konsistorialrat, ist die Empfehlung dessen, der es Ihnen überreichen wird. Mein Schwager Gilly[2]) will einige Tage in Weimar zubringen: Ihre Bekanntschaft zu machen, war seine vorzüglichste Absicht, als er sich entschloß, seine Reise auf diese Gegend zu richten. Daß er ein Mensch von großer Wißbegierde und von nicht gemeinen Kenntnissen in seinem Fache, daß er überdies ein liebenswürdiger Mensch im besten Sinne des Worts ist, das alles könnte ich ganz mit Stillschweigen übergehen, weil ich dreist darauf rechnen darf, daß Sie es sehr bald, auch wenn er Ihnen durch niemand empfohlen wäre, bemerkt haben würden. Aber was ich Ihnen sagen muß, weil dies in eine Sphäre gehört, die außerhalb der Grenzen eines vorübergehenden Umganges liegt, und was mich nicht etwa bloß persönliche Liebe sagen heißt, ist, daß in diesem jungen Manne eins der ersten Kunstgenies wohnt, die unser Vaterland in diesem Zeitalter hervorgebracht hat. Es bezeichnet den Umfang seiner Talente noch lange nicht genug, ob es gleich immer schon viel für ihn sagt, daß alle Sachverständige ohne Ausnahme ihm in seinem 24. Jahre den unstreitigen Rang des ersten Architekten im

---

[1]) Herder hatte Gentz auch einen kleinen Beitrag für die Monatsschrift zugewandt. Den Brief an H. siehe unten. [2]) Friedrich Gilly, vgl. oben S. 208 Anm. 4. Er starb schon i. J. 1800.

Preußischen Staate einräumten; sowie man ihm überhaupt keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man ihn, der in jeder bildenden Kunst die höchste Stufe zu erreichen bestimmt war, bloß als einen Architekten betrachtet. — Ich bitte Sie, dies allenfalls als den Text zu Ihren eignen Beobachtungen über ihn, anzusehen. Ihnen wird es nicht lange entgehen, was für einen außerordentlichen Jüngling ich Ihnen empfahl: und ich verlasse mich mit großer Zuverlässigkeit darauf, daß Sie nicht einen einzigen Zug meiner Schilderung übertrieben finden werden. — Er geht nach Paris, wo er einige Jahre zubringen wird. Können Sie ihm zur Benutzung seines dortigen Aufenthalts, wozu er freilich so vorbereitet, wie es wohl unter Zehntausenden nicht einer war, hingeht, noch einen oder den andern guten Rat erteilen, so werde ich es als eine überaus wesentliche Probe Ihrer Freundschaft und Ihres Wohlwollens gegen mich annehmen.

Die Nachricht von dem Fehlschlagen meines Versuchs am Weimarschen Hofe ist mir nicht bloß der Sache selbst, sondern auch der Nebenbetrachtungen wegen, welche sie bei mir veranlaßte, unangenehm gewesen. Wenn einer von den Höfen, die man für die gebildetsten und humansten hält, einem Schriftsteller, von dem noch dazu der Ruf sagt, daß er in dieser kritischen Zeit die sinkende Sache der alten Regierungen gegen die revolutionistischen Systeme verteidigt, eine so unbedeutende Gefälligeit versagen kann, was soll man da von Fürsten und Höfen überhaupt denken! Ich muß es Ihnen wirklich gestehen: ich habe kaum an die Möglichkeit, mit einem solchen Gesuch abgewiesen zu werden, geglaubt. Und das Objekt, was man aufs Spiel setzte, war an Gelde ungefähr 15 Taler wert! Und Humboldt, und Erz. von Göthe und Sie, und Herder, und Gott weiß wer noch, wollten meine Bürgen werden!! Desto angenehmer ist mir die gütige Erklärung gewesen, die Sie in Ihrem letzten Schreiben jener unangenehmen Nachricht beigefügt, und in einem Briefe an Vieweg von neuem angedeutet haben. Ich wünsche sehnlichst, daß Sie mir darüber recht bald etwas Näheres zukommen lassen möchten, und danke vorläufig mit ganzem, vollem Herzen, für diese ausgezeichnete, schmeichelhafte, und von meiner Seite noch ganz unverdiente Güte. Daß Sie sich übrigens uneingeschränkt auf meine Diskretion und äußerste Pünktlichkeit verlassen können, werde ich Ihnen zu seiner Zeit noch wärmer und bestimmter versichern, als ich es jetzt vorläufig tue.

Ich verharre mit großer, wahrer und schuldiger Hochachtung

Ihr ganz ergebenster Gentz.

53.

Berlin, den 13. Mai 1797.

Ich danke Ihnen zum voraus, würdiger Freund, für die gütigen Gesinnungen, die Sie in Ansehung meines Schwagers äußern, und wovon er die erfreulichen Früchte nun schon genossen haben wird.

Ihre Güte in Ansehung des Puncti Punctorum beschämt mich so sehr, daß ich nicht weiß, was ich Ihnen darüber sagen soll. Der Dienst ist um so größer, je bedenklicher er ist: aber ich stehe auch mit Kopf und Kragen für jeden daraus irgend zu besorgenden Nachteil. Mehr vorläufig nicht. Da Sie mich zur unverzüglichen Einsendung meines Verzeichnisses ermahnen, so kann und will ich diesen Brief nicht verlängern. Das Verzeichnis erfolgt hier. — Das übrige ist Ihnen anheimgestellt.

Heute über acht Tage werde ich Ihnen eine eben von mir vollendete Arbeit zuschicken, der Sie hoffentlich, da sie mit Fleiß und Sorgfalt verfertiget ist, Ihren Beifall schenken werden.[1]) Bis dahin behalten Sie in geneigtem Andenken

Ihren sehr ergebnen Gentz.

54.

Berlin, den 23. Mai 1797.

Ich sende Ihnen, verehrungswürdiger Freund, ein soeben vollendetes Werk[2]), das vielleicht Ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwert ist, und das ich Ihnen mit um so größerm Vertrauen übergebe, da ich weiß, daß Sie meine Arbeiten mit einiger Vorliebe und mit freundschaftlicher Gunst beurteilen.

D'Ivernois ist unstreitig einer der talentvollsten unter den neuern politischen Schriftstellern; aber es läßt sich nicht leugnen, daß ihn sein Haß gegen die jetzige französische Verfassung oft parteiisch macht, und daß er den Verdacht, im Solde des englischen Ministeriums zu stehen, durch seine Heftigkeit zuweilen begünstigt. Da ich mit seiner Politik für diesmal nichts zu schaffen hatte, so hielt ich es für nötig, in der Vorrede ausdrücklich gegen alle Gemeinschaft mit seinen politischen Äußerungen zu protestieren.

---

[1]) Vgl. den folgenden Brief. [2]) Geschichte der französischen Finanzadministration im Jahre 1796. Aus dem Französischen des Ritter d'Ivernois übersetzt und bis Ende des April 1797 fortgeführt von Friedrich Gentz, Berlin, Vieweg 1797.

Was die Abschnitte, die von mir herrühren, betrifft, so hoffe ich wohl, daß sie Ihren Beifall finden werden. Ich habe sie mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, und ich glaube mir nicht zu viel einzubilden, wenn ich meine, daß von manchen Teilen der jetzigen französischen Finanzadministration, so korrekte und befriedigende Darstellungen als die meinigen, noch in keiner deutschen Schrift, und nur in wenig französischen zu finden waren.

Von jetzt an soll mich keine Nebenarbeit von der Vollendung meines größern historischen Werkes[1]) abhalten. Die jährliche Übersicht der Finanzadministration, die ich in der Vorrede zu dem gegenwärtigen ankündige, wird mich nach meinem Plan nicht länger als sechs Wochen in jedem Jahre beschäftigen. Ich hoffe, sie soll im ganzen zweckmäßiger ausfallen als die d'Ivernoissche, wenigstens werde ich an die Stelle mancher müßigen Deklamation, Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände der Staatsökonomie und Finanzwissenschaft zu setzen suchen, wozu die jetzige Lage Frankreichs und die Regeneration, die den Finanzen des Landes bevorsteht, manche treffliche Gelegenheit darbieten.

Ich komme eben von der Lektüre eines wichtigen Werkes über die Geschichte der Revolution: dies sind die Memoires des gewesenen Staatsministers Bertrand de Moleville[2]), die ganz neuerlich zu London (und zwar englisch, ehe noch das Original gedruckt war) in drei Bänden erschienen sind. Wenige Bücher geben so viel glaubwürdige und lehrreiche Beiträge zur Kenntnis des Charakters Ludwig des XVI., mit dem jener Minister in der vertrautsten Verbindung stand. Wenn es mich nicht zu sehr aufhält, so möchte ich wohl eine Rezension dieser Memoires und zu gleicher Zeit des neusten Werkes von Nekker für die Lit. Zeit. verfertigen.[2])

Ubrigens erwarte ich mit Verlangen Ihre Antwort auf meinen letzten Brief, und verharre mit den Ihnen bekannten Gesinnungen

ganz der Ihrige Gentz.

---

[1]) Die Geschichte der Revolution. Vgl. S. 128, 219, 222. [2]) Bertrand de Molleville, Antoine François Marquis de (1744–1818). Die Kritik seiner Private memoirs erschien in der Jenaischen L.-Ztg. 1797, Nr. 209 ff. Ebenda Nr. 219 ff. die von Neckers De la révolution française.

55.[1])

Berlin, den 20. Juni 1797.

Ihr gütiges und schmeichelhaftes Urteil über meine Geschichte der französischen Finanzadministration macht mich so dreist, mir von Ihnen eine Gefälligkeit zu erbitten, bei der ich freilich mehr auf meinen Verleger, unsern gemeinschaftlichen Freund, als auf mich selbst Rücksicht habe, die nichtsdestoweniger aber auch mir nicht ganz gleichgültig sein würde. Entschlössen Sie sich wohl eine Anzeige von diesem Buche für die Literaturzeitung zu machen? Es wäre das erstemal, daß mir die Ehre widerführe, in dieser Zeitung rezensiert zu werden, eine Ehre, auf die ich denn doch so guten Anspruch, als mancher andere dort Gepriesene, zu haben glaube.[2]) Ich verlange kein enthusiastisches oder auch nur unbedingtes Lob, nur daß dem Fleiße und der Genauigkeit, mit der ich meine Arbeiten zustande bringe, Gerechtigkeit geschehe. Sie sind der Mann, dies zu leisten, und der Einwurf, daß der Gegenstand meines Buches eigentlich nicht in Ihr Fach gehört, schreckt mich nicht: denn von einer gewissen Seite sind alle Fächer Ihre.

Wenn Sie es nicht unbescheiden finden wollen, daß ich Sie ohne Unterlaß von meinen eigenen Produkten unterhalte, so müssen Sie es mir verzeihen, daß ich Ihnen hier ein Exemplar von der (ursprünglich für den diesjährigen, nun aber für einen künftigen Kalender bestimmten) Geschichte der Maria Stuart zuschicke. Es interessirt mich in hohem Grade, Ihr ganz aufrichtiges Urteil über diese Arbeit zu wissen, die bisher noch sehr wenige gesehen haben. — Da bei dieser Geschichte der Stoff alt, erschöpft und abgenutzt war, so kommt alles, durchaus alles, auf Form und Behandlung an. Ich unternahm es, um zu versuchen, was ich eigentlich im historischen Stil vermöchte. Nie habe ich mit so großer und anhaltender Geduld an einer Arbeit gefeilt, als an dieser. Darum eben ist es mir so sehr wichtig zu wissen, ob ich mein Ideal der historischen Schreibart einigermaßen erreichte. Die Züge dieses Ideals sind — Gleichförmigkeit, Simplizität, höchste Korrektheit, Lebhaftigkeit

---

[1]) Aus Schlesier IV, S. 304 ff. B. hatte den Brief Gentz' an J. v. Müller geschickt. [2]) In No. I 1798 der Jenaer Lit.-Zeitung erschien Gentz als Kritisierter in dieser Zeitschrift zum erstenmal in einer höchst lobenden Besprechung seines Sendschreibens an Friedrich Wilhelm III. No. 128, 21. April 1798 wurde seine Bearbeitung d'Ivernois' in einer Besprechung von dessen Tableau hist. et politique etc. (1797) sehr lobend erwähnt.

ohne Deklamation, Nüchternheit ohne Trockenheit, der genauste Mittelweg zwischen Poesie und Zeitungsstil, gänzliches Verlöschen und Verschwinden des Schriftstellers in seinem Gegenstande, so daß die Eigentümlichkeit, die immer bleiben wird, und sogar bleiben muß, nur wie ein über das Ganze ausgebreiteter Hauch wirke, aber in keinem einzelnen Zuge — weil ein jeder die strengste Wahrheit atmen soll — sichtbar sei. Dies sind meine Forderungen an den Geschichtschreiber, einen unendlich gemißbrauchten und geschändeten Namen, der gewiß nur überaus wenigen auserwählten Schriftstellern unter allen Nationen — und wie vielen wohl unter der unsrigen? — gebührte. Ich weiß sehr gut, daß von einem Bruchstücke, wie diese Maria ist, noch kein rechter Schluß auf die Bearbeitung eines größern, mannigfaltigern, vielseitigern Gegenstandes gilt; aber es wäre doch immer etwas, im kleinen der Vollkommenheit näher gerückt zu sein; und ein unbefangenes, treues, kompetentes Urteil über dieses Bruchstück wird mir für die Folge sehr zum Leitstern dienen können. Um ein solches bitte ich Sie. Ein Gelehrter, der selbst für einen großen Geschichtschreiber gilt, und dem ich, zu meinem Verdruß, dies kleine Produkt zu lesen gab, hat daran auszusetzen gefunden: 1. daß die Behandlung zu ernst sei, 2. daß man die Feile zu sehr bemerke. —

Dies Urteil hat mich nicht wenig befremdet, und die zweite Bemerkung würde mich aufmerksam gemacht haben, wenn ihr die Abgeschmacktheit der ersten nicht allen Wert und alles Ansehen geraubt hätte. Übrigens ersuche ich Sie, mir das Exemplar zurückzusenden, weil es das einzige ist, welches ich bis jetzt besitze, und Vieweg es nicht vor der Zeit ins Publikum dringen lassen will.

Die Bücher, die Sie mir geschickt haben, sind richtig eingegangen, und ich sage Ihnen den lebhaftesten Dank dafür. Binnen acht Tagen sollen sie sicher zurück erfolgen. Bleibt es noch wahr, daß Sie diesen Sommer Berlin besuchen? Möchte es doch nur nicht während der Zeit geschehen, wo ich abwesend bin! Ich reise nämlich den 1. Juli, in Angelegenheiten unserer neu-akquirierten polnischen Länder, nach Breslau[1]), und komme schwerlich vor dem 1. August zurück. Vielleicht erhalte ich noch vor meiner Abreise einige Zeilen von Ihnen.

Gönnen Sie Ihre fernere Freundschaft

Ihrem sehr Ergebenen.

---

[1]) Seit 1793 stand Gentz im Südpreußischen Departement, das Graf Hoym bis 1798 von Breslau aus verwaltete. Vgl. oben S. 209.

56.

Berlin, den 29. Juni 1797.

Ich schicke Ihnen hier mit unendlichem Danke die mir anvertrauten Bücher sämtlich zurück. Ich habe sie alle so benutzt, wie ich es wünschte. Nur ein einziges ist darunter, memoire à consulter pour Msr. d'Orléans bezeichnet mit Aa 6. 438 Nr. 6. – welches ich wohl zu andrer Zeit und um es genau mit andern in meinen Händen befindlichen Piecen zu konfrontieren, wieder zu haben wünschte. Könnten Sie nicht gleich zum voraus eine entfernte Veranstaltung treffen, daß dieser Wunsch realisiert würde?

Ich hoffe, Sie werden die in meinem vorigen Briefe enthaltene Bitten mit freundschaftlicher Güte aufgenommen haben, und wünsche jetzt nichts sehnlicher, als daß sich doch nur irgend eine Gelegenheit ergeben möchte, wo auch ich imstande wäre, Ihnen meine Freundschaft durch wesentliche Dienste an den Tag zu legen.

Ich reise zwar morgen auf einige Wochen nach Breslau[1]), bitte Sie aber, dadurch unsre Korrespondenz nicht stören zu lassen, indem mir alle Briefe nachgeschickt werden.

Ihr herzlich ergebner Gentz.

(Zwei Berliner Billets Gentz' enthalten Verabredungen zu einem Zusammentreffen während Böttigers Aufenthalt in Berlin im August 1797.)

57.

Berlin, den 2. Dezember 1797.

Ich schicke Ihnen hier, hochgeschätzter Freund, drei Exemplare einer Schrift[2]), die der Monarch, an den sie gerichtet ist, mit großem Wohlgefallen aufgenommen und die bei dem hiesigen Publikum eine für den Verfasser nicht wenig schmeichelhafte Sensation gemacht hat. Wer dieser Verfasser sei, werden Sie bald genug erraten. Ich bitte Sie, von diesen drei Exemplaren das eine für sich zu behalten, das andere in meinem Namen Herder, das dritte, Wieland zu überreichen.

Heute vermag ich Ihnen weiter nichts zu sagen, weil ich in Geschäften bis über die Ohren stecke; übrigens wie immer

ganz der Ihrige Gentz.

---

[1]) Vgl. den Brief Garves über Gentz' Besuch in Breslau S. 128. [2]) Gentz' Sendschreiben: Sr. Königl. Majestät Friedrich Wilhelm III. Bei der Thronbesteigung alleruntertänigst überreicht. Berlin, den 16. Nov. 1797. Schlesier II, S. 12 ff.

58.[1])

Sonnabend, den 30. Dezember 1797.

Ich erhalte Ihren schmeichelhaften, Ihren zu schmeichelhaften Brief, mein teurer Freund, in einem der freisten aber auch zugleich der heitersten Augenblicke, die ich lange genoß. Seit dem Anfange dieses Monats war ich Mitglied der Kommission, welche die — schon seit 4 Wochen im stillen beschlossne — Aufhebung des verhaßten Tabaksmonopols[2]) nun glücklich zustande gebracht hat. Selten habe ich ein mühsameres, aber auch selten ein genußreicheres Geschäft gehabt. Ich wußte, daß die Augen des ganzen Landes auf uns gerichtet waren, und daß man das Resultat mit Ungeduld erwartete. Am vorigen Sonntag schrieb ich, in der Stille meines Kabinetts, mit wahrhaft gerührtem Herzen das Deklarationspatent nieder, welches, wie ich nun so zuverlässig vorher wußte, einige Millionen von Menschen bis zum Entzücken begeistern sollte. Montag wurde es von den beiden Ministern[3]), Donnerstag vom Könige genehmiget, und gestern war unsre letzte Sitzung. (Denn das nun noch übrige Detail wird einer sogenannten Realisierungskommission aufgetragen, mit der ich weiter nichts zu tun habe.) Und so wäre in wenig Wochen dieses wichtige Werk vollbracht.

Sie werden nicht erst von mir hören dürfen, unter welchen glücklichen Auspizien diese Regierung angefangen hat. Ich habe einen gewissen natürlichen Widerwillen, mich für irgend eine neue Ordnung der Dinge zu enthusiasmieren, weil ich die Palinodien, die gewöhnlich auf solche frühe Jubellieder folgen, entsetzlich hasse. Aber hier hat der Erfolg meine Erwartungen zu sehr übertroffen. Hier sind die ersten Schritte zu entscheidend, und zu charakteristisch, als daß ich nicht mit einstimmen sollte. Die Ruhe, die Klarheit, die Mäßigung, die Weisheit, mit der jetzt unsre innre Angelegenheiten – denn von den auswärtigen schweige ich lieber[4]) – betrieben werden, das sind keine Aufwallungen eines Augenblicks, sondern wirkliche Merkmale und Bürgen bessrer Zeiten. Und wie sehr bedürfte diese die Preußische Monarchie! – Wenn Sie das Detail unsrer Fehler und Verlegenheiten, wenn Sie das ganze Labyrinth der verderblichen Operationen, und der unbegreif-

---

[1]) Dieser Brief ist zum größeren Teil gedruckt von Spieß a. a. O. [2]) Vgl. S. 206. [3]) Schulenburg und Struensee. [4]) Man beachte die schon hier einsetzende Mißbilligung der auswärtigen Politik Friedrich Wilhelms III.

lichen Schwäche oder Nullität der vorigen Regierung so kennen sollten, als ich es leider von allen Seiten kenne, so würden Sie begreifen, wie sehr ein aufmerksamer und teilnehmender Beobachter der öffentlichen Angelegenheiten, sich über Aspekten, wie die jetzigen sind, freuen kann und muß.

Der wichtigste Entschluß von allen, die auf diese glückliche Wendung der Dinge wirkten, war die Wahl eines Mannes, wie Mencke[1]) zum ersten, und einzigen Kabinettsrat. Es ist jetzt so klar als die Sonne, daß bei weitem das meiste Weise und Gute, welches der König tut, nächst der glücklichen Disposition dieses jungen Fürsten, den freimütigen, und immer klugen Ratschlägen dieses außerordentlichen Mannes verdankt werden muß. Für mich ist dies ein persönlicher, und ein bedeutender Triumph. Mencke war seit mehrern Jahren mein vertrauter Freund. Zurückgesetzt durch die Kabalen der vorigen Regierung, aber völlig gleichgültig über diese Zurücksetzung, die ihm eine wahrhaft philosophische Seelenstimmung, ein entschiedner Hang zur Ruhe und ein sehr ansehnliches Vermögen, stets in dem Lichte einer großen Wohltat zeigte, sah er nur die kleine Anzahl von Menschen, die es verstand, ihn aufzusuchen. Ich hatte schon vor drei Jahren eine Gelegenheit, mich von seinen seltenen Talenten zu überzeugen, kultivierte ihn von Stunde an, als einen der wenigen, der vielleicht einst — nobis restitueret rem — und gewann ihn sehr bald von seite seines trefflichen Charakters noch weit lieber, als von der seines soliden und viel umfassenden Verstandes. Kein Mensch achtete darauf, wenn ich ihn damals als einen unsrer Helden schilderte. Geschäftsmänner, die jetzt vor Scham nicht wissen, wohin sie sehen sollen, spöttelten über mich, wenn ich mich dieses „Philosophischen Kabinettsrats", wie sie ihn verächtlich nannten, annahm. — Am 1. Januar 1797 erschien die Königliche Instruktion zur Organisierung der neuen Provinzen, das erste Meisterstück dieser Art, das je im Namen der preußischen Regierung ausgefertigt ward.[2]) (Sie sollen es nächstens lesen: denn nun wird das abgeschmackte Geheimnis, worunter dies herr-

---

[1]) Anastasius Mencken — (Menke nannte sich die Familie ursprünglich) — (1752—1801), der Vater von Bismarcks Mutter, Kabinettssekretär unter Friedrich II., fiel unter Friedrich Wilhelm II. wegen seiner Gegnerschaft gegen den französischen Krieg in Ungnade. Durch seine reiche Heirat war M. in unabhängiger, finanzieller Lage. Schlichtegroll, Nekrolog der Teutschen im 19. Jahrh. I, S. 101 ff. [2]) Vgl. darüber P. Wittichen, Forschungen z. br. u. pr. Gesch XVIII, S. 204 f.

liche Stück begraben lag, sich lösen). Es ist eine äußerst merkwürdige Anekdote, daß der verstorbne König, der Mencken für einen „Jakobiner" hielt, als er jene, unvergeßliche Instruktion unterschrieb, nicht wußte, wer der Verfasser derselben war.[1]) Die Kommission, die nach dieser Instruktion operieren sollte, und in deren tiefste – und verderblichste – Geheimnisse ich zu meiner unaussprechlichen Qual, und zu meiner unbezahlbaren Belehrung eingeweiht wurde, fand für gut, das Werk vor dem Publikum zu verbergen, und den Meister zu verleumden. Man durfte kaum Menckens Namen aussprechen; ich mußte mich in der Nacht zu ihm schleichen, um ihm das Resultat der unglaublichen Diskussionen mitzuteilen, die unter vier der wichtigsten Minister[2]), über seine Schrift, von der jede Zeile Goldwert war, eröffnet wurde; ich lief Gefahr, meinen ganzen Kredit zu verlieren, wenn gewisse Menschen es erfuhren, daß ich mich unterstand, ihn zuweilen in Potsdam zu besuchen: und jetzt — nun, Sie wissen, was der Lauf der Welt ist. Zum Glücke für uns alle war dieser Mann der einzige im alten Kabinett, auf den sich der jetzige König fixieren konnte: sein gesunder, richtiger Blick hatte ihm überdies in den Maximen der vorigen Regierung in Ansehung seiner den kräftigsten Titel der Achtung, die M. verdiente, gezeigt. Er übertrug ihm gleich am dritten Tage die Direktion aller Zivilangelegenheiten; und Mencke übernahm diesen großen Posten nur unter Bedingungen, die ihm und dem Könige ewige Ehre machen. So lange er steht — aber, leider macht uns seine Kränklichkeit wenig Hoffnung, ihn lange zu behalten – wird sich der Charakter der jetzigen Regierung, dafür stehe ich Ihnen, nie verleugnen. – A propos! Eine der besten und neusten Neuigkeiten! Der König hat durch eine Kabinettsordre an das Oberkonsistorium, befohlen, daß es in geistlichen Sachen wieder ganz nach der alten Instruktion gehen soll, eine Vorschrift, wodurch Religionsedikte[3]), Examinationskommissionen, und Privatzensuren (die letztern beiden sogar in der Kabinettsordre genannt) über den Haufen fallen rc. – Ich erzählte Ihnen gern mehr von öffentlichen

---

[1]) Es lief von Mencken eine Bemerkung um, das Motiv des französischen Feldzugs sei „Ekel vor drückender Langeweile, die das einheimische Regieren in Potsdam erzeuge und daß man im Grunde sich bloß amüsieren wolle". [2]) Der schlesische und der preußische Provinzialminister Hoym und Frhr. von Schrötter, der Justizminister und Großkanzler Goldbeck und der Finanz- und Handelsminister Struensee. Gentz führte das Protokoll. [3]) Vgl. S. 160.

Dingen, aber ich muß mich einschränken, um noch ein Wort, von dem was mich unmittelbar angeht, zu sagen.

Der Umstand, daß Mencke erst am dritten Tage der Regierung zu seinem jetzigen Posten gelangte, und die gänzliche Ungewißheit, worin ich (der ich doch nicht gerade zu den Schlechtunterrichteten gehörte) über die ersten Personen, die des Königes Gunst und Vertrauen treffen würde, notwendig sein mußte, zwang mich zu dem, im Grunde für mich unangenehmen Schritt, mein Schreiben an den König ganz anonymisch zu übergeben. Ich mußte dies tun, weil unter denen, welche die erste Gunst treffen konnte, Menschen waren, deren Grundsätze ich kannte! — So vergingen fast acht Tage, ehe der König die Schrift las: und so entstand die unangenehme, aber wirklich unvermeidliche Folge, daß der König mir nicht schriftlich antworten konnte. — Die Königin war die erste Person, die ihn auf die (unter einer Last von Papieren vergrabne) Schrift aufmerksam machte. Die ersten Stellen, die der Hofmarschall Massow auf Verlangen der Königin ihm vorlas — es war, denken Sie sich das, die über den Krieg![1]) — frappierten ihn sehr: er las die Schrift selbst, und sprach nun mehrere Mittage gegen eine Menge sichrer und gültiger Zeugen, unter andern gegen den Herzog von Braunschweig[2]), den Herzog von Mecklenburg-Strelitz[3]), und einmal in Gegenwart des ganzen Ferdinandschen[4]) Hofes, in Ausdrücken einer unbeschränkten Zufriedenheit davon. Sie können sich vorstellen, daß nun nicht drei Tage vergingen, ehe mein Name und die Schrift, Berlin von einem Ende zum andern überzog. Es gereicht mir wirklich zu einer der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens, welche Sensation dieses kleine, und unverdienstliche Produkt hier eine Zeit lang unter allen Ständen gemacht hat. — Der König hat sich übrigens bei drei verschiednen Gelegenheiten, wo von mir die Rede sein mußte,

---

[1]) „Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten." Diese Sätze entsprachen durchaus der Gesinnung Friedrich Wilhelms III. Vgl. P. Wittichen, Friedrich Gentz und Preußen vor der Reform in Forschungen z. br. u. pr. Gesch. XVIII, S. 210 ff. [2]) Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig (1735—1806). [3]) Herzog Karl II. Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, der Vater der Königin Luise. [4]) Prinz Ferdinand von Preußen, General der Infanterie (1730—1813), jüngster Sohn Friedrich Wilhelms I.

immer wieder aufs neue, und immer wieder mit Wohlgefallen der Schrift erinnert. Soviel zur Beantwortung einer Ihrer Fragen.

Nun zu einer andern, die den verehrungswürdigen, den in meinen Augen wahrhaft großen Mounier[1]) betrifft. Daß er meine Schrift einer Übersetzung würdigt, ist das Schmeichelhafteste was mir je widerfahren konnte, und zugleich eine für mich höchst interessante Neuigkeit, weil bei der Kleinheit dieser Schrift, und dem Interesse, welches ihr die Umstände verleihen, eine französische Übersetzung sehr zu vermuten, und bei der Menge schlechter Übersetzer eine schlechte so sehr zu befürchten ist, Für diese Nachricht unbedingten herzlichen Dank. Was aber die eigne Schrift Mouniers betrifft, so werde ich Ihnen darüber meine aufrichtige Meinung sagen, wovon Sie nun gegen M. benutzen können, soviel Sie wollen. Niemand ist überzeugter als ich, daß M. keine Zeile schreibt, die es nicht im größten Umfange des Wortes verdienen würde, geehrt. beherziget, befolgt zu werden. Aber – möchte er seine Schrift nicht an den König adressieren! Es gibt hier einige, und zwar nicht unwichtige Menschen – es ist aber zu gefährlich, Namen zu nennen – die den Schritt, einem Könige eine freimütige Anrede zu halten, schon bei mir unendlich getadelt haben. Glücklicherweise konnten sie mir nichts schaden, 1. weil ich ihnen im ersten gefährlichen Augenblick durch die Anonymität auswich, 2. weil sogleich als mein Name bekannt wurde, auch schon das Urteil des Königs über die Schrift von Munde zu Munde ging, 3. weil sie es nicht wagten, Mencken, dessen Verbindung mit mir bekannt genug war, zu beleidigen. – Mit Mounier würde das alles ganz anders sein: gerade die Menschen, welche ich kenne und meine, würden ihm unfehlbar schaden: sie sind dazu ganz vorzüglich geeignet, weil M. ein Emigrierter ist. Deutlicher werde ich wohl gegen Sie nicht sprechen dürfen. – –

Mein Rat ist aber darum nicht etwa, daß Mounier den preußischen Staat und die Welt um eine einzige Zeile seiner gewiß trefflichen Arbeit bringen, auch nicht, daß er sie dem Könige nicht ohne Bedenken überreichen, sondern bloß – daß er sie nicht in Form eines Sendschreibens an den König adressieren soll: und dieser Rat beruht auf guten Gründen. Was den Verlag betrifft, so schicken Sie das Manuskript an mich und schreiben Sie mir dabei, wieviel Honorar M. verlangt: er soll

[1]) Vgl. S. 211, 239, 249.

es ohne Abzug, und Anstand erhalten. Vieweg ist heute früh mit La Garde[1]), Knall und Fall, nach Paris gereiset. Aber ich werde Ihnen nichtsdestoweniger einen sichern Verleger schaffen, und erwarte Ihre baldige Erklärung hierüber.

Die Ehre, welche Sie im neusten Stück des Merkur meinem Schwiegervater und Bruder[2]) widerfahren lassen, hat beide, wie Sie wohl denken können, nicht kalt gelassen: sie werden Ihnen selbst dafür danken, und von meinem Bruder erhalten Sie mit nächster Post eine getreue Zeichnung der Hauptsache, die Ihnen, wie er versichert, weit mehr helfen wird, als die gedruckte und nicht ganz nach seinem Wunsche ausgefallne Beschreibung.

Was Sie von mir selbst Gutes sagen, ist süß und belohnend für mich.[3]) Es ist weit, weit mehr als mir zukömmt, aber die Freundschaft schuf das Übermaß, und ich kann es nicht ohne Wohlgefallen hinnehmen. Sie sind einer der wenigen, die ich stets in Gedanken habe, wenn ich schreibe. Dies sei mein Dank. Für die Mitteilung des herrlichen Briefes der Mad. H. Ihnen zu danken, kann ich keine Worte finden. Möge mein Name unter solchen Menschen immer mit einiger Zufriedenheit genannt werden.

Alle die Schriften über die Tabaksadministration, deren Sie in Ihrem, durchaus korrekten (wirklich bis zum Erstaunen korrekten) Artikel von Berlin erwähnen[4]), sind elendes, wertloses Geschmier. Ich wollte

---

[1]) Vgl. S. 160 Anm. 1. [2]) Der Geh. Oberbaurat Gilly wird N. deutscher Merkur in einem Bericht aus Berlin, Dez. 1797, S. 364, als ein Mann erwähnt, dem im Baudepartement der neue König sein ganzes Zutrauen schenke. Böttiger macht dazu eine längere Anmerkung, in der er Gillys Handbuch der Landbaukunst, 1797 in Berlin bei Vieweg erschienen, mit starken Worten lobt. In dem Bericht über die Leichenfeierlichkeiten wird S. 366 erwähnt, daß u. a. Heinrich Gentz mit der Anlage der Trauerdekorationen beauftragt war. Böttiger macht dazu eine Anmerkung, in der er H. Gentz' Briefe über Sizilien in Friedr. Gentz' Monatsschrift von 1795 sehr lobt. [3]) a. a. O. S. 367 wird Gentz' Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. erwähnt und teilweise abgedruckt. Zu dem Urteil des Berichterstatters: Ihm (Gentz) ziemt es um so mehr freimütig zu sprechen, da er laut seine Mißbilligung der französischen Revolution erklärt und bei jeder Gelegenheit seine ungeheuchelte Loyauté bewiesen hat", fügt Böttiger noch eine sehr ehrenvolle Anmerkung zu, in der er Gentz' Übersetzungsarbeiten gedenkt, die „Maria Stuart" und die Revolutionsgeschichte ankündigt. [4]) Schriften von Prof. Kosmann, Gilde-Sekretär Gründler, Kriegsrat Fischbach für und wider die Tabaksadministration. N. deutscher Merkur 1797, Dezember, S. 359 f. Der Bericht enthält sich jeder Parteinahme.

etwas gründlicher darüber schreiben: aber nachher erlaubte es mein Verhältnis nicht mehr: und jetzt — ist ja ohnehin alles vorbei.

Ist das wohl ein langer Brief! — Ich fürchte, einen ähnlichen erhalten Sie sobald nicht von

Ihrem herzlich ergebnen Gentz.

59.

Berlin, den 13. Januar 1798.

Ein hier wohnender Emigrierter hat mich um die Erlaubnis gebeten, meinen Brief an den König, unter meiner Aufsicht und Mitwirkung ins Französische zu übersetzen. Ehe ich mich in diese Sache einlasse, möchte ich erst mit Zuverlässigkeit wissen, ob Mounier die Idee einer solchen Übersetzung, wovon Sie, mein höchstgeschätzter Freund, mir in Ihrem letzten Schreiben, Nachricht geben, noch ausführen wird, oder nicht. Im erstern Falle wäre jede andre Übersetzung mehr als unnütz. Ich bitte Sie daher, mir, womöglich mit umgehender Post, hierüber eine sichre und bestimmte Auskunft gütigst zu erteilen, und habe nur noch soviel Zeit, mich zu nennen

Ihren sehr ergebnen Gentz.

Wie, warum, unter welchen Bedingungen rc. geht Schiller von Jena nach Weimar?[1])

60.

Berlin, den 1. Februar 1798.

Sie erhalten diesen Brief, teuerster Freund, durch den Hauptmann v. Brinkmann, bis hieher Schwedischen Legations-Secretaire an unserm Hofe, der diese Station verläßt, um eine neue im jetzigen Zeitpunkt sehr wichtige Laufbahn anzutreten.[2]) Der Verlust ist für Berlin allgemein schmerzhaft: für mich ist er beinahe unersetzlich. Er war einer der Wenigen, die ich fast täglich sah, und die mir, wenn ich auch noch so tief in Geschäften steckte, nie zur Unzeit kamen. Mit einem zuverlässigen Charakter, mit Feinheit im Beobachten und Festigkeit im Handeln, mit einer seltnen Liberalität des Urteils und der Gesinnungen, verbindet er

---

[1]) Erst im Dezember 1799 zog Schiller nach Weimar. [2]) Karl Gustav v. Brinckmann (1764—1848), seit 1792 Legationssekretär bei der schwedischen Gesandtschaft, der Hauptfreund Gentz' in Berlin, war nach Paris versetzt worden. Vgl. S. 184.

eine Menge entschiedner Talente, einen außerordentlichen Vorrat von Kenntnissen aller Art, und eine Belesenheit, die ihn in jeder wissenschaftlichen Sphäre einheimisch macht. Dabei besaß er eine der kostbarsten, und unstreitig die ausgesuchteste aller Büchersammlungen in Berlin, die ich, bei meinem vieljährigen vertrauten Umgange mit ihm, fast wie die meinige anzusehen gewohnt war. Alle diese Verhältnisse plötzlich — nach vierzehntägiger Ankündigung — abgebrochen, und vielleicht auf immer zerrissen zu sehen, ist doch wirklich kein ganz unbedeutendes Ereignis im Privatleben eines auf sehr wenig vertrauten Umgang eingeschränkten Menschen.

Herr v. Brinkmann wird wahrscheinlich einige Tage in Weimar zubringen, und hofft durch Ihre gütige Anleitung einige der merkwürdigen Männer kennen zu lernen, die dieser Ort in sich schließt. Jeden Liebesdienst, den Sie ihm erweisen, werde ich im eigentlichsten Verstande so ansehen, als wäre er mir selbst geschehen. Eines Mehrern bedarf es nicht, um Ihnen meinen Freund zu empfehlen.[1])

Ich[2]) ergreife diese Gelegenheit, um mich über verschiedne in Ihren letzten Briefen angeregte Punkte etwas ausführlicher zu erklären.

Ich habe diesem Briefe die beiden wichtigsten auf die Organisation von Südpreußen Bezug habenden Aktenstücke[3]) beigefügt: die Instruktion, welche die Kommission eröffnete, und den Bericht, welcher sie schloß. Jene ist von Mencke, dieser ist von mir abgefaßt. Der Zwischenraum, der von der Erscheinung der Instruktion, bis zum Entwerfen des Berichts — den ich in 24 schlaflosen Stunden niederschrieb — verfloß, war einer der merkwürdigsten Zeitpunkte meines Lebens. Noch nie hatte ich so klar gesehen, quam parva sapientia regitur mundus, als bei den Verhandlungen, welche diese geheime Kommission (der von Anfang bis zu Ende niemand als ich beigewohnt hat) beschäftigten und charakterisierten. Es wäre viel zu weitläuftig und vielleicht nicht einmal interessant für Sie, wenn ich Sie ins Innre dieser verwickelten Kabalen einweihen wollte. Nur das letzte Resultat will ich Ihnen mitteilen: Nachdem sieben Wochen alles versucht worden war, die Instruktion — zur Ausführung zu bringen? Denken Sie — Nein! zu vernichten, bis auf

[1]) Über den Aufenthalt Brinckmanns in Weimar vgl. Goethe-Schiller, Briefwechsel ed. Borberger Nr. 430 ff. [2]) Von hier ab gedruckt von Spieß a. a. O. [3]) Vgl. darüber P. Wittichen a. a. O. S. 204 ff.

die letzte Spur ihres Andenkens aus der Welt zu vertilgen — ließ der verstorbne König, der nicht immer für das Gute blind und tot war, und der sich bei dieser ganzen Angelegenheit, wie ein trefflicher König gezeigt hat, einen Blitzstrahl hineinfahren: und urplötzlich erhielt ich den Auftrag (von der Kommission), einen Bericht, so wie ich ihn für gut hielte (nach 7wöchentlichen Deliberationen!!), zu entwerfen, der das Echo der Instruktion sein sollte. Hierauf schmierte ich — fest überzeugt, daß die, welche mein Werk unterschrieben, und mit dem Munde bewunderten, es im Herzen verabscheuten — diesen Bericht, ein bloßes Geplapper, von allgemeinen Worten zusammengeflickt, weil ich am besten wußte, wie es mit der praktischen Ausführung, wie es selbst mit dem Willen dazu beschaffen war! Der König war zufrieden: wir wurden gelobt, beschenkt: — Die Kommission ging auseinander: jeder Minister (selbst den nicht ausgenommen, dessen Name Ihnen vielleicht schon mehr als einmal befremdend aufstieß, als Sie diese kurze Relation lasen[1]), jeder war froh, einer großen Gefahr entgangen zu sein. Die Komödie war zu Ende.

So wie ich aus verschiednen Ihrer Äußerungen, noch mehr aber aus den Worten des verehrungswürdigen Wieland schließe, sind Sie beide der ganz irrigen Meinung, daß dies große Organisationsgeschäft noch jetzt seinen Fortgang habe: keinesweges! Die Instruktion, die Verhandlungen, der Bericht — alles das war ein Meteor von 7 Wochen: der Glanz verschwand, und die Finsternis der Polarnächte kehrte wieder ein. — Freilich würde es Mencke jetzt, im Zeitpunkte seiner Macht, leicht dahin bringen können, daß die Verhandlungen wieder angeknüpft würden: aber zwei Motive halten ihn davon ab: 1) da er selbst der Verfasser jener Instruktion war, so fürchtet er, es möchte nach persönlichem Ehrgeiz schmecken, wenn er die Sache von neuem auferweckte; 2) er ist mit mir, und größtenteils durch mich, völlig überzeugt, daß auf dem vorhin

[1]) Jedenfalls der Minister Struensee, der als reformfreundlich galt. Mencken selbst äußerte sich über diese Kommission später zu Zerboni, 3. Febr. 99, bei Schlichtegroll a. a. O. I, S. 335 f. folgendermaßen: er habe unerwartet Befehl zur Entwerfung der Instruktion für die Organisation Südpreußens erhalten. „Ich tat es; sie ward, ich möchte sagen, mit Enthusiasmus aufgenommen und gebilligt, von dem vorigen Könige persönlich in pleno eingeschärft — hiernächst mit Stumpfsinn beherzigt, mit Einseitigkeit debattiert, mit Ränken eludiert. Am Ende ging die ganze Kommission mit der Versicherung auseinander: daß alles nach dem Sinne und den Worten der Instruktion in Südpreußen organisiert werden sollte — und es ist auch keine Silbe davon erfüllt worden."

betretnen Wege nie etwas auszurichten sein wird: einen andern aber einzuschlagen, das erfordert Veränderungen in unsrer ganzen Finanzadministration, die nur langsam, vorsichtig, und mit gereiftem Nachdenken, realisiert werden können. So lange muß man nun schon alles auf persönliche Einsichten und persönliche Integrität der Minister ankommen lassen — hängt doch in dieser Welt fast alles mehr von den Menschen als von den Formen ab, so wichtig auch diese einem Ordnung liebenden, systematischen Geiste, so wichtig sie auch für die Ruhe und Wohlfahrt aller großen Gesellschaften sein mögen.

Ohne diese kleine Notiz konnte ich Ihnen die Aktenstücke nicht übergeben, die ich mir übrigens, da ich keine weitre Abschrift davon habe, sobald Sie sie nicht mehr brauchen, zurückerbitte.

Von diesem Gegenstande ist der Übergang zu unsrer jetzigen Regierung natürlich. Ich habe Zeit und Lust zu schreiben. Die Güte, mit der Sie sich für mein Vaterland, und für mich interessieren, die Überzeugung, daß Sie ein Mann sind, gegen den man ohne Gefahr sein Herz ausschütten kann, endlich die Gewißheit, daß diesem Briefe kein Unheil widerfahren wird, fordern mich auf, einmal so zu Ihnen zu reden, wie ich es nur selten tun möchte, und auch nur selten tun dürfte.

Sie sind für unsern neuen König enthusiastisch eingenommen, teurer Freund, und ich ehre die Quelle dieses Enthusiasmus, sowie ich die Gültigkeit der Veranlassung desselben gewiß keinesweges bezweifle. Ich selbst bin froh, weit über meine Erwartung froh, wenn ich die ersten Monate dieser Regierung betrachte. Aber — lassen Sie uns nicht zu früh triumphieren! Sie, und die Welt kennen bis jetzt nur *eine* Seite dieses goldnen Schauspiels. Die Vernunft, die Weisheit, die Sachkenntnis eines einzigen Mannes hat dies glänzende Gewand, woran sich jetzt Deutschland zu ergötzen scheint, um die ersten Tage unsrer neuen Ära geschlagen. Immer genug gewonnen, immer Verdienst genug, daß man diesen Mann auf diesen Posten stellte! Aber das ist nur ein einzelner Sieg: das böse Prinzip kämpft in unserm Staate noch mächtig mit dem guten: und wenn *Oromasis* auch für jetzt überwunden hat, so ist *Arimanos* nicht *vernichtet*. Eine *militärische Kabale* — mir furchtbarer als alle Wöllner und Hermes[1]) der alten Regierung —

[1]) Der Oberkonsistorialrat Hermes aus Breslau, ein Gehilfe Wöllners, Mitglied der berüchtigten Examinationskommission für Geistliche in Berlin. Vgl. Philippson a. a. O. I S. 324 ff.

strebt unablässig nach dem Zepter, und kann ihren Zweck erreichen. Mencke ist nicht bloß sterblich, er ist in einem Zustande, mit dem ein langes Leben sich gar nicht vereinigen läßt: ich wette nicht auf ein Jahr für das seinige.[1]) — Was alsdann geschehen wird, das, mein Freund, wird über den Charakter dieser Regierung, wird über unser und vielleicht über Europas Schicksal — denn wie viel darf denn in die zitternde Wage noch fallen? — entscheiden. Diesen Zeitpunkt lassen Sie uns in Ruhe erwarten. Ich bin kein Unglücksprophet: ich sage nicht einmal, daß ich vermutete, es werde dann schlecht gehen: aber ich kenne das Innre unsers Staates zu genau, ich weiß zu gut, was ich von der glänzenden Außenseite einer Regierung zu halten habe, ich weiß zu gut, worauf sich alle unsre Hoffnungen stützen, um nicht zu verlangen — was ja ohnehin die Weisheit in jedem Falle vorschreibt — daß unser Urteil noch suspendiert werde. Deshalb werde ich im einzelnen gern und willig loben, was des Lobes wert ist; ob ich es gleich (mit dem Könige selbst) höchst ekelhaft finde, daß man diesen Fürsten mit faden Schmeicheleien wirklich erstickt; daß elende Journale, wie die Annalen von Unger[2]) (die doch gewiß auswärts einen Namen haben, auch ungeheuren Absatz finden) es recht darauf anlegen, die lumpigsten Anekdoten als historische Denkwürdigkeiten, und jede Zeile, die Mencke schreibt (von dem man vor drei, vor zwei Jahren, vor acht Monaten, wo er immer ebensogut, und manchmal weit besser schrieb als heute, durchaus keine Notiz nehmen wollte, weil er nicht à l'ordre du jour war) als einen Göttersprüch darzustellen.

Da ich einmal so offenherzig gewesen bin, so glaube ich auch, fest versichert, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, noch einen Schritt weiter gehen zu können. Männer, deren Beifall mir unendlich kostbar ist, deren Urteil ich verehre, haben hin und wieder den Wunsch geäußert, daß ich selbst einen Anteil an der Führung der Kabinettsgeschäfte erhalten möchte: auch hier ist hin und wieder davon gesprochen worden. Darüber will ich mich ernsthaft gegen Sie erklären. Im Anfange der Regierung stand es bei mir, mich von M. zu seinem Gehülfen vorschlagen zu lassen, und vielleicht wird noch mehr als eine, vielleicht traurige Gelegenheit vor

[1]) Mencken mußte im Sommer 1798 nach Pyrmont, und nach seiner Rückkehr sich von den Geschäften zurückziehen. Er litt an einem Augenübel, an Verlöschen der Stimme und an Auszehrung und starb am 5. August 1801. Gentz' verändertes Urteil über ihn im Jahre 1800 vgl. in Histor. Zeitschr. 89 S. 254 [2]) Vgl. S. 205 Anm. 1.

kommen, wo ich dies ohne alle Schwierigkeit und Kabale bewirken könnte. Da M. jetzt alle Zivilgeschäfte dirigiert, da er äußerst hinfällig ist, und uns gewiß nur allzufrüh entrissen wird, so sehen Sie leicht ein, was in einer solchen Laufbahn für ein tätiges, ehrgeiziges, seiner Kräfte sich bewußtes Gemüt, Verführerisches liegt. Auch müßte ich Sie hintergehen, wenn ich Ihnen nicht gestände, daß es viele Augenblicke gegeben hat, wo ich den Reiz, der jene Aussicht umschwebt, lebhaft fühlte, andre, wo mich die Idee, es sei pflichtmäßig, eine solche Lage zu benutzen, begeisterte. – Aber die Vernunft, aber die kaltblütige Überlegung, aber die unbestechliche Selbstkenntnis, aber die allmächtige Furcht, meine Freiheit für einen falschen Genuß zu verkaufen, meine wahre Bestimmung mit einer scheinbaren zu verwechseln: alles das trug den Sieg davon, und wird ihn, mit Gott, immer davon tragen. Ich tauge zu diesem schweren Posten nicht: mag ich doch eben so viel Kenntnisse als M. und vielleicht mehr Talente haben, als er: mir fehlt die unerschütterliche, die ewige, die göttliche Ruhe seines Charakters: mir fehlt sein Heldenmut, seine Standhaftigkeit, seine Gleichgültigkeit gegen alle Unternehmungen des Feindes, und die Kunst, seine unerhörte Festigkeit und Kraft, in eine sanfte, heitre, süß-täuschende äußre Form zu verstecken. Ich bin nicht dazu gemacht, mich auf die Länge mit Kabalen herumzuschlagen, habe vor dem Militär eine nicht zu besiegende Furcht, und ginge zuverlässig, wenn der König mich heute mit seinem ganzen Vertrauen erhöbe, in weniger als einem halben Jahre zugrunde.

Nehmen Sie nun hiezu, daß ich mich in eine bodenlose Sklaverei (denn von dem Leben, was Mencke führt, können Sie sich kaum eine Vorstellung machen und doch möchte ich den Posten nur so, oder gar nicht, verwalten) stürzen, daß ich meine literärischen Beschäftigungen, meine literärischen Plane für immer aufgeben, daß ich – was weit wichtiger ist: denn jenes wäre, bei Gott, eins der geringsten Übel – selbst der fernern Kultur meines Geistes, d. h. der einzigen für mich behaglichen Existenz, der einzigen, mit welcher das Leben wahren Wert für mich hat, entsagen müßte: und urteilen Sie, ob ich nicht mehr als unweise handelte, wenn ich mich je durch irgend ein rühmliches oder kleinliches Motiv bewegen ließe, aus meiner jetzigen Sphäre zu gehen.

Daß ich Ihnen alles, was dieser Brief bis hieher enthält, im größten Vertrauen schreibe, versteht sich von selbst: ob ich gleich den behutsamen Gebrauch davon, den ich Ihnen empfehlen muß, aber auch

schon mit größter Zuverlässigkeit erwarten kann, nicht so pedantisch beschränken will, daß ich es z. B. ungern sehen würde, wenn Sie einem Manne, wie Wieland, den ich, als einen der Schutzgeister alles Wahren und Guten in der Welt, verehre, insofern er sich für mich, oder den Preußischen Staat überhaupt interessiert, eins und das andre mitteilten.

Sie fragen mich nach meinem großen Werke über die Geschichte der Revolution. Auch hierüber will ich einmal recht aufrichtig mit Ihnen sprechen. An und für sich konnte der Eifer, an einem Werke, dem ich so viel Zeit und Kräfte schon aufgeopfert habe, zu arbeiten, nie erkalten. Aber ob ich es in 3, 5, 10 Jahren, ob ich es jemals vor das Publikum bringen werde — das ist eine andre Frage. Sollte ein Mann, wie Sie, sich über diese Äußerung wundern? Ja, wenn ich mir ein Feld gewählt hätte, wo man, sobald man sich des Fleißes, der Gründlichkeit, und einiger Talente bewußt ist, die Menschen zwingen kann, einem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen (Mathematik, Physik, Chemie, Philologie 2c.) so wollte ich über den Erfolg ganz ruhig sein. Aber in diesem stürmischen Zeitalter, auf diesem von Erdbeben und unterirdischen Feuern durchwühlten Boden, in dieser Periode der heftigsten Gärungen des menschlichen Geistes — jetzt in der Darstellung der größten politischen Begebenheit aller Zeiten, eben der Begebenheit, welche die Veranlassung aller dieser Stürme und Ungewitter gewesen ist, ein *κτῆμα ἐς ἀεὶ* zu suchen, auf Beifall, nur auf Billigkeit zu rechnen — welch ein Unternehmen! Zumal wenn man, obgleich mit wahrer Unparteilichkeit, deren ich mir wirklich in hohem Grade bewußt bin, doch lebhaft fühlt, daß man — da, wo vollkommene Neutralität nur einen Schafskopf zieren könnte — immer mehr noch zur alten, als zur neuen Schule, immer mehr noch zu der Partei gehört, gegen welche sich die ungeheure Masse aller oberflächlichen, aller unruhigen, aller neuerungssüchtigen Menschen, gegen welche sich mehrere der vorzüglichsten Köpfe, die Majorität der Schriftsteller in allen Sprachen, der Geist der Zeit, das Glück, alle Torheiten und Fehler der Regierungen, und unerhörte Siege, verschworen haben. Überlegen Sie das alles, und tadeln Sie mich, wenn Sie können, über meine Zähheit und Verdrossenheit, einer Sache, die ich für verloren halten müßte, wenn ich nicht zu fest überzeugt wäre, daß sie, so wie ich sie verstehe, die gute Sache ist, und deshalb einst wieder triumphieren muß, öffentlich das Wort zu reden, und für ein Publikum zu schreiben, welches

mich schon jetzt — was wird es erst in einigen Jahren werden! — weder belohnen, noch verstehen würde.

Sie werden mir vielleicht einwenden: Seien Sie Geschichtsschreiber und kehren Sie sich an das übrige nicht. Aber erwägen Sie nur selbst, was es heißt, Geschichtsschreiber der französischen Revolution zu sein: wie wäre es wohl möglich, Begebenheiten, die großenteils im Raisonnement empfangen und geboren sind, die man aus Raisonnements hervorsuchen muß, die sich immer um Raisonnement drehen — ohne alles Raisonnement darzustellen![1])

Und, wenn man dann nun täglich sieht, wie es mit den besten Köpfen um uns her geht! — Was soll ich von Johannes Müller sagen! Daß er sich für eine Revolution in seinem Vaterlande erklärt, ist immer schon auffallend, immer schon paradox genug: Aber — warum denn solche Briefe schreiben, als der, von welchem Auszüge in allen deutschen und französischen Zeitungen prangen, und von dessen Echtheit ich nur gar zu überzeugt bin. Ein Mann, wie Müller, drohen — daß er Philippische Reden schreiben wollte!! — Ein Mann wie Müller, in einem Tone, der es zweifelhaft läßt, ob man die kindische Albernheit, oder die arrogante Großsprecherei vorzugsweise tadeln soll, der Welt, wie eine große Entdeckung, erzählen: Er sei jetzt (wahrscheinlich seit dem 4. September ???)[2]) mit den Franzosen ganz zufrieden!! — Und das ist einer unsrer Mächtigsten, unsrer wahrhaft großen Schriftsteller!

Und was soll ich von Posselt sagen? — Wer kann seinen Geist, seine Kenntnisse, seinen eisernen Fleiß, seine Genauigkeit, alle seine unschätzbaren Verdienste höher anschlagen, als ich! Seine Zeitung ist ein Produkt, wie wir in Deutschland noch keines hatten, eine Lektüre für Männer, ein wahres Repertorium für die Geschichte![3]) Aber — welcher Ton, worin von Frankreich gesprochen wird! Welcher verdoppelte Schwulst (denn Schwulst ist nun einmal der unglückliche, in dieser Zeitung mehr als in seinen andern Schriften hervorstechende Fehler dieses sonst

---

[1]) Das Werk blieb ungedruckt. Es sind fünf druckfertige Bände in Großoktav mit Register; durch die Güte des Grafen Anton Prokesch von Osten aus dem Nachlasse P. Wittichens in meinem Besitz. [2]) Vgl. S. 211, Anm. 1. Johannes von Müller, der Geschichtsschreiber der Schweiz (1752—1809). Zur Sache vgl. die öffentliche Erklärung Müllers. Sämtliche Werke. Biographische Denkwürdigkeiten III S. 210 ff. M. wollte eine schnelle Regenerierung der Schweiz zum Schutz vor französischen Eingriffen. [3]) Ernst Ludw. Posselt (1763—1804). Vgl. S. 207, Anm. 1.

trefflichen Schriftstellers), so oft er von den Taten und den künftigen Bestimmungen der großen Nation redet! Welche sichtbare Abneigung gegen England! Wie ganz ins Geschrei des Tages eingestimmt, sobald es auf das Monopol des englischen Handels ankömmt: als wenn die Wahl zwischen Monopol und Nicht-Monopol, und nicht vielmehr (zum Unglück einer verblendeten Welt) zwischen Monopol und Zerstörung des Mittelpunktes aller Weltindustrie wäre, als wenn das Wort Monopol, von einer Nation gebraucht, im höhern kosmopolitisch-merkantilischen Sinne, nicht eine ganz andre Bedeutung als die gemeine hätte,[1]) als wenn der wahre Reichtum der Nationen 2c. — doch, vergeben Sie mir, teurer Freund, daß ich ins Predigen verfalle. Ich wollte ja hier nicht meine eignen Grundsätze aufstellen, sondern nur ein kurzes Urteil über die Äußerungen eines andren niederlegen. Also nur noch ein Wort! Wie kann Posselt in seiner Ehrfurcht vor der großen Republik so weit gehen, daß er ihren jetzigen unwürdigen Regenten — Ja! das sind sie, und die Geschichte wird dereinst schon den Ton treffen, in welchem sie geschildert werden müssen — daß er den Reubell's, den Barras, den Merlin — — einen Mann wie Pichegru schlachten konnte.[2]) Wozu die hämische Enthüllung der soi-disanten neuen Tatsache, daß Pichegru „wider seinen Willen" Holland erobert habe. Also herrschen wohl über die Revolution vom 18. Fruktidor noch nicht verkehrte Begriffe genug in der Welt! Also soll man einem Mann, für dessen republikanische Redlichkeit ich heute mein Leben lasse, der das Opfer der verruchtesten Kabale, der schamlosesten Bösewichter wurde, den man mit der Elite von Frankreichs besten Köpfen in wilde Regionen schleuderte, für den sich — ein entsetzliches Zeichen der Zeiten, worin wir leben — fast kein Mensch mehr interessiert, indes die Macht — und immer nur die Macht — der jetzigen Regierung das Erstaunen, die Bewunderung aller Menschen beschäftigt — einem solchen Mann soll man noch einen tötlichen Stoß

[1]) Von „als wenn" bis hierher hat Böttiger diese Ausführungen in eine Anmerkung zu einem Londoner Bericht, Märzstück des N. T. Merkur, S. 325, aufgenommen. Vgl. S. 253. [2]) Bei dem Staatsstreich des 18. Fruktidor wurden von den Direktoren Barthélemy und Carnot gestürzt und mit dem General Ch. Pichegru (1761—1804), dem Eroberer Hollands im Winter 1794/95, und 53 Abgeordnen deportiert. Im Direktorium blieben Jean François Rewbell (1747—1807), Nicolas Ch. de Barras (1755—1829); Merlin de Douai, Philippe Antoine Ch. de (1754—1838), seit 1795 Minister der Justiz, trat neu in das Direktorium ein.

in der öffentlichen Meinung versetzen, und — anstatt die Begebenheit, von der er das Opfer wurde, näher zu beleuchten — in seinem frühern, mit dieser Begebenheit gar nicht konnexen Betragen, umherwühlen, um nur dem Direktorium einen neuen Stoff zu leeren Deklamationen zu liefern. — Diese einzige Note hat mich gegen Posselt — ich sage es Ihnen im unverdeckten Ausbruch einer freundschaftlichen Mitteilung — empört. Die Weltkunde bleibt übrigens, was sie ist: ich bin selbst aufgefordert, Beiträge dazu zu geben: und ich halte es für Pflicht, eine Unternehmung zu befördern, die Deutschland Ehre macht.

Nun aber fühle ich, daß ich schließen muß. Sie wollten einen langen Brief: Wenn ich Sie nur nicht für dieses Verlangen schwer gestraft habe! —

Meinen[1]) herzlichsten Dank für Ihre vielfache Güte und Freundschaft gegen mich, für den Anteil, den Sie an meinem literärischen guten Rufe nehmen, für die Mitteilung des herrlichen, mir so unendlich werten Briefes von Wieland (den ich als ein köstliches Geschenk von Ihnen annehme), für die Ankündigung der von Mounier intendierten Übersetzung, und alles, was Sie taten, um den würdigen Mann bei seinem Vorhaben zu stärken. — Kann ich Ihnen je wesentlich dienen, so gebieten Sie uneingeschränkt über mich. — Daß ich Ihnen die Zeichnung, die mein Bruder für Sie ganz besonders entwirft, heute noch nicht schicken kann, darüber müssen Sie seine Trägheit anklagen: aber verloren ist sie keinesweges für Sie.

Sie haben doch wohl unstreitig Vieweg in Weimar gesehen? Was dünkt Ihnen von seiner Reise nach Paris? — Sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, um beständig so reichen Stoff zu Ihren Übersichten der fremden Literatur zu sammeln. Ich versichre Sie, daß ich keine derselben — es wäre zu wenig gesagt, ohne Belehrung und Ergötzung, sondern — ohne wahre Bewunderung lese. Welch ein vastes Repertorium muß in Ihrem Kopfe sein!

Ich höre auf, und das in allem Ernste! schreiben Sie mir bald und viel. Ich kann Ihnen nie stark genug ausdrücken, mit welcher Wahrheit und Innigkeit ich mich nenne

Ihren herzlich ergebnen Gentz.

---

[1]) Von hier ab ungedruckt.

N. S. Ich hatte diesen Brief schon zugemacht und abgeschickt, als ich den Brief des trefflichen Mounier und seine Übersetzung meiner Schrift erhalte. Es ist mir nicht möglich, ihm jetzt noch zu schreiben: aber ich bitte Sie, daß Sie ihn vorläufig meiner innigsten Dankbarkeit versichern. Sagen Sie mir, wie, wo und seit wann hat der Mann unsre Sprache so erlernt, daß ihm eine solche Arbeit möglich wurde? Lieset er überhaupt deutsche Bücher? Hat er wohl je meine Bearbeitung seines herrlichen Werkes über die Revolution, und meine Zusätze zu diesem Werke gelesen?[1])

Was mich aber noch mehr als alles dies interessiert: Geben Sie mir doch einen nähern Aufschluß über eine Stelle in einem Ihrer Briefe! Sie sagen „er sei, vielleicht ohne es sich selbst zu gestehen, ein reiner Republikaner geworden." Was verstehen Sie unter diesem Ausdrucke? Worauf gründen Sie diese Bemerkung? Und durch welche seltsame Revolutionen kann aus einem Manne, der nie aus Fanatismus, sondern aus raisonnierter Überzeugung die Monarchie liebte, zu einer Zeit, wo man den Republiken alles eher, als Liebenswürdigkeit zugestehen kann, ein Republikaner geworden sein?

Verzeihen Sie, teuerster Freund, daß ich einen ohnehin langen Brief noch durch diese mir interessante Fragen verlängerte u. s.

Und noch eins! Von wem ist die tiefsinnige, lehrreiche, treffliche Rezension der Fichte'schen Schriften in der A. L. Z.?[2]) Brinkmann wird Ihnen die höchst interessante Schrift von Camille Jordan zustellen.[3]) Geben Sie doch das Exemplar in meinem Namen an Mounier, wenn er sie noch nicht kannte.

---

[1]) Vgl. S. 211, 237, 239, 250. [2]) Jen. Lit.-Ztg. 1798, Januar, Nr. 7 ff., eine sehr ausführliche Rezension (ohne Chiffre) der ersten Entwürfe der Wissenschaftslehre Fichtes, die für die Zuhörer 1794 u. 95 als Manuskript gedruckt waren. Der Rezensent wird trotz seines das Verhältnis Fichtes zu Kant betreffenden, abweichenden Standpunktes Fichte durchaus gerecht, tadelt nur scharf den Ton der Fichteschen Polemik. [3]) Camille Jordan (1771—1821) mußte nach dem 18. Fruktidor fliehen. Er schrieb in Genf die Schrift: Camille Jordan, député du département du Rhône à ses commettans sur la Révolution du 4 Septembre 1797. Er begab sich bald darauf nach Weimar. Lobende Worte Gentz' über Jordan, vgl. Hist. Journal 1799 November, S. 382.

61.

Berlin, den 10. März 1798.

Ich vermute stark, mein hochgeschätzter Freund, daß mein durch Brinkmann an Sie gelangtes Paket sehr spät in Ihre Hände gekommen sein wird: denn, wenn es wahr ist, was man sich hier sagt, daß er allein in Halle 14 Tage zugebracht hat, so kann ich ungefähr denken, wann er in Weimar gewesen sein wird. Indessen darf ich doch jetzt auf eine Antwort von Ihnen recht bald rechnen, und bitte Sie vorzüglich, um baldmöglichste Zurücksendung der Ihnen kommunizierten Abschriften.

In unsrer innern Administration haben sich, seit meinem letzten Briefe, manche wichtige Veränderungen und Begebenheiten zugetragen: ich bin aber heute nicht imstande, Ihnen etwas darüber zu sagen, sondern muß die wenige Zeit, die ich habe, dem Hauptgegenstande dieses Schreibens widmen.

Sie erhalten hier einen Brief an Mounier und einen Korrekturbogen der Übersetzung meiner Schrift. Ich habe den Brief mit Fleiß offen gelassen (Sie mögen ihn beliebig schließen), damit Sie ihn lesen, und dadurch, ohne daß ich doppelt darüber schreiben durfte, die etwas épineuse Operation kennen lernen möchten, die ich mit dieser Übersetzung vorgenommen habe. Was ich im Briefe an Mounier erzählt habe, ist alles wahr: was ich dort aber nicht hinzusetzen durfte, ist, daß M.'s Übersetzung an vielen Stellen zu falsch und an andern zu matt war, als daß ich sie unverändert hätte abdrucken lassen können. Da ich nun die andre, an vielen Stellen unstreitig bessre, mit der größten Sorgfalt unter meinen Augen gemachte Übersetzung einmal liegen hatte, so konnte ich mich unmöglich enthalten, diese zur Formierung eines vollkommnern Ganzen zu benutzen. Ich bin allerdings nicht ganz ohne Besorgnis über die Art, wie Mounier diese procédure tant soit peu cavalière, aufnehmen wird; ich rechne indessen mächtig auf Ihre Klugheit und auf Ihre Freundschaft. Sie können wohl glauben, daß mir an der Zufriedenheit eines Mannes wie M. nicht wenig liegt. Auch wünschte ich gar herzlich, daß er mir seinen Namen nicht wieder entzöge, wenn auch das Werk nicht mehr ganz sein ist. Tun Sie Ihr mögliches, und besonders — schaffen Sie mir prompte Antwort.

D'Ivernois, und durch ihn verschiedne andre schätzbare Männer in London haben mich stark aufgefordert, ihnen eine französische Übersetzung

meiner Schrift zu verschaffen: ich möchte also bald mit der Sache ins Reine sein. Wahrscheinlich lasse ich nicht mehr als 100 Exemplare drucken. — Ich breche kurz ab, weil die Zeit drängt, und nenne mich von Herzen den Ihrigen Gentz.

62.

Berlin, den 13. März 1798.

Ihr Brief, teuerster Freund, hat mir, wie alles, was von Ihnen kömmt, viel Vergnügen gemacht. Ich kann heute nicht so darauf antworten, als es sich gebührt, und muß dies bis auf einen andern Tag aussetzen: aber was ich Ihnen nicht geschwind genug melden kann, ist, daß ich den Camille Jordan nicht übersetze[1]), und nicht kommentiere. Wenn Sie also das, was Sie darüber im Merkur sagen wollten, noch zurücknehmen können, so tun Sie es nur. Ich werde Ihnen künftig sagen, warum ich das Unternehmen wieder aufgegeben habe. Für heute nur die Versicherung meiner herzlichen Teilnahme an dem häuslichen Unglück,[2]) welches Sie betraf, und meiner unbegrenzten Hochachtung und Freundschaft Gentz.

Unsre Briefe haben sich gekreuzt. Denn wahrscheinlich werden Sie heute den mit dem Paket für Mounier erhalten haben.

63.[3])

Berlin, den 17. März 1798.

Das Gespräch von Wieland im neusten Stücke des Merkur[4]), ist ein wahres Meisterstück, d. h. die ganze erste größre Hälfte desselben, bis auf die Stelle, wo er anfängt, von der Diktatur zu sprechen. Hier trenne ich mich von ihm 1) weil ich alle Diktaturen hasse, 2) weil ich gar nicht absehe, auf welchem Wege Frankreich von der Diktatur —

---

[1]) Das Märzheft 1798 des N. T. Merkur bringt die Verheißung Böttigers, man habe „von der Feder des um die Wahrheit in einem vom Fraktionswesen aller Art geblendeten Zeitalter nicht wenig verdienten Herr K.-R. Gentz" eine Übersetzung der Schrift C. Jordans an seine Wähler (vgl. S. 249 Anm. 3) zu erwarten. [2]) Böttigers kleiner Sohn Moritz war gestorben. Vgl. Maurer-Constant I, S. 278. [3]) Gedruckt von Spieß a. a. O. [4]) In dem Gespräche unter vier Augen, zweites Gespräch über den neufränkischen Staatseid „Haß dem Königtum", Märzstück von Wielands N. Teutschen Merkur, verteidigt Wieland das Königtum gegen den theoretischen Haß der Republikaner und proklamiert schließlich Bonaparte, „seinen Helden", als Diktator für Frankreich, das durch ihn allein in eine vernünftige Verfassung zu bringen sei.

wenn sie nicht eine perpetua sein soll — zu einer regelmäßigen Staatsverfassung gelangen soll, 3) weil ich überzeugt bin, daß nur eine regelmäßige Verfassung — wäre es auch die Konstitution von 1795 mit einigen Verbesserungen — Frankreich retten kann, 4) weil ich endlich, wenn es denn nun schlechterdings Diktatur gelten müßte, nie den bluttriefenden Schöpfer der Italienischen — daß sie Gott erbarm — Republiken, zu diesem Posten erheben würde. Der erste Teil des Gespräches ist entzückend schön. S. 283 steht durch einen Druckfehler der 14. August. — — Ich bin von neuem in eine ungeheure Arbeit vertieft. Der König hat eine Kommission zur Revision des gesamten Finanz-Wesens ernannt, für welche der **General** von Rüchel[1]) die Instruktion entworfen hat. (Sie ist nicht, wie die vom 1. Januar 97.) Bei dieser Kommission bin ich der Repräsentant des abwesenden Minister Hoym, der eigentlich das Faktotum dabei sein sollte. Dies ist genug gesagt. — Eine andre Instruktion, die der **Obrist** v. Zastrow[2]), für den neuen General-Kontrolleur, **General-Lieutenant** von Schulenburg[3]) entworfen hat, werden Sie in den Hamburger Zeitungen gelesen haben. — Ich mag heute über alle diese Sachen nicht urteilen.

Sie fragen mich, wer Beyme ist?[4]) Er war ein guter Kammergerichts-Rat, den nicht Mencken, sondern der **General-Lieutenant** Graf von der Schulenburg zum Kabinetts-Rat vorgeschlagen hat. Hieran möge Ihnen genügen.

Die Minister fallen hier, wie die Fliegen.[5]) Wöllner, Blumenthal, Buchholtz an einem Tage. Der Prozeß der Lichtenau ist geendigt. Sie wird nach Glogau, nicht ins Gefängnis gebracht, erhält 4000 Rthlr. Jahrgehalt und 2000 Rthlr. Reisegeld. — Die Denkenden fragen:

---

[1]) General Ernst von Rüchel (1754—1823). Über seine politische Tätigkeit damals vgl. auch Hüffer, die Kabinettsregierung in Preußen, S. 82 ff. [2]) Der Oberst von Zastrow war 1794 zum Generaladjutanten mit dem Vortrag der Militärsachen ernannt worden. Er behielt diese Stellung bis 1800. Vgl. über ihn Hüffer S. 90 u. passim und Gentz' Denkschrift von 1800, Hist. Ztschrft. 89, S. 256 f. [3]) Graf Schulenburg-Kehnert trat am 19. Febr. 1798 an die Spitze der Oberrechnungskammer. [4]) Karl Friedrich Beyme (1765—1838), am 21. Febr. 1798 zum Geh. Kabinettsrat ernannt. Hüffer S. 87 f. Fr. Wilh. III. kannte B. schon von seiner Tätigkeit am Kammergericht her. In seiner Denkschrift an den Herzog von Braunschweig im J. 1800 (Hist. Ztschr. 89, S. 257) gibt Gentz wieder Mencken als Urheber der Ernennung Beymes an. Ebenso Schlichtegroll a. a. O. S. 135. [5]) Vgl. S. 207. Böttiger gab Gentz' Nachrichten sofort an J. v. Müller weiter. Vgl. Briefe an J. v. Müller I, S. 281.

Wenn sie eine Verbrecherin war, warum behandelt man sie, wie einen pensionierten Minister? Wenn sie es nicht war, warum konfisziert man ihr Vermögen? – Vielleicht reiset nächstens wieder ein Freund nach Weimar, daß ich Ihnen über alles, was ich heute nur andeuten konnte, ausführlich schreibe. — —

Wer ist denn der treffliche Engländer, der Sie so treffend, und so hochverdient gezüchtiget hat? — Ihre edelmütige Geneigtheit, zur guten Sache zurückzukehren, würde mir Verehrung und Liebe gegen Sie einflößen, wenn nicht diese Gefühle längst in meinem Herzen lägen. Ich freue mich, daß Sie von einer Stelle meines Briefes einen so passenden Gebrauch in Ihrer sehr schönen Anmerkung machen konnten.[1])

Und nun, mein verehrter Freund, noch eins: Ich brauche die Aktenstücke, die ich Ihnen geschickt habe, höchst nötig, und bitte Sie daher, mir solche unter der Rubrik: Drucksachen, mit umgehender Post, unfehlbar zurückzusenden. Bleiben Sie mit Liebe und Freundschaft zugetan Ihrem sehr ergebnen Gentz.

i. m. Caillard[2]) ist ein verschlossner Politiker, der, so wie es scheint, ein sehr eifriger Direktorial-Republikaner ist. Er hat große Kenntnisse in der alten Literatur. — Da haben Sie alles, was ich von ihm weiß. Wie können Sie auch verlangen, daß man einen französischen Gesandten persönlich charakterisieren soll. Er ist ein französischer Gesandter! schließt denn das Wort nicht alles in sich? Es war einst nahe daran, daß ich mit ihm bekannt werden sollte: aber — wir besannen uns beide eines andern.

64.

Berlin, den 3. März 1799.

Ich bin lange stumm und tot für Sie gewesen, verehrungswürdiger Freund; aber ich glaube fast, daß Sie mich entschuldigen würden, wenn ich die ganze Reihe der Ursachen meiner Nachlässigkeit vor Ihnen ausbreiten sollte. Der regelmäßigste Briefschreiber bin ich ohnehin nie:

---

[1]) Vgl. S. 247. Böttiger verteidigt in dieser Anmerkung England auf die Anregung Gentz' hin. Eine entsprechende Bemerkung über seine Sinnesänderung machte B. auch gegenüber J. v. Müller a. a. O., S. 280. [2]) Antoine Bernard Caillard (1730–1817), französischer Diplomat, 1795–1801 französischer Gesandter in Berlin. In einem Brief an J. v. Müller vom 5. März 1798 nennt Böttiger Caillard „seinen edlen Freund". Maurer-Constant I, S. 276.

werde ich nun überdies von Geschäften mannigfaltiger Art hin und her gezogen und geworfen, so geht die Regsamkeit zu diesem Geschäft leicht gänzlich in mir aus.

Was mich heute zunächst und recht lebhaft aufgefordert hat, Ihnen zu schreiben, ist die Lektüre des Januar-Stücks des Merkurs, welches ich erst vor wenig Tagen erhielt, und dessen erster Aufsatz mir ein großes Vergnügen gemacht hat.[1] Lange wünschte ich, daß Posselt (dessen treffliche Eigenschaften, und viele Verdienste ich gewiß nicht verkenne) wegen seiner ekelhaften Parteilichkeit für die Franzosen und ihre Helden, und ihre Taten, doch einmal öffentlich angeklagt werden möchte. Nie konnte es mit mehr Mäßigung, Humanität, Würde, und eben deshalb vielleicht mit mehr Nachdruck geschehen, als es in jenem Aufsatze ausgeführt worden ist. Herr v. R., den ich nicht kenne, ob er gleich meinen Namen auf eine höchst schmeichelhafte Weise genannt hat, legitimiert sein Richteramt in jeder Zeile, die er schreibt, und seine Worte sollten doch auch wohl bei den wärmsten Anhängern Posselts Eingang finden. Aber wie glorreich verstärkt und verherrlicht ist seine Kritik, da es Wieland selbst gefiel, seine Stimme bei dieser Gelegenheit zu erheben! Es sind doch immer und immer goldne Worte, die aus dieser Feder hervorgehen. Wie lehrreich ist das, was er über den Posseltschen Stil sagt? Wie treffend die Schilderung des Direktorial-Tons! Wie weise und edel das Ganze! Nur an zwei Stellen habe ich mit einem gewissen Schmerz — denn ohne Schmerz kann man auch in Nebensachen mit einem solchen Manne nicht dissentieren! — mein Urteil von dem seinigen abweichend gefunden, nämlich wo er von Bonaparte, und wo er von

[1]) Im Januarstück 1799 des N. T. Merkur lobt ein v. R. die Allgemeine Weltkunde resp. Allgemeine Zeitung sehr, tadelt aber Posselts Stil und Parteiischkeit für Frankreich. Dabei folgende Stelle: Solange indessen noch ein Mann wie W. (wohl Wieland) es nicht verschmäht, gemäßigte Gesinnungen laut zu äußern, solange ein Genz und einige Männer, die es verdienen neben ihm genannt zu werden, ihre Kniee vor dem großen Götzen des Zeitalters noch nicht gebeugt haben, so lange darf man, ohne das allgemeine „Steinige" fürchten zu müssen, es laut sagen, daß es eine bemitleidenswerte Schwachheit unseres soi-disant philosophischen Jahrhunderts ist, mit vollen Backen Suworow einen zweiten Tamerlan, und hingegen den Helden des Tags (Bonaparte) einen Weltbeglücker zu nennen. Wieland schränkt in einer Beilage dazu das Lob v. R.s bedeutend ein und tadelt aufs schärfste die Begeisterung für die Franzosen und den Stil Posselts. Napoleon, meint er dabei, hätte ein Weltbeglücker genannt werden können, wenn ihn die Franzosen zum Diktator ernannt hätten.

Mallet Dupan[1]) spricht. Über den letztern würde ich nicht viel disputieren, weil ich ehrlich genug bin, einzugestehen, daß ich eine alte Vorliebe gegen diesen Schriftsteller hege und vielleicht zu günstig von ihm denke. Aber mit Schirach in eine Klasse gesetzt zu werden, scheint er mir doch nicht zu verdienen. — Was dagegen Bonaparte betrifft, so bin ich fest überzeugt, daß W. seinen Fähigkeiten als Staatsmann viel zu viel Ehre antut. Gehen Sie alle Proben, die dieser General von seinen politischen Talenten abgelegt hat, (von seinen ersten Beschlüssen in Italien an bis zu seinem letzten Diwan in Kairo) durch, und ich glaube, Sie werden ziemlich mit mir übereinkommen, daß Bonaparte wohl allenfalls die Kunst versteht, Revolutionen anzufangen, nicht aber die viel schwerere, sie zu beendigen.

Übrigens ist mir in dem ganzen Aufsatze ein Umstand aufgefallen. Wußten Sie denn nicht, daß Posselt schon seit vier bis fünf Monaten der Redaktion der Allgemeinen Zeitung gänzlich entsagt hat? Daß Huber und Frau jetzt die Redakteurs[2]) sind? – Wenigstens erwähnen Sie dieser Veränderung nirgends, da doch vielleicht manches, was noch auf Posselt geschoben wird, schon den neuen Redakteurs angehörte.

Und was sagen Sie denn, daß ich selbst wieder die Journalisten-Laufbahn betreten habe?[3]) Mich in diesen trüben und gefährlichen Zeiten wieder in das Gefecht mische? Ganz allein jeden Monat ein dickes Heft auszuarbeiten über mich nehmen konnte? Sagen Sie, daß ich ein Narr bin: so haben Sie es kurz und bestimmt getroffen.

Wie urteilt man bei Ihnen über den großen Prozeß zwischen Fichte und der Kursächsischen Regierung? Mir scheint die Fichtesche Appellation eines der trefflichsten Produkte zu sein, die aus dieses Schriftstellers Feder hervorgingen.[4]) Überhaupt ist Fichte ein außerordentliches

[1]) Vgl. S. 178 f. Mallet du Pans Merkur stellt Wieland neben das „Politische Journal" (1781–1804) von Gottlob Benedikt von Schirach (1743–1804) und nannte beide Blätter „inzendiarisch". [2]) Österreich hatte die Unterdrückung der „Neuesten Weltkunde" bewirkt. Posselt trat von der Leitung zurück und blieb ständiger Mitarbeiter. Ludw. Ferd. Huber (1764–1804), der Freund Schillers und Körners, übernahm die Leitung der „Allgemeinen Zeitung", wie Cotta sein Blatt jetzt nannte. Vgl. L. Salomon, Gesch. d. deutschen Zeitungswesens II, S. 43 f. Hubers Frau ist die frühere Frau Forsters, Therese, geb Heyne. [3]) Gentz' „Historisches Journal" begann damals zu erscheinen. [4]) J. G. Fichtes „Appellation an das Publikum über die durch das Kurf. Sächs. Konfiskationsreskript ihm beigemessenen atheistischen Äußerungen." Fichtes „Philosophisches Journal" war wegen angeblich atheistischer Äußerungen in Sachsen verboten worden.

Phänomen. Eine solche Größe des Denkens und eine solche Gemeinheit des Menschen hat sich wohl selten in einem Individuum vereinigt.

Wenn Sie sich von meinem jetzigen Zustande eine getreue Vorstellung machen wollen, so denken Sie sich, daß ich seit 8 Wochen von der Gicht, (in allen Teilen des Körpers, den Kopf allein ausgenommen) gequält und gelähmt bin, daß hiezu neuerlich noch einige Fieberanfälle sich gesellten, und daß ich täglich einen Berg französischer, englischer und deutscher Zeitungen und Journale durchzuarbeiten habe, die aller Geduld und Tätigkeit Trotz bieten. — Nach diesem will ich Sie bloß recht herzlich um die Fortdauer Ihrer Freundschaft bitten

Gentz.

N. S. Tut die Erlangische Lit. Zeit.[1]) der Jenaschen großen Abbruch? Und was ist eigentlich die Veranlassung zu jener Spekulation gewesen?

Mein Schwager Gilly empfiehlt sich Ihnen bestens und wird Ihnen bald schreiben.

den 5. März 1799.

Noch eins, ehe ich meinen Brief zumache. Ich habe vor einigen Tagen an Johannes Müller in Wien geschrieben, und ihm die Hefte meines Journals geschickt.[2]) Mein Hauptzweck dabei war, mit diesem großen Manne in unmittelbare Verbindung zu treten. Gern erreichte ich aber durch ihn noch einen andern, ob ich es gleich nicht über mich gewinnen konnte, etwas davon zu erwähnen. Ich habe die Erlaubnis, mein Journal in die Österreichischen Staaten einzuführen, durch unsern verstorbnen Fürsten Reuß[3]) erhalten, kenne aber in Wien niemanden, der ihm dort Absatz verschaffen könnte. Glauben Sie wohl, daß ich mich auch mit diesem Anliegen an Müller wenden könnte? Oder wissen Sie mir vielleicht einen bessern Rat zu geben? Ich habe keinen sonderlich merkantilischen Geist: aber ich muß doch nun schon tun, was ich kann, um mein Unternehmen auf festen Fuß zu bringen. — Verzeihung für diese vertrauensvolle Äußerung.

---

[1]) Diese Zeitung, von Meusel, Mehmel und Langsdorff herausgegeben, erschien nur in den Jahren 1799–1800. [2]) Der Brief vom 4. März 1799 ist bei Schlesier, Schriften von Friedrich v. Gentz IV, S. 5ff, abgedruckt. [3]) Langjähriger, österreichischer Gesandter in Berlin. Vgl. dazu die Briefe Gentz' an Thugut vom 4. März und 2. November 1799 bei: Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei, S. 1ff.

65.

Berlin, den 13. Oktober 1801.

Die wohlwollenden Gesinnungen, hochgeschätzter Freund, die Sie mir bei so mancher frühern Gelegenheit geäußert haben, und Ihre weltbekannte, ebenso tätige als aufgeklärte Dienstfertigkeit gegen alle, die das Glück in eine nähere Verbindung mit Ihnen führt, geben mir den Mut ein, Sie in einer, für mich nichts weniger als uninteressanten literärischen Angelegenheit, um Rat und sogar um Beistand zu bitten.

Ich habe vor kurzem die beiden Hefte[1]) publiziert, die ich mir die Freiheit nehme, Ihnen hiebei zu übersenden. Sie machen ungefähr die Hälfte eines Buches aus, worin ich die ganze Sphäre der großen politischen Verhältnisse durchlaufen mußte, welches, unter kritischen Umständen begonnen, unter ruhigern, aber gerade deshalb vielleicht (für mich) noch kritischern vollführt werden muß, und welches wahrscheinlich für einige Zeit das Ziel meiner schriftstellerischen Arbeiten sein wird. Die ersten Hefte sind mir nicht ganz mißraten; der lebendige Beifall, den einige der ausgezeichnetsten praktischen Köpfe und Staatsmänner ihnen schenkten, bürgt mir dafür, und schlägt alle meine furchtsamen Skrupel danieder.

Da dieses Werk einen Gegenstand von ganz allgemeinem Interesse behandelt, da es überdies die Widerlegung eines französischen Schriftstellers, wenngleich nicht zum eigentlichen, doch zum ostensibeln Hauptzweck hat, und da endlich mein Name durch verschiedne meiner frühern Schriften in andern Ländern einigermaßen bekannt worden ist, so war es von Anfang an mein Wunsch, dieses Buch zugleich in einer französischen Übersetzung erscheinen zu lassen. Ich machte mehrere Versuche; ich machte deren namentlich zwei in Braunschweig, wo mir von hoher Hand[2]) einige Männer namhaft gemacht wurden, die alle dazu erforderliche Fähigkeiten besitzen sollten; aber diese Versuche fielen sämtlich fruchtlos aus.

---

[1]) Es sind die beiden allein erschienenen Hefte: Von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der französischen Revolution. Eine Prüfung des Buches De l'état de la France à la fin de l'an VIII. Von Friedrich Gentz. Berlin, H. Frölich 1801. Über die Übersetzungen vgl. Kircheisens Gentz-Bibliographie. Mitt. d. I. f. österr. G. XXVII, S. 103. [2]) Jedenfalls durch den Herzog K. W. F. von Braunschweig unter Vermittlung des Generals von Stamford, an den Gentz damals seine große Denkschrift über das preußische Kabinett gerichtet hatte. Vgl. P. Wittichen in Hist. Ztschr. 89, S. 246 Anm. u. S. 273.

Ich konnte die Übersetzungen nicht brauchen — — das Original wurde indessen fertig; mit einer englischen Übersetzung war ich glücklicher; ich glaube wenigstens mit gutem Grunde, daß diese in tüchtige Hände gefallen ist. Doch muß der Erfolg erst darüber absprechen.[1]) Nachdem die beiden Hefte ausgegeben waren, so entdeckte ich erst, daß das, was ich in der Ferne gesucht hatte, in meiner Nähe lag. Ein Mann, den ich täglich in den diplomatischen Häusern sah, dem ich aber nicht die tiefe Kenntnis in der deutschen Sprache zutraute, die er in der französischen unleugbar besaß, überraschte mich mit der Nachricht, daß er mein Buch übersetzen wollte und daß er sogar mehrere Bogen desselben wirklich schon übersetzt hätte. Ich las sie mit ihm, und ich überzeugte mich mit freudigem Erstaunen, daß diese Übersetzung das Non plus ultra war, welches sich in einer so unendlich schwierigen Aufgabe, als eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische ist, nur irgend erreichen und denken läßt. Sie wissen, was das Urteil sagen will, wenn es der immer viel=verlangende und nimmer=zufriedne Verfasser der Originalschrift, von seinem eignen Übersetzer fällt!

Dieser Übersetzung fehlt nun weiter nichts, als daß sie gedruckt werde. Das Werk wird, wenn mich nicht alles trügt, einen großen und ausgebreiteten Debit im Auslande finden. Das Kunststück ist nur, es dahin zu bringen.

In Frankreich kann und mag ich es nicht drucken lassen; es ist auch beinahe gewiß, daß man es dort nicht drucken würde. England ist mir zu weit, und für französische Bücher auch der rechte Boden nicht. Ich dachte mir daher, ob es nicht das beste wäre, sich mit einem der deutschen Buchhändler, die Verbindungen im Auslande haben, in Unterhandlung einzulassen. Alle hiesigen, mithin alle, die ich kenne, sind dazu völlig ungeschickt.

Ich weiß, teuerster Freund, daß Sie große Konnexionen in der buchhändlerischen Welt besitzen. Ich bitte Sie daher, mir einen Rat zu geben, oder, wenn Sie die Sache dazu geeignet, und die damit verknüpfte Beschwerde nicht zu groß finden, gleich selbst in meinem Namen eine Negoziation anzuknüpfen, wozu ich Ihnen solchenfalls, hiemit unbegrenzte Vollmacht erteilen will.

---

[1]) J. C. Herries (1778—1855) übernahm die Übersetzung. Er war seit 1801 Privatsekretär des Schatzsekretärs Vansittart. Vgl. Gentz' Brief an ihn unten S. 334 ff.

Meine Bedingungen würden folgende sein. 1) 50 Friedrichsdor Honorar, wovon 10 zur Anfertigung einer korrekten und netten Abschrift bestimmt sind, und 40 dem Übersetzer (einem Mann von großen Verdiensten, den seine jetzige Lage in den Fall setzt, sich Unterstützungen auf anständigen Wegen verschaffen zu müssen) zuteil werden sollen; 2) ein korrekter Druck auf gutem weißen Papier; 3) und einige Freiexemplare. Alles übrige besorgt der Verleger, wie er will. Doch müßte das Honorar notwendig gleich bezahlt werden; der dritte Teil des Manuskripts wird gleich fertig geliefert; und da der Übersetzer ununterbrochen fortarbeitet, so ist es gewiß, daß auch der schnellste Druck ihn nicht mehr einholen wird. Wenn nachher das dritte und vierte Heft erscheint[1]), so soll nach Verhältnis der beiden jetzt vorhandnen, aufs neue kontrahiert werden.

Ich fühle, daß in diesem Antrage eine große Unbescheidenheit liegt; Sie sind so überhäuft mit Arbeiten aller Art, daß man sich schämen sollte, Ihnen neue aufzubürden, oder auch nur einen Augenblick Ihrer kostbaren Zeit in Beschlag zu nehmen. Aber meine Hülflosigkeit und Unbehülflichkeit in solchen Dingen ist immer noch so groß, daß ich ohne den Beistand eines Freundes nicht vorwärts komme. Wird Ihnen die Sache zu beschwerlich, oder finden Sie sie gleich beim ersten Anblick nicht praktikabel, so schreiben Sie es mir ohne alle Umstände; nur um baldige Antwort bitte ich in jedem Falle.

Ich würde mich herzlich freuen, wenn je eine Gelegenheit einträte, wo Sie über mich disponieren könnten und wollten. Ich werde sie mit Freuden ergreifen; und benutze die gegenwärtige nur noch, um Ihnen die Versicherung meiner treusten und ehrerbietigsten Ergebenheit zu erneuern.

Gentz.

66.

(Weimar,) 19. November 1801.

Ich denke mit einer Art von Schrecken daran, daß ich noch keinen Besuch bei Herder[2]) gemacht habe. Sie, der Sie mir bei meiner hiesigen Anwesenheit schon so viel Freundschaftsdienste leisteten, würden Sie es wohl übernehmen, mich bei ihm anzumelden? Am liebsten wäre

[1]) Die nächsten Hefte wurden zwar geschrieben, aber versetzt und nicht gedruckt. Sie sind bis jetzt verloren. Vgl. Tagebücher I, S. 5. [2]) Gentz war damals in Weimar. Der Besuch bei Herder mit Böttiger fand am nächsten Tage statt. Vgl. Tagebücher I, S. 8.

es mir, wenn der Besuch heute Nachmittag stattfinden könnte. Ich erwarte daher auf den Mittag einige Nachricht von Ihrer Güte.

Immer wollte ich Sie fragen, ob Sie mir nicht, und zwar baldmöglichst den Musenalmanach schicken könnten, worin die Schwestern von Lesbos[1]) stehen. Zu diesem Antrage sehe ich Sie etwas schalkhaft lächeln; aber das schadet nichts; ich habe gleich gestern freimütig bekannt, daß der Helm auf mich lebhaft gewirkt hat, et je ne m'en défendrai point aujourd'hui. Gentz.

67.

(Weimar,) 21. November (1801).

Damit ich nicht während meines Hierseins aus aller Konnexion mit den Weltbegebenheiten gerissen werde, nehme ich mir die Freiheit, Sie nochmals dringend um Mitteilung einiger Zeitungen zu bitten. Hauptsächlich ist mir daran gelegen: 1. alles, was seit dem 30. Oktober aus England angekommen, 2. die Allgemeine Zeitung vom 5. November an, 3. die neulich bemeldeten Stücke des Journal de Francfort, ungefähr von der Mitte Oktobers an, baldmöglichst zu erhalten, und Sie werden mich ungemein verbinden, wenn Sie dazu gütigst mitwirken wollen.

Diesen Nachmittag werde ich Sie wahrscheinlich auf eine halbe Stunde besuchen, ehe ich ins Theater[2]) gehe. Gentz.

---

[1]) Gedicht von der Hofdame der Herzogin Luise, Amalie von Imhof, gedruckt in Schillers Musenalmanach für 1799. Der „Helm" ist eine Anspielung auf die Aufführung der Jungfrau von Orleans, die Amalie am 19. Nov. bei Kotzebue darstellte. Gentz verliebte sich an diesem Tage in Amalie. [2]) Aufführung von Wallensteins Tod, für Gentz veranstaltet. Vgl. Tagebücher I, S. 9. Gentz kam, auch von Humboldt warm empfohlen, nach Weimar. Vgl. W. v. Humboldt an Goethe 11. November (1801): „Heute gebe ich nur Gentz diese Zeilen an Sie mit. Er reist in Begleitung seines Bruders nach Weimar, um Sie und Schiller zu sehen. Empfangen Sie ihn gütig, haben Sie ihn einmal aufgenommen, so werden Sie ihn gerne bei sich festhalten. Er gehört zu der Klasse der Wenigen, die bei der innigsten Bekanntschaft auch am meisten gewinnen, und der Menge anders erscheinen, als dem Zirkel derer, die sie lange und anhaltend sehen. Ich lebe seit zwölf Jahren in sehr enger Vertraulichkeit mit ihm und immer sind mein Interesse und meine Liebe für ihn gewachsen." Goethe antwortete 29. Nov.: „Daß Sie Gentz bei mir einführen wollen, dafür danke ich Ihnen bestens. So sehr ein Mann sich auch selbst empfiehlt, so sehr begünstigt die Empfehlung eines Freundes die ersten Augenblicke der Bekanntschaft." Bratraneck S. 173ff.

68.

(Weimar, 26. November 1801.)

Von halb 1 Uhr an bin ich sicher zu Hause. Wollen Sie mich also vor dem Mittagessen im Klub, dem ich beiwohnen werde, besuchen, so soll es mir sehr angenehm sein.

Meine Bemerkungen über die englischen Debatten erfolgen hiebei auf einem besondern Blatte.[1]) Gentz.

69.

(Weimar,) den 1. Dezember 1801.

Alles in dieser Welt muß sein Ende erreichen; und so gehe ich denn morgen ganz sicher von Weimar ab. Ich hatte mir von diesem Aufenthalt viel Gutes versprochen; aber es ist nur nüchterne Gerechtigkeit, wenn ich Ihnen sage, daß ich unendlich viel mehr gefunden habe, als ich hoffte, daß ich in den 14 Tagen, die ich in Ihren Mauern zubrachte, wirklich recht glücklich gewesen bin.

Ich würde diesen Nachmittag oder gegen Abend noch bei Ihnen ansprechen, hochgeschätzter Freund, um für das, was Sie zu meinem Wohlsein redlich beigetragen haben, Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen.

Unterdessen muß ich Sie noch mit einem kleinen Auftrage beschweren. Da ich nun nicht nach Jena komme, so kann ich nicht selbst das beiliegende Paket bestellen, welches mir Dr. Grapengiesser aus Berlin für Herrn Lohder[2]) mitgegeben hatte. Würden Sie wohl, da hier so oft Gelegenheit nach Jena ist, dieses Paket baldmöglichst dahin besorgen lassen?

Zeitungen und Briefe, die ich von Ihnen hatte, sind, meines Wissens, sämtlich zurückgegeben. Möchte ich bald wieder in diesen nahen Schriftenwechsel mit Ihnen geraten. Gentz.

70.

(Weimar,) 2. Dezember 1801.

Eine unvorhergesehne Reparatur an meinem Wagen hindert mich, vor Mittag abzureisen.[3]) Da ich nun weder die Nacht in Auerstaedt zubringen, noch den Weg zwischen Auerstaedt und Naumburg im Finstern befahren will, so bleibt mir nichts übrig, als meine Abreise auf

---

[1]) Auf dem Billett die Bemerkung Böttigers, daß es sich um die englischen Parlamentsdebatten vom 3. und 4. Nov. 1801 über die Friedenspräliminarien mit Frankreich gehandelt habe. Das Blatt ist nicht erhalten. Zu dem gesellschaftlichen Teil des Billetts vgl. Tagebücher I, S. 11. [2]) Just. Christian Loder, Professor der Medizin in Jena, dann in Halle (1753–1832). [3]) Gentz war wegen Amalien noch geblieben; am 2. Dez. war er etwa 4 Stunden bei Schiller. Abreise 3. Dez. Tagebücher I, S. 13 f.

morgen zu verschieben. Ich versichre Ihnen, daß es mir diesmal ernstlich unlieb ist, um so mehr, da ich mich schäme, heute noch vor Leuten zu erscheinen, und folglich den Tag in einer Art von Inkognito verleben werde. Zu Ihnen muß ich aber nun auf jeden Fall noch kommen; gehen Sie heute nicht ins Schauspiel, so komme ich während des Schauspiels, welches ich auf keinen Fall mehr besuche; gehen Sie ins Schauspiel, so komme ich gleich nach dem Mittagessen.

Der Aufschub freut mich in einer einzigen Rücksicht sehr: ich hätte Schiller nicht mehr gesprochen, wenn ich heute früh gegangen wäre. Denn denken Sie sich, daß ich gestern Abend, wo ich mich schon bei ihm hatte melden lassen, von 6 bis $^1/_2$11 Uhr, also $4^1/_2$, sage fünftehalb Stunden, beim Herzog habe zubringen müssen.

Auf Wiedersehen. Schreiben Sie mir, wie Sie's mit dem Theater halten.
Gentz.

71.

(Weimar,) den 3. Dezember (1801).

Jetzt, teuerster Freund, ist es Ernst. Keine Kalypso ist mächtig genug, mich länger zurückzuhalten. Tu autem vale et fave! Gentz.

72.

(Weimar, 6. Oktober 1802).[1])

Diesen Augenblick ist Elliot[2]) angekommen. Wir reisen morgen früh ab. Ich komme heute abend noch zu Ihnen, und sage Ihnen, zu welcher Stunde Sie Elliot sprechen können. Gentz.

73.

(Weimar,) den 7. Oktober 1802.

Hiebei erfolgen mit verbindlichstem Danke die ungelesnen Zeitungen zurück; auch füge ich das Billett von Dumanoir bei, da Sie mir erlaubt haben, die Broschüre (?) von Jordan[3]) mitzunehmen. Von Frankfurt aus sende ich Ihnen diese unfehlbar zurück.

---

[1]) In Weimar auf der Durchreise nach England geschrieben. Vgl. Tagebücher I S. 23. [2]) Hugh Elliot (1752–1830), englischer Gesandter in Berlin 1777–1782, später bis 1803 in Dresden. Gentz reiste mit ihm zusammen nach England. [3]) Jedenfalls C. Jordans Schrift gegen das Konsulat: Vrai sens du vote national pour le consulat à vie (anonym), Paris 1802.

Ich füge hier auch noch zwei Bände bei, die Frau v. Berlepsch[1]) mir geliehen hat und bitte Sie, ihr solche mit meinem besten Danke zurückzugeben, und ihr dabei zu sagen, daß ich sie bei unsrer ersten Unterredung viel zu interessant gefunden hätte, um nicht recht lebhaft zu bedauern, daß dies vorderhand auch die letzte hätte sein müssen.

A propos! Vergessen Sie doch ja nicht, mir den Tacitus und Plinius zu schicken! – Ich reise um 11 Uhr, si diis placet! – Bleiben Sie mein Freund und gedenken Sie meiner. Gentz.

74.

Frankfurt, den 13. Oktober (1802).

Wir sind Sonntag hier wohlbehalten angekommen, und setzen nun unsre Reise morgen weiter fort. Die Wasserfahrten sind alle aufgegeben; wir reisen zu Lande über Wiesbaden ꝛc. nach Koblenz, dann auf dem linken Rheinufer nach Köln, von da nach Brüssel, und, wie Herr Elliot meint, nach Ostende, wie ich aber meine (und bisher hat meine Meinung noch immer obgesiegt) nach Calais. – Unterdessen habe ich in drei Tagen die Reichsstadt Frankfurt, mit allen ihren Herrlichkeiten, Zirkeln, Assembleen, Diners, Soupers, Patriziern, Corps diplomatique, Theater, Buchläden ꝛc. von außen und innen kennen gelernt. –

Ich sende Ihnen mit größtem Danke Ihren Jordan zurück, der uns unterwegens großes Vergnügen gemacht hat. Auch bin ich so frei, Sie zu bitten, das beiliegende Paket baldigst an Fräulein Imhof zu besorgen.

Ich füge dieser Bitte noch eine andre hinzu. Es ist die, daß Sie mich S. Durchlaucht dem Herzoge, wenn Sie ihn sehen, zur Gnade, meinem Bruder, den liebenswürdigen Demoiselles Jagemann[2]) (von denen

---

[1]) Wohl die Weimarer Dichterin Emilie v. Berlepsch, geb. v. Oppel (1757 bis 1830), bei Jonas, Schillers Briefe III, 127, erwähnt. Gentz hatte sie nach Ausweis seines Bekanntenregisters im Okt. 1802 in Weimar kennen gelernt. Im Maiheft 1799, S. 116 f. des Hist. Journals hatte er sie mit reichem Lob bedacht wegen eines Briefes über das Schicksal der Schweiz in der deutschen Ausgabe von Mallet du Pans: Zerstörung des Schweizer-Bundes 1799. Sie heiratete später einen Domänenrat Harms. Neuer Nekrolog 1830, S. 601. Vgl. Maurer-Constant I, 372. [2]) Henriette Karoline Jagemann (1777–1848), spätere Frau v. Heygendorf, Schauspielerin und Sängerin in Weimar, und deren Schwester.

beiden ich mehr als je eingenommen bin) und allen dortigen Freunden, die sich meiner erinnern, zum Andenken empfehlen sollen. Ich freue mich sehr, bei meiner Zurückkunft Weimar wieder zu berühren, und Ihnen, mein sehr hochgeschätzter Freund, die Versicherung meiner unveränderten und unbegrenzten Ergebenheit zu erneuern. Gentz.

Herr Elliot trägt mir eben ausdrücklich auf, Sie freundschaftlichst von ihm zu grüßen.

75.

(Weimar,) den 17. Januar 1803.

Ich bin gestern abend glücklich hier angekommen[1]), wertester Freund, hoffe Sie unverzüglich zu sehen, und übersende Ihnen unterdessen: 1. Einen Brief von Herrn Hüttner[2]), 2. den Lukretius von Wakefield in 3 vol., 3. eine Schachtel für Mad. Böttiger; und 4. den Tacitus und Plinius, die Sie mir so freundschaftlich mit auf die Reise gaben.

Das übrige mündlich. Ich werde bald bei Ihnen sein.

Gentz.

76.

(Weimar,) [den 18. Januar 1803.][3])

Was ich Ihnen hier schicke, ist ein Stück vom Morning-Chronicle und eins vom Courier.[4]) In letzterm ist ein Artikel abgedruckt, der eigentlich im Morning-Post stand, welche letztre Zeitung ich jetzt nicht finden kann.

Ich danke für die Berliner Zeitungen. Ich wollte, ich hätte alle diese Artikel nicht gelesen. Deutschland hat, dünkt mich, noch so viel

---

[1]) Aus England, vgl. Tagebücher I, S. 24. [2]) Johann Christian Hüttner (1766 bis 1847), war Reisebeschreiber und Tagesschriftsteller. Er begleitete Lord Macartney auf seiner Reise nach China. Vgl. S. 210. Nachher lebte er in London. [3]) Hand des Empfängers. [4]) Morning Chronicle, December 22.

Mr. Gentz, who has written several excellent political tracts, in which he has defended the principles of the british constitution, displayed the justice of our publick conduct, and demonstrated the solidity of our resources, has lately visited England. He has been treated by all parties with merited distinction; by the Members of the old and new Ministry, and of the old and new opposition. Indeed, this civility is nothing more than a grateful return for the service which this author has done to the English nation. The universality of the french language gives a wonderful facility to the Government of France in circulating principles of policy and representations

zu tun, um eine Nationalliteratur und einen Nationalcharakter zu erhalten und zu behaupten, daß das traurige und gewagte Geschäft — Goethes Produkte zu kritisieren füglich auf einige Jahrhunderte ajourniert werden könnte. Gentz.

77.

(Undatiert, Weimar, Januar 1803).

Ich kann meinen Tag heute nicht anders zu meiner Befriedigung arrangieren, als wenn Sie die Güte für mich haben, folgenden Vorschlag anzunehmen. Essen Sie bei mir nach dem Konzert bei Goethe, zu Abend; ich bin um 9 Uhr sicher in meiner Stube, und dann haben

---

of publick affairs, best calculated to justify and extend their political ascendancy, and to blacken the conduct of rival powers. By means of the press, therefore, they disseminate calumny, falsehood, and misrepresentation all over the Continent, too frequently without confutation. Thus the cause of England, which has not the same opportunity of making herself be heard, is materially injured in the opinion of contemporaries. Mr. Gentz, however, has proved himself our zealous, able, and victorious advocate. In his last Work he has exposed with great force and dexterity the artful misrepresentations and the plausible sophistries of Hauterive. To treat such a foreigner with every attention is the duty of the leading men among us, to prove that we are not insensible to the services of those, who have lent their aid to defend our national character, and to support the fabric of our publick prosperity.

Courier, Dec. 18.

The coincidence of Mr. Moore's mission to Constance with Mr. Gentz's visit to England, has given rise to some speculation with respect to new political connections between the Courts of London and Vienna. Mr. Gentz has just left the Prussian service, and entered into that of Austria, and his reception in London has certainly been more universally favourable than that of perhaps any other private foreigner who ever visited this capital. But its Universality is a sufficient proof, that it depends on personal merit, and just celebrity, without any mixture of secret political views. It has been confined to no party. Lord Grenville, and Mr. Windham have vied with Mr. Addington and Lord Hawkesbury, in their attention to this celebrated writer. Landsdown-house and Devonshire-house have been as open to him as Downing-street. There is no need of any misterious cause to explain why Englishmen of all parties should shew their gratitude to the ablest defender of England, nor why the country of Adam Smith should shew her admiration of the greatest political economist in Europe.

wir so viel Zeit vor uns, als Ihnen belieben wird, Ihrer Nacht zu entziehen. Können Sie mir nicht baldmöglichst die ersten Stücke von der Berliner Zeitung von Kotzebue und Merkel[1]) schicken? Gentz.

NB. Ich komme nach dem Mittagessen dennoch eine Viertelstunde zu Ihnen.

78.

(Undatiert, Weimar, Januar 1803.)

Sie haben entweder mein Billett nicht recht verstanden, oder Sie hatten das Ihrige schon geschrieben, als jenes Ihnen zukam. Vom Vormittage konnte gar nicht die Rede sein, weil dieser, wie ich Ihnen gestern schon sagte, vollkommen besetzt war. Aber n a ch Goethe wollte ich ein paar Stunden mit Ihnen zubringen; und da schien es mir das kürzeste und einfachste, Sie zu mir einzuladen. – Kurz, ich komme nach dem Diner zu Ihnen, und sage Ihnen unterdessen, daß ich nun erst übermorgen reise. Gehen Sie nur nicht eher weg, als bis ich bei Ihnen war. Gentz.

In Eile.

79.

(Undatiert, Weimar, Januar 1803.)

Etwas sehr Kurioses und Charakteristisches ist der Artikel in dem Blatte vom 12ten, worin die Leute zur Irländischen Lotterie aufgefordert werden. So weit haben es doch die Braunschweiger und Hamburger Lotteriejuden in der Geschicklichkeit der Redaktion noch nicht gebracht.

Gentz.

80.

(Weimar,) den 20. Januar 1803.[2])

Da Sie nun schon so viel für mich gesorgt haben, so könnten Sie mir wohl auch noch den Kommentar von Hüttner über Highlife belowstairs schicken, wovon mir dieser nie etwas gesagt hat. – Ich gehe mit recht dankbarem Herzen gegen die vielen neuen Proben Ihrer Freundschaft, die Sie mir während dieses meines letzten Aufenthalts gegeben haben, aus Weimar, und bitte Sie, in allen Fällen unbedingt auf meine treuste Ergebenheit zu rechnen; Vale, amice carissime!

Gentz.

---

[1]) Der Freimütige und Ernst und Scherz, herausgegeben von A. v. Kotzebue und Garlieb Merkel seit 1803. [2]) An diesem Tage reiste Gentz von Weimar ab.

81.

Wien, den 19. März 1803.

Verzeihen Sie mir, teuerster Freund, wenn ich Ihnen (von tausenderlei Beschäftigungen und Zerstreuungen hart gedrängt) Ihre L. Zeitungen so lange vorenthielt. Lesen konnte ich sie nicht eher, als in den letzten Tagen; und ungelesen wollte ich sie doch nicht wieder weggeben. Daß ich sie mit Vergnügen durchlaufen hätte, werde ich Ihnen nicht sagen, weil dies eine zu arge Lüge wäre. Ich finde, die A. L. Z. wird immer schlechter und schlechter. Gott weiß, ob die Schuld hievon an der stets zunehmenden Degradation der Literatur, oder an der Erbärmlichkeit der Rezensenten, oder an beiden zugleich liegt. So viel weiß ich, daß ich die hiebei zurückerfolgenden Hefte mit wahrer Wehmut durchging. — Die leidlichste Rezension schien mir noch die von Schillers Gedichten zu sein[1]), ob sie gleich im ganzen auch nicht viel taugt. Aber Soulavies Memoiren[2]), denen der nüchterne Rezensent nichts anders vorwirft, als „eine etwas parteiische Ansicht der Dinge, und einige Verworrenheit im Plan." Aber Edens Briefe über den Frieden[3]), von deren Ursprung und Charakter der Rezensent so wenig weiß, daß er sagt: „eigentlich bestreite E. einen ungenannten Schriftsteller (die weltbekannten Briefe von W. Cobbet[4]!), der die Fortdauer des Krieges anriete." Aber Woltmanns Wallenstein[5]) — ein lockres Produkt voll Sprachfehler, Solözismen, und Bombast — dem in einer andern Beurteilung „kraftvolle Darstellung und ein edler Stil (!!!)" zugeschrieben wird. —

---

[1]) Die Rezensionen, die Gentz erwähnt, stehen sämtlich in der Jenaischen Literaturzeitung 1802: Nr. 366 f. Rez. der Gedichte von Friedrich Schiller. [2]) Memoires historiques et politiques du règne de Louis XVI depuis son mariage jusqu'à sa mort. Jean Louis Soulavie. 1801. Die Rez. Nr. 308 ff. ist im Wesentlichen kritiklose Inhaltsangabe. Der Schlußsatz lautet: So interessant überhaupt Soulavies Werk ist, so hat es doch zwei sichtbare Gebrechen: einerseits eine etwas parteiische Ansicht der Dinge, anderseits einige Verworrenheit im Plane. [3]) Eight letters on the peace and the Commerce and Manufactures of Great Brittain by Sir Frederick Morton Eden. 1802. Rez. Nr. 337. [4]) William Cobbett (1762—1835), politischer Journalist und Publizist. C.s Weekly Political Register, seit 1802 erscheinend, schätzte Gentz aufs höchste. [5]) K. L. v. Woltmann (1770—1817), der Schiller nacheifernde Historiker, hatte in Ungers Hist. Kalender auf das Gemeinjahr 1803 eine Biographie Wallensteins erscheinen lassen. Abgesehen von der von Gentz zitierten Bemerkung wird in der Rez. Nr. 368 W.s Stil doch getadelt. Vgl. auch Schillers Urteil über W. in dem Briefe an Goethe vom 18. April 1797. Böttiger schätzte W. sehr. Vgl. s. Korresp. mit J. v. Müller. Maurer-Constant I passim.

Aber Posselts Taschenbücher[1]), von irgend einem Stümper in wahrem Trödlerstile rezensiert! — Gütiger Gott! welche Kunstrichter! Und — leider muß man es hinzusetzen — welche Literatur!

Weil ich einmal im Klagen und Schimpfen bin, so lassen Sie mich auch meine Galle gegen die Allgem. Zeitung ausschütten. Ich weiß, daß Sie an dieser ein unmittelbares Interesse haben; eben darum wende ich mich an Sie, um wo möglich einigen meiner härtsten Beschwerden abgeholfen zu sehen. Ich habe nichts dagegen, daß Sie alles, was England angeht, in das gehässigste Licht zu stellen suchen, daß Sie (unter der Hand) alles, was Frankreich und den ersten Konsul betrifft, immer mit Rosen bestreuen, daß Sie besonders die körnigten, und oft tiefgedachten Artikel der englischen Zeitungen, immer wie loses Geschwätz behandeln, und die vandalischen Artikel des Moniteurs gegen das britische Ministerium ehrfurchtsvoll, und ohne sich je eine Miene — wer dächte an ein Wort! — dagegen zu erlauben, kopieren; ich ehre die treulosen Kunststücke, mit welchen diese unredliche Zeitung ihre angebliche Unparteilichkeit (in den Augen der seichten und unwissenden Menge) zu behaupten weiß: — aber, wenn Sie auch das Interesse von Europa verkennen (da denn doch einmal alles hiezu konspiriert, und alles, in Gottes Namen, zum Henker gehen mag), so ehren Sie doch das Interesse der Wissenschaft und lassen Sie nicht über die englische Finanzadministration, Handelspolitik rc. solche heillose Sachen drucken, als ich sie in jedem Blatte finde, das diesen Gegenständen gewidmet ist. Wenn z. B. derjenige, der den Artikel Handelsverhältnisse in Nr. 64 schrieb, von einer Maßregel, wie die Suspension der Bankzahlungen (diesem Meisterstück wahrer Finanzkunst) und von einem Buche, wie das „über die Entbehrlichkeit der Guineen" (an dessen Grundsätzen nur Stümper und Krämer noch irre werden) durchaus nichts versteht, und seine Unwissenheit noch zum Überfluß, durch die feine Bemerkung, „daß „hiebei alles auf das — Fundiersystem ankomme" (worauf doch hiebei in der Tat nichts ankommt), beurkundet, so habe ich dawider nicht das mindeste einzuwenden. Wenn er aber, aus reiner Bosheit, hinzusetzt: „dennoch möchten sachkundige Deutsche, wie der verewigte Büsch" (der, obgleich kein Adam Smith, doch dies gewiß nicht unter-

[1]) Nr. 370, Taschenbücher für die neueste Geschichte, herausgeg. von E. L. Posselt 1794—1802.

schrieben hätte) „oder der deutsche A. Smith (!!!), Lüders[1]) in Braunschweig sehr triftige Einwendungen dagegen machen können" — und wenn er durch diese fade Appellation an ein sehr inkompetentes Gericht die große Masse der Leser immer mehr und mehr in dem Glauben bestärkt, daß die Englische Bank, und das System, worauf sie sich gründet, nichts als eine Art von immerwährender Fopperei sei — ein versteckter Bankerutt, und andrer trash dieser Art — so hindert der gute Mann offenbar, soviel an ihm ist, jeden Fortschritt von den jetzigen falschen, grundverderblichen, und doch allgemein herrschenden Ideen über die Natur des Geldes, zu der einzig wahren, und wohltätigen, die der ganzen Industrie von Europa eine neue Gestalt geben würde. Man hasse England, wie es sich gehört und gebührt; dies ist in der Ordnung; aber man hasse es nur nicht so, daß man lieber auf seine Einrichtungen schimpfen, als von seiner Weisheit lernen will.

Vergeben Sie mir diese Tirade, mein teurer Freund; wüßte ich nicht, daß Sie Ihre Hand bei diesem Institut haben, ich würde mich gewiß nicht so gegen Sie äußern; denn die Welt will nun einmal betrogen sein; ergo decipiatur; aber ein Mann von so echtem Wohlwollen wie Sie, und von so gesundem und richtig organisierten Kopfe (Ihre übrigen Verdienste vermag ich nicht zu rühmen) muß schlechterdings keinen Teil an solchen kleinlichen Verirrungen haben.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Braut von Messina sogleich umarmen könnte, anstatt mich hier noch mit den Hussiten[2]) herumzuschlagen. Haben Sie die Freundschaft, die Barmherzigkeit, lieber Böttiger, mir von interessanten Literaturneuigkeiten zuweilen Nachricht zu geben. — Hier sind wir arm: aber, was von unsrer Armut Ihnen irgend dienen kann, bin ich herzlich bereit, darzubringen. — Wenn Sie meinem Bruder begegnen, so grüßen Sie ihn bestens von mir; und, ergibt sich eine Gelegenheit, so bitte ich Sie, mich dem Herzoge ehrfurchtsvoll zu empfehlen. Johannes Müller[3]) — ob er gleich im Umgange der große, tiefe, gewaltige Kopf, den ich in seinen Schriften anbete, nicht ist — sehe ich doch mit vielem Gram eine Reise (nach der Schweiz, Italien, Frankreich etc.) antreten, die ihn vielleicht auf Jahre von uns entfernt. Ein andrer merkwürdiger, auch im Umgange sehr interessanter Mann —

[1]) A. Ferd. Lüder (1760—1819) gab 1800—1804 ein Werk über „Nationalindustrie und Staatswirtschaft" heraus. [2]) Von Kotzebue. [3]) Vgl. den Brief Gentz' an J. v. Müller vom 24. Mai 1803. Schlesier IV S. 10.

Mack[1]), wurde uns ebenfalls nur gezeigt, um uns wieder entrissen zu werden. Ich habe ihn indessen, trotz allen Dissipationen meiner Flitterwochen, gut benutzt. – Wenn Sie an Hüttner schreiben, grüßen Sie ihn von mir. Ich rechne ziemlich stark darauf, Sie diesen Sommer wieder zu sehen, und denke mit nicht geringem Vergnügen daran. Bleiben Sie mir gewogen; ich bin ganz unverändert

der Ihrige
Gentz.

Meine Adresse ist: Auf dem Kohlmarkt 1215.

Sie können mir so dreist schreiben, als wenn Ihr Brief von Weimar nach Jena ginge. Ich bin von allen Fesseln frei, über alle Schikanen erhaben, und werde in allen und jeden Rücksichten, wie ein Privilegierter behandelt. Es gibt daher weder Zensur, noch Polizei, noch Postaufsicht, noch irgend eine Beschränkung für mich. Wenn ich hier wirken könnte, wie ich wollte – da aber sitzt der Knoten – so wäre ich durchaus glücklich in Wien. Doch verzweifle ich an nichts, und sehe immer vorwärts — vorwärts.

82.

Wien, den 21. September 1803.

Ich danke Ihnen, mein hochgeschätzter Freund, für Ihr Andenken; ich danke Ihnen, daß Ihnen an dem meinigen noch immer etwas liegt. Es ist strafbar von mir, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb; aber Sie würden sich gewaltig irren, wenn Sie daraus schließen wollten, daß ich mich nicht oft und lebhaft mit Ihnen beschäftigt hätte.

Ich las vor einigen Wochen mit einem Vergnügen, das ich Ihnen kaum beschreiben kann, Ihre Sabina[2]). – Nein! Solch eine Gelehrsamkeit ist doch wirklich in unsern Zeiten ein Wunder! Über solche Gegenstände, von denen ich es kaum für möglich gehalten hätte, einen Aufsatz von sechs Seiten zu schreiben, ein großes, lehrreiches, unterhaltendes, wahrhaft künstliches Buch hervorzubringen — das hat mein Erstaunen erregt! Wenn Sie mir nur erst das Geheimnis Ihrer Zeit-

[1]) Karl Mack, Freiherr von Leiberich (1752–1828), 1805 Generalquartiermeister, der Urheber der Katastrophe von Ulm. [2]) Böttigers bekanntestes Buch „Sabina oder Morgenszenen im Putzzimmer einer reichen Römerin" war ursprünglich in dem von ihm redigierten Journal des Luxus und der Moden erschienen; 1803 als Buch bei Göschen in Leipzig.

einteilung begreiflich machen wollten. Dies Buch hätte ich (wenn mir auf einmal alle diese stupende Belesenheit eingegeben worden wäre) in drei Jahren nicht zustande gebracht, und Sie treiben so etwas beinahe wie ein Nebenwerk. Ich versichre Sie heilig, daß ich vor einem solchen Produkt mich bis zur Erde beuge. – Nur eins habe ich daran zu tadeln. – Die fatale Einrichtung, vermöge welcher die Ziffern zu den Noten auf jeder Seite von vorn wieder anfangen; dies bringt Verwirrung, und manchmal sogar Ermüdung in die Lektüre.[1]) Ich bitte Sie recht sehr, dies bei einer neuen Auflage abzuändern; die Notenziffern müssen durch jeden Abschnitt hindurch fortlaufen, wie im Gibbon und andern Werken dieser Art.

Wäre ich bei Ihnen, so würde ich mich unterstehen, hier und da kleine Kritiken über den Ausdruck vorzubringen. Aber das Ganze ist so vollkommen, und hinterläßt einen so angenehmen Eindruck, daß ich mich jetzt kaum noch auf die Stellen erinnre, gegen welche ich kleine Einwendungen gemacht haben würde.

Ich habe Herrn v. Einsiedel[2]) zwar verschiedne Male gesehen; aber doch viel weniger, als ich es gewünscht hätte. Ich war während der ersten Wochen seines hiesigen Aufenthaltes verreiset; nachher hielt mich die Besorgnis, mit seinem Reisegesellschafter nicht zu harmonieren, etwas zurück; kaum aber hatte mich der Zufall mit diesem zusammengeführt, als ich mich von der Grundlosigkeit dieser Besorgnis überzeugte. Sie werden von ihm selbst hören, wie einig und freundschaftlich wir diesmal miteinander gewesen sind; und Herr v. E. ist nun in jeder Rücksicht ein lieber und trefflicher Mann!

Amaliens Heirat – ich kann es Ihnen nicht leugnen – tut mir weh. Positiv unglücklich wird sie Hellwig[3]) nicht machen: ich halte ihn für einen braven, wenngleich sehr gewöhnlichen Mann. Aber ein solcher – Liebling Gottes hätte doch wohl verdient, positiv glücklich zu werden. Ich kann ohne tiefen Schmerz nicht daran denken. Doch dies Urteil bleibt ganz unter uns!

Die Nachrichten von allen den Veränderungen, die Jena so schnell hintereinander erlitt, von dem Abgang so vieler Professoren, von der

---

[1]) Die Noten, in denen B. seine antiquarische Gelehrsamkeit zeigt, nehmen einen sehr wesentlichen Teil des Buches ein. [2]) Fr. Hildebrand v. Einsiedel (1750–1828), Kammerherr bei der Herzogin Amalie in Weimar. [3]) Amalie v. Imhof hatte im August 1803 den schwedischen Artillerieoffizier Helvig geheiratet.

Auswanderung der Literaturzeitung rc. rc. taten mir weh. Ich leugne es nicht, daß ich mich unendlich mehr für den Herzog von Weimar, als für den Flor der Universität Halle interessiere; und ich stellte mir vor, daß diese Begebenheiten dem Herzog unangenehm sein würden. Wahrhaft froh war ich daher, als ich hörte, daß die Sache so schlimm nicht stände, und daß namentlich die Literaturzeitung in Jena fortgesetzt werden sollte.[1]) Schreiben Sie mir doch recht ausführlich, ich bitte Sie sehr, gar sehr darum, teils was Sie von den Ursachen jener Veränderungen, teils was Sie von diesem neuen Unternehmen wissen. Die alte L. Z. war wirklich tief gesunken; und ich schwöre es Ihnen, daß ich seit Jahr und Tag nichts, durchaus nichts als die wissenschaftlichen Übersichten (ich weiß nicht, ob von Ihnen oder von Ersch ausgearbeitet), die das Intelligenzblatt zuweilen lieferte, mit Wohlgefallen las. Freilich wird die Schlegelsche Schule in der neuen Literaturzeitung dominieren: das ist allerdings ein Übel und fürs erste ein ernsthaftes Übel. Ich denke mir aber immer, daß es vielleicht das beste Mittel ist, den herben und despotischen Geist dieser Schule nach und nach zu mildern, wenn man sie mehr in Kontakt mit der Literatur und den Literatoren im großen bringt, wenn man sie zwingt, für ein größres Publikum, als das ihrer Sekte, zu arbeiten, wenn man sie aus ihren isolierten Logen herauslockt, und sie in die Welt zu verstricken sucht. Denn das sehen wir doch wohl klar, daß solche Angriffe, wie die in Kotzebues Freimütigem[2]), sie nicht bessern werden. Und geht das Unwesen fernerhin so fort, wie bisher, werden fernerhin die ersten Köpfe der Nation, es sei nun durch welche Triebfeder es wolle, vermocht, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, so haben wir in zehn Jahren gar keine Literatur mehr. — Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir zumute ward, als aus mehrern Szenen der Braut von Messina eine unverkennbare Alarkos-Luft mich anwehte![3]) Ich zittre fast vor der Natürlichen

---

[1]) Die Jenaische Literaturzeitung, 1785 gegründet, geleitet von Schütz, Hufeland und Ersch, sämtlich in Jena, war seit dem Streit Schütz' mit Schelling stark in Verruf. Nacheinander hatten Fichte, Paulus, Hufeland Jena verlassen, Schütz siedelte 1803 als Professor nach Halle über, wo die Literaturzeitung fortgesetzt wurde. Goethe setzte die Weiterführung der Jenaischen Literaturzeitung durch. Auch Gentz arbeitete darauf wieder mit. [2]) Vgl. S. 266, Anm. 1. [3]) Friedrich Schlegels Trauerspiel Alarkos, im Jahre 1802 — Schillers Braut von Messina, im Jahre 1803 erschienen.

Tochter[1]), der Schlegelianismus fängt mich an, wie ein Gespenst zu verfolgen. Alle bisher dagegen gebrauchte Mittel waren schlecht gewählt. Man muß den Menschen Lust machen, sich selbst zu reformieren.

Sie fragen mich, ob Sie nach Berlin[2]) gehen sollen? Auf eine solche Frage läßt sich nun wohl im Ernst nicht antworten, ohne alle Umstände genau zu kennen. So unbestimmt, wie Sie sie aufstellen, halte ich sie mehr für Scherz, benutze aber den Vorteil, den Sie mir dadurch geben, die Erlaubnis, leichtsinnig zu antworten, und sage flugs: Nein! Wichtige Gründe können und müssen allerdings den Ausschlag geben: aber ich sehe Sie lieber in Weimar, als in Berlin: ich bin überzeugt, daß Sie in Weimar nützlicher, wenigstens mannigfaltiger-nützlich sind. Sie gehören zu Weimar; ich kann mir Weimar ohne Sie nicht recht denken. — Auf jeden Fall gehen Sie nicht unter 2000 Rtlr. Gehalt nach Berlin!

Da es nun einmal feststeht, daß ich in jedem meiner Briefe mit Ihnen zanken muß, so kann ich auch diesen nicht endigen, ohne Sie über eine Sache zur Verantwortung zu ziehen, die mich oft, und schwer ärgert. Nicht bloß in denjenigen Aufsätzen der Allgemeinen Zeitung, die ich mehr oder weniger für Ihr Werk halte, sondern auch, und besonders im Merkur, lassen Sie fast keine Gelegenheit vorübergehen, der Bayerschen Regierung über ihre Aufklärungsoperationen Komplimente zu machen. Ich war neuerlich einige Wochen in Regensburg:[3]) Dort hörte ich Männer, die man ohne Ehrfurcht nicht nennen kann, (wie z. B den Kurfürsten[4]), den ehemaligen Würzburger Domherrn Stadion[5]), einen der ersten Köpfe dieses Zeitalters u. a. m.), über alles, was in Bayern vorgeht, in einem Sinne, und in Ausdrücken sprechen, die Ihnen die Lust, Lobreden auf die Bayersche Regierung zu schreiben, wohl würden verbittert haben. Ich will niemanden kompromittieren, und der Gegenstand ist auch zu groß, um in einem flüchtigen Briefe abgehandelt zu werden;

---

[1]) Goethes Natürliche Tochter war 1803 vollendet und am 2. April 1803 zuerst in Weimar aufgeführt worden. [2]) Böttiger hatte sich mit Schiller und Goethe überworfen, er verhandelte mit Berlin und Dresden über eine Berufung dorthin. [3]) In der ersten Hälfte des Juli 1803. Vgl. Tagebuch I S. 28f. [4]) Karl Theodor Anton Maria von Dalberg (1744—1817), seit 1803 mit der kurfürstlichen Würde auf dem Domstuhl von Regensburg zum Ersatz für sein verlorenes Mainzer Erzbistum bekleidet. [5]) Graf Friedrich Lothar Stadion (1761—1810), der ältere Bruder des Grafen Philipp Stadion.

aber glauben Sie mir, mein Freund, die Bayersche Regierung arbeitet an ihrem eignen Untergange, und am Ruin des südlichen Deutschlands. Von wahrer Aufklärung, von wahrer praktischer Regierungsweisheit ist nun schon gar nicht die Rede. Es ist nicht einmal Eitelkeit, wie ich in der Ferne geglaubt habe, was alles das lose Geschwätz von Denkfreiheit, und Philanthropie hervortreibt; nein! die wahre und letzte Basis der Sache ist nichts anders – als die Geldverlegenheit des Hofes, und die bodenlose Immoralität seiner Ratgeber, die kein andres Mittel mehr kennen als Konfiskationen — und abermals Konfiskationen.

Der Kurfürst von Bayern ist grob-unwissend, leichtsinnig, und träge; sein Minister Montgelas[1]) ist ein Patron im Talleyrandschen[2]) Stile; verschlagen, superfiziell, geschäftsscheu, höchst prinzipienlos, dem alles recht ist, wenn es nur Geld verspricht. Sie haben die Regierung des Landes einer Gesellschaft von 10 oder 12 jungen Leuten übergeben, die nun auf gut Glück experimenta in anima vili vornehmen, und, von einigen durchtriebnern Revolutionärs heimlich geleitet, ganz eigentlich das unterste zu oberst kehren. Caeterum libertas et speciosa nomina praetextantur. – – Dies ist, nach reifer Untersuchung, die wahre Lage der Dinge in diesem unglaublich zerrütteten, ganz unterminierten Lande. Wenn Sie wahre Patrioten – ich kenne deren – darüber sprechen hören sollten, erstaunen würden Sie; und rechtfertigen würden Sie mich, daß ich Sie bitte, doch nur ja nicht unbedingt zu glauben, was die Werkmeister der Zerstörung, oder ihre teils blinden, teils treulosen Bewundrer Ihnen darüber schreiben.

Große Freude hat es mir gemacht, daß die Heiratsangelegenheit des liebenswürdigen Erbprinzen von Weimar so glücklich, und so glänzend beendigt worden ist.[3]) Wenn Sie eine Gelegenheit finden, mich dem Herzog zum gnädigen Andenken zu empfehlen, so bitte ich Sie, ihm zu

---

[1]) Kurfürst, später König, Max Joseph von Bayern (1756–1825) hatte bei seinem Regierungsantritt das Land finanziell ruiniert vorgefunden, (5 Millionen jährliches Defizit). Graf Max. Montgelas (1759–1838), seit 1799 Minister, leitete eine rücksichtslose Reformperiode in Bayern ein, indem er die Stände beseitigte, von Staatswegen der katholischen Kirche den Unterricht abnahm und den geistlichen Besitz durch Aufhebung der Klöster konfiszierte. [2]) Ch. M. von Talleyrand-Périgord (1754 bis 1838), von 1799–1808 französischer Minister des Auswärtigen. [3]) Der Erbprinz Karl Friedrich hatte sich mit Marie Paulowna, Großfürstin von Rußland, verlobt.

sagen, daß ich mir die Freiheit genommen hätte, am Tische des Grafen Rasumowski[1]), wo wir (kurz vor dessen Abreise nach Petersburg) die erste Nachricht von der ehrenvollen Aufnahme des Prinzen erhielten, die Gesundheit desselben auszubringen, und alles Rühmliche zu erzählen, was mir von ihm bekannt war. Ich nehme wirklich an allem, was die herzogliche Familie angeht, den wärmsten und lebendigsten Anteil; und werde die Gnade, die mir dieses hohe Haus hat widerfahren lassen, nie vergessen.

Und nun, mein vortrefflicher Freund, leben Sie wohl; und, wenn Sie einst schlechterdings nichts Bessres zu tun haben, so schreiben Sie einige Zeilen für

Ihren treu ergebnen Freund und Diener
Gentz.

P. S. Ganz besonders bitte ich Sie hier noch, mich der liebenswürdigen Mlle Jagemann zu empfehlen, mir zu schreiben, wie es ihr geht, und sie an ihr Versprechen, Wien auf einige Monate zu besuchen, von meinetwegen zu erinnern.

83.

Wien, den 6. November 1804.[2])

Wenn Sie diesen Brief eröffnen, so werden Sie denken: „Der erinnert sich meiner nur, wenn es darauf ankömmt, ihm Dienste zu leisten." — Und, so scheinbar diese Anklage auch sein mag, ist sie doch nicht gegründet; denn ich dachte neuerlich oft und viel an Sie, und nahm mir längst, ganz uneigennützig vor, Ihnen zu schreiben.

Seitdem Sie in Dresden[3]) sind, hört man nichts mehr von Ihnen; Sie werden dasselbe von mir sagen, seitdem ich in Wien bin; und wenn Sie, wie wohl keinem Zweifel unterliegt, in Ihrem Bezirk so tätig sind, als ich in dem meinigen, so können wir es uns beide gefallen lassen, daß unsre Namen seltner gedruckt erscheinen. Ich habe seit einem Jahre unendlich viel getan, wenngleich (ein paar Rezensionen in der

---

[1]) Graf Andrej Rasumowski (1752—1836) war von 1793 bis 1809 russischer Botschafter in Wien. [2]) Im Register 3. November. [3]) Im Jahre 1806 wurde Böttiger als Studiendirektor der Pagerie in Dresden angestellt. Er blieb bis zu seinem Tode (1835) dort.

Jenaschen L. Z. ausgenommen)[1]) nichts Publikables aus meiner Feder floß; ich war keinen Augenblick untätig, und vielleicht werden die dereinstigen Resultate meiner Arbeiten Sie überzeugen, daß ich während dieser Periode nicht ganz umsonst lebte.

Ich bin auch mit meinem Aufenthalt in Wien fortdauernd ungemein zufrieden. Die äußern Annehmlichkeiten des Lebens besitze ich alle, und ich kann sagen in der größten Vollendung; ich wünschte, Sie wollten sich einmal auf etliche Wochen hier niederlassen; und ich glaube, Sie würden mit meiner Bewirtung zufrieden sein! — Gesellschaftliche Verhältnisse von der vorzüglichsten Art habe ich so viel, als ich nur wünschen kann, zuweilen etwas mehr, als ich wünsche. — Mit meinem literärischen Treiben geht es ungleich besser, als ich bei den bekannten Schwierigkeiten und Einschränkungen je hätte hoffen können; wenn ich gleich nicht alles so früh bekomme wie Sie, so bekomme ich doch am Ende wirklich alles; noch hat mich die Zensur nicht um eine einzige interessante Zeile gebracht; und fremde, besonders englische Produkte habe ich so viel als ich will. Das einzige, was mich in diesem Punkte zuweilen quält, ist, daß ich so manches, was die Personenverhältnisse in der deutschen Literatur angeht, gar nicht oder doch nur spät in Erfahrung bringe. So z. B. würde es mich unendlich interessieren, von einer gewissen Anzahl Rezensionen in der neuen L. Z. die Verfasser zu wissen, die Ihnen gewiß alle bekannt sind. Wenn Sie mir darüber Aufschlüsse geben können und wollen, so gelobe ich Ihnen diplomatische Verschwiegenheit an. Melden Sie mir doch auch, an welchen Zeitschriften Sie jetzt arbeiten, und was überhaupt Ihre Beschäftigungen sind.

Ich fange seit einiger Zeit an, mit unsern deutschen Literatoren zufriedner zu sein, als ich es zehn Jahre lang sein konnte. Es erhebt sich — endlich — ein richtiges und lebendiges Gefühl für die Schrecklichkeit und Trostlosigkeit unsrer politischen Lage, und ein Grad von Mut, dieses Gefühl auszusprechen, der mir neue Hoffnungen einflößt. Noch sind die Symptome dieser wiederkehrenden bessern Gesundheit nur schwach und zerstreut; aber ich weissage, daß in nicht gar langer Zeit von hier eine allgemeine Auferstehung aus dem Schlamm und Moder, in welchen die öffentliche Meinung versunken war, erfolgen wird. Selbst den großen Tyrannen greift man schon hin und wieder mit merkwürdiger

[1]) Vgl. meinen Nachtrag zur Gentzbibliographie. Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. XXVII, 684.

Freimütigkeit an. Der Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung[1]) über die Kaiserstadt Paris (war er vielleicht von Ihnen?) enthielt unter der Maske großer Bewunderung und Ergebenheit, einige treffende Blicke in die wahre Lage der Dinge, die ihren Effekt in Deutschland nicht verfehlt haben. Die Rezension der Kotzebueschen Erinnerungen in der Jenaer L. Z. (von wem mag diese sein?)[2]) hat mich durch ihre Kühnheit in das größte Erstaunen versetzt; überhaupt bin ich mit dieser L. Z. äußerst zufrieden; und würde es noch mehr sein, wenn sie nicht von dem platten, abgeschmackten, und elend geschriebenen Buche des Stümpers Villers[3]) eine so ekelhaft-lobpreisende Rezension geliefert hätte; diese allein verzeihe ich ihr nie. — Dagegen haben Sie doch wohl gelesen, was Johannes Müller bei Gelegenheit eines Buches über die Bewohner der österreichischen Monarchie, zur Beförderung der Einigkeit zwischen Preußen und Österreichern so kraftvoll und rühmlich gesagt hat![4]) — Kurz, wenn es so fortgeht, wie es seit einigen Monaten an-

[1]) Allgemeine Zeitung 22. Okt. 1804: Ansichten der Kaiserstadt Paris in den ersten Tagen des 13. Jahres der Republik. Charakteristisch für diesen Aufsatz, der sich schon durch seine merkwürdige Überschrift auszeichnet und viele Andeutungen über die oppositionelle Stimmung der Pariser enthält, ist die Erzählung der folgenden Anekdote: „Der Buchhändler Pillot hingegen hat entweder aus Unbesonnenheit oder aus einer sehr unwitzigen Spaßmacherei, auf einem großen Anschlagzettel, zwei Büchertitel nebeneinander gestellt, die man oft mit boshaften Anmerkungen liest. Zuerst kündigt er an: Abrégé de l'histoire des Empereurs, qui ont regné en Europe, depuis Jules César jusqu'à Napoléon und gleich darauf folgt: Bei dem nämlichen Buchhändler ist zu haben: Les ruses des grands filous dévoilées usw." [2]) An der Hand einer Kritik der Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris im 11. Jahre der großen Republik, 2 t., 1804, und Kotzebues Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804 bringt der Verf. der Besprechung (Jen. Lit.-Ztg. 1804, Nr. 243, 244, Oktober, Chiffre F) mit großem Nachdruck alle Aufzeichnungen über die Unzufriedenheit der Frankreich unterworfenen Länder vor. Kotzebue wird verächtlich behandelt. [3]) Es handelt sich um das Buch von Chr. Fr. Dom. de Villers (1765—1815) Essai sur l'esprit et l'influence de la Réformation de Luther, Paris 1804, Preisschrift des franz. Nationalinstituts, das Gentz auch sonst vernichtend kritisiert hat. Die Besprechung: Jen. Lit.-Ztg. 1804, Nr. 124, Mai, Chiffre GA, sehr lobend. [4]) Die von Gentz öfters zitierte, bedeutungsvolle Stelle dieser Besprechung (Jen. Lit.-Ztg. 1804, Nr. 228, Sept., Chiffre Ths) zweier Publikationen von Joseph Rohrer, Versuch über d. deutschen Bewohner d. österr. Monarchie, 2 t., 1804, und Versuch über die slavischen Bewohner d. österr. Monarchie, 2 t., 1804, lautet: „daß er aber dem Bürger von Prag alle Bomben, Kugeln und Karkassen, welche die Preußen vor 47 Jahren in seine Stadt geworfen, zu dem Zwecke vorzählt, um den so verderblichen Nationalhaß, wo er noch fortglüht, unauslöschlich zu machen (Bd. II, 159), was ist

zufangen schien, so werde ich nächstens auch wieder als Schriftsteller auftreten; bisher war es in der Tat unmöglich.

Jetzt kömmt nun eigentlich das Kapitel der Bitten und Aufträge. Mein vortrefflicher Freund Mackintosh[1]), der jetzt — ich hoffe es wenigstens — in Bombay Recht spricht, bat mich (in einem unendlich interessanten Briefe, den er mir kurz vor seiner Abreise aus Europa schrieb), ihm unter andern zum Behuf des orientalischen Sprachstudiums folgende beide Werke:

Georgi Alphabetum Thibetanum
Abraham Rogers la porte ouverte[2])

zu verschaffen. Es ist schändlich von mir, daß ich nicht eher an diesen Auftrag gedacht habe; er stellte sich mir vor einigen Tagen, als ich

---

das? Wie soll man das nennen? Soll unter den zwei Staaten, die allein fähig sind, einen deutschen Namen mit Ehren auf die Nachwelt zu bringen, und welche sowohl dieses nur durch Eintracht bewirken, als die Erhaltung ihrer eignen Macht sichern können, Erbitterung und Mißtrauen ewig währen? Soll das der Zweck der Bessern sein? Eine Krise, bei der es auf das fernere Sein oder Nichtsein aller Freiheit und Kultur ankommt, soll die nicht Kraft genug haben, durch das laute Gesetz der Notwendigkeit unglücklichen Erinnerungen Stillschweigen zu gebieten! ... Nachdem in betreff der Wichtigkeit eines gewissen Besitzes die Umstände durchaus alles verändert haben, soll noch immer über dem Vergangenen die Gegenwart, über der vernarbten Wunde des einst blutenden Fingers der drohende Herzstoß nicht gesehen werden? Deutsche Männer von der Eider bis an den Lisonzo, von der Morava bis an weiland unsern Rhein, habt Ihr nie etwas von Ätolien und Achaja, von Philipp und Antiochus vernommen? Habt Ihr schon vergessen (es ist wohl zu alt!), wodurch die schweizerische wie die holländische Eidgenossenschaft gefallen, und wie es kam, daß ein gleichsam durch den Ruhm seiner inneren Kraft (unantastbar) heilig und in Erinnerung alterworbener Hoheit römisch genanntes Reich von der neunhundertjährigen Grenze schmählich zurückgedrängt, schmählicher in seinem Innern sich das Gesetz hat müssen vorschreiben lassen! Welcher Österreicher, welcher Preuße, welcher Deutsche (wenn je zwischen den drei noch unterschieden werden muß) einen der Vereinigung deutscher Kraft widerstrebenden Laut von sich gibt, ist, wenn auch sonst vortrefflich, hierin des Vaterlandes Feind: Ausländern ist es nicht zu verargen, sie wissen, was sie damit wollen." Vgl. auch das Urteil Böttigers Maurer-Constant I, S. 397.

[1]) Sir James Mackintosh, damals Richter in Indien (1765—1832). Gegen M.s Buch Vindiciae Gallicae, das gegen Burkes Reflections gerichtet war, hatte Gentz in seiner Burkeübersetzung polemisiert. Gentz hat M. dann in England kennen gelernt und sich mit ihm befreundet, im gemeinsamen Haß gegen Napoleon. Briefe Gentz' an M. und M.s an Gentz bei Schlesier I, S. 288 ff. u. IV, S. 308 ff. [2]) Die Schrift des holländischen Predigers Abraham Rogerius, † 1649: Opene Dewre tot het verborgen Heidendom. Leiden 1651.

etwas in seinen Briefen nachsah, glücklicherweise wieder vor die Seele. Können Sie mir nicht eine Anleitung geben, um jener beiden Bücher habhaft zu werden? Oder sind Sie vielleicht imstande, sie mir unmittelbar zu verschaffen? Im letztern Fall ist jeder Preis dafür der meinige, und je schneller Sie sie mir schicken können, desto willkommner werden sie mir sein. Ich lasse sie nachher von hier durch die Couriers über Konstantinopel gehen, wo bald einer meiner besten Freunde, Arbuthnot[1]), als britischer Ambassadeur eintreffen wird. Wenn Sie, oder jemand, der Sie interessiert, künftig im Orient etwas zu suchen oder zu schaffen haben sollten, so wenden Sie sich nur an mich, und Sie können sicher sein, daß Sie gut bedient werden.

Schreiben Sie mir doch, ob Sie in Dresden im ganzen glücklicher als in Weimar sind! ob Sie sich hier nicht einheimischer fühlten? Ob Sie nicht diesen Winter nach Wien zu reisen gedenken? Ob Sie viel Umgang mit Menschen haben? Und mit wem? Ob Sie Mitglied des Kasino sind? rc. Kurz, lassen Sie uns wieder in wechselseitiges Verständnis treten, und glauben Sie, daß ich keinen Augenblick aufhörte zu sein, mithin nun auch immerwährend zu bleiben gedenke

Ihr sehr ergebner und aufrichtiger
Freund und Diener
Gentz.

84.

Wien, den 15. Januar 1805.[2])

Ich danke Ihnen herzlich, teuerster Freund, für Ihren freundschaftlichen, lehrreichen, und unterhaltenden Brief. In manchen Augenblicken tut es mir — bei allen Vorteilen meiner jetzigen Lage — weh, daß ich so ganz von dem Teile Deutschlands getrennt bin, worin gedacht und geschrieben wird. Wenn ich dann aber wieder die Sache näher beleuchte, wenn ich mir die Spaltungen, die Zerrissenheit, den gänzlichen Mangel an wahrer Geistergemeinschaft, und die bejammernswürdige Anarchie, die selbst da, wo die deutsche Literatur am lebhaftesten getrieben wird, herrschen, wenn ich mir außerdem die vielen positiven

---

[1]) Charles Arbuthnot (1767—1850), seit 1795 im Parlament, November 1803 bis Juni 1804 under-secretary for foreign affairs, dann Gesandter in Konstantinopel.
[2]) Im Register 19. Januar.

Übel, die Insolenz einiger Wortführer, die Abgeschmacktheit andrer, die falschen Tendenzen unter den Gebildetsten, die endlosen Kabalen und Verfolgungen, die das Reich ohne Unterlaß heimsuchen, recht lebhaft vorstelle, so scheint es mir zuweilen, ich büßte doch im Grunde nur wenig ein. Das Beste kömmt sicher auch zu mir; kein wahrhaft wichtiges Produkt kann und wird mir jemals entgehen; und sollte ich je wieder in mir selbst den Trieb zum Schreiben verspüren, so wird mich – das glauben Sie sicher – keine Fessel der Welt davon abhalten. Aber zu welchem Zwecke sollte ich wohl jetzt schreiben? Von der öffentlichen Meinung ist in den großen Weltangelegenheiten die Rede nicht mehr; sie ist gänzlich schlafen gegangen; drei oder vier Kabinetter entscheiden unbedingt über das Schicksal der Menschheit. Ein vernünftiger Mann kann und darf jetzt weiter nichts wünschen, als daß nur wenigstens zwischen diesen Kabinettern eine Art von Gleichgewicht obwalte, damit nicht in kurzem gar nur eins (höchstens zwei) Europa tyrannisieren. Auf dieses einfache Problem ist die ganze Staatskunst zurückgeführt, seitdem alle ihre alten schönen Verwicklungen (schön, weil sie mehr oder weniger das Werk der Freiheit waren) durch die rohe Gewalt vernichtet worden sind. Auch dieses vereinfachte Problem wird wahrscheinlich nicht gelöset werden, und Europa wird und muß unter dem Zepter eines (oder zweier) Weltdespoten bluten. Aber wenn es gelöset werden kann, und insofern es gelöset werden kann, ist es nur das Werk einiger weniger Menschen, die sich um das, was das Publikum denkt, und sagt, und schreibt, und lieset, durchaus nicht mehr bekümmern, und die, wenn sie noch zum Guten geleitet werden können (ich zweifle an der Möglichkeit), gewiß durch ganz andre Mittel als durch Bücher in Bewegung gesetzt werden müssen. — Dies Räsonnement werden Sie hoffentlich gegründet finden.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß in dem vorigen Jahrgange der Jenaer L.-Z. zwei Artikel von mir waren: – Rayneval, Droit des gens – und die sehr lange Rezension der Correspondance secrète de Louis XVI[1]); ich bilde mir auf beide etwas ein, und benachrichtige Sie davon, wenn Sie sie vielleicht übersehen haben sollten.

[1]) Jenaer Lit.-Zeitung 1804 Nr. 122 u. 123, Besprechung von Rayneval, Institutions au droit de la nature et des gens Paris 1803, und Nr. 157–59, Besprechung von Helène Marie Williams, Corresp. politique et confidentielle de Louis XVI avec ses frères etc., 1803.

Ihrem Auftrage wegen der Lambergschen Vasen werde ich mich mit Eifer unterziehen.[1]) Ich war in den 14 Tagen, die seit dem Empfang Ihres Briefes verstrichen sind, schon zweimal bei Graf Lamberg, verfehlte ihn aber immer, und habe ihn auch in den Gesellschaften, wo ich ihn sonst oft sehe, nicht angetroffen. Sein Sie aber versichert, daß niemand hiezu besser geeignet ist, als ich. Graf Lamberg ist mein sehr guter Freund, und sein Abbé ist ein freundliches Schoßhündchen, mit dem ich mache, was mir beliebt. Insofern die Sache nur an und für sich ausführbar ist, sollen Sie durch mich sicher zu Ihrem Zwecke gelangen; ich schreibe Ihnen darüber sogleich, als ich etwas Bestimmtes weiß.

Ich habe meinerseits schon wieder eine andre Bitte an Sie zu tun. Lord Hawkesbury, Staatssekretär, ehemals der Auswärtigen, jetzt der Innern Angelegenheiten[2]), wünscht einen seiner nahen Verwandten, einen Jüngling von ungefähr 16 Jahren, nach Deutschland zu schicken, um ihn erziehen zu lassen, und hat mich dringend gebeten, ihm einen Ort und einen Mann vorzuschlagen, dem er ihn anvertrauen könnte. Soviel ich verstehe, ist nicht von einer eigentlichen Pension, oder Erziehungsanstalt, sondern nur von einer Oberaufsicht die Rede. Sie können sich leicht vorstellen, daß Sie mir zur Stelle einfielen. Ich weiß, daß Sie in Weimar mit vielen Engländern in einem Verhältnis gewesen sind, welches ungefähr dem, wovon hier die Rede ist, nahegekommen sein mag. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage tun würden, weiß ich freilich nicht. Aber in jedem Falle erbitte ich mir einen guten Rat von Ihnen. Dresden ist gerade der Ort, den ich vorzugsweise angeben möchte; wenn Sie also auf irgendeine Weise, mittelbar oder unmittelbar, sei es auch nur durch Leitung, Umgang usf., dazu beitragen können und wollen, daß der Zweck, den man bei diesem jungen Manne beabsichtet, erreicht werde, so bin ich imstande, Lord Hawkesbury schon eine Art von Garantie darzubieten, welches mir bei meinen Vorschlägen äußerst zustatten kommen würde. — Antworten Sie mir aber in Ansehung dieses Punktes ohne allen Zeitverlust; die Korrespondenz mit England ist ohnehin weitläuftig und schwierig; man muß also jede Ver-

---

[1]) Um Material aus der gräflich Lambergschen Vasensammlung hatte sich B. auch schon 1797 durch J. v. Müller bemüht. Vgl. Maurer-Constant I, S. 272 u. a. a. O.

[2]) Robert Banks Jenkinson, Baron Hawkesbury, 2. Lord of Liverpool (1770—1828), in Addingtons Ministerium seit 1801, im Auswärtigen Amt bis 1804.

säumnis vermeiden, und hier um so mehr, als der junge Jenkinson schon im Frühjahr seine Reise antreten soll.

Es tut mir sehr leid, daß Sie mit Wynne[1]) nicht zufrieden sein können. Ich habe immer eine vorteilhafte Meinung von ihm gehabt; jung ist er freilich sehr. Der neue österreichische Gesandte, der Ihnen bevorsteht, ist aber noch jünger. Ich kenne ihn, sowie seine ganze Familie, sehr genau. Wenn er nicht der Neffe des Finanzministers Zichy[2]) (lies Sidschi) und der Schwiegersohn des Grafen Stahremberg[3]) wäre, so würde er nicht im 23. Jahre Minister werden. Indessen ist er in allen andern Beziehungen empfehlungswürdig; von einnehmender Gestalt, sanft, bescheiden, wißbegierig, und ernsthaft; so war er wenigstens, als ich ihn im Jahr 1802 in London verließ. Daß Sie aber Baron Buol[4]) bedauern, darin haben Sie vollkommen recht; ich achte und liebe ihn sehr; und in Rücksicht auf ihn finde ich die Ernennung des jungen Zichy hart, ungerecht, und undelikat im höchsten Grade.

Ihre Neuigkeit von der Regentschaft in England beruht auf einem Mißverständnisse. Von Errichtung einer Regentschaft ist jetzt weniger als je die Rede; denn der König befindet sich außerordentlich wohl; aber man will eine Akte zur Regulierung der Regentschaft für alle künftige Fälle ins Parlament bringen; daher scheint jenes ungegründete Gerücht entstanden zu sein.[5]) Wir sind übrigens jetzt wieder ganz von England getrennt, seit dem 7. Dezember keine direkte Nachrichten; dieser Umstand vermehrt den gloom, der seit einiger Zeit über Europa hängt. – Glauben Sie mir, liebster Freund, es stehen uns böse, böse Tage bevor; ich lese in der Zukunft Schrecknisse, die unter Hunderttausenden unsrer Zeitgenossen vielleicht nicht einer ahnt.

Wenn Sie nicht gar zu diplomatisch-geheimnisvoll mit der Sache sind, so sollten Sie mich wohl einigermaßen über die Organisation der

---

[1]) Sir Henry Watkin Williams Wynn (1783–1856). Vom April 1803 bis April 1807 außerordentlicher Gesandter Englands in Sachsen. [2]) Stefan Graf Zichy Vásonykeö (1780–1853), von 1805 an österr. Gesandter in Dresden, 1810–27 in Berlin, Neffe des Präsidenten der Allgem. Hofkammer Karl Graf Zichy (1753–1826). [3]) Graf, später Fürst, Ludwig Starhemberg, langjähriger Botschafter Österreichs in London (1762–1833). [4]) Graf Johann Rudolf Buol-Schauenstein (1763–1834), der spätere erste Präsident des deutschen Bundestages. [5]) Georg III. hatte im Frühjahr 1804 wieder einen kurzen Wahnsinnsanfall durchgemacht. Ein Regentschaftsgesetz, wie es schon einmal 1788 geplant worden war, kam erst im Jahre 1810, als Georgs Wahnsinn unheilbar geworden war, zur Vollendung.

Allgemeinen Zeitung instruieren. Wer ist nach Hubers Tode der Hauptredakteur?[1]) Sind die langen Artikel alle, alle von Ihnen? Oder von wem sonst? Und warum in diesem Falle einander so durchaus ähnlich in der Manier? — Wenn Sie diese Fragen beantworten, will ich Ihnen auch meine Bemerkungen über manches, was diese Zeitung angeht, mitteilen.

Sie erhalten diesen Brief durch Baron Buol. Der Überbringer nach Dresden aber ist ein Mensch, dessen Bekanntschaft zu machen ich Ihnen dringend anrate. Er heißt Henry Brougham[2]) (lies Brūm), ist Verfasser eines Werkes on colonial policy, welches großes Aufsehen in England gemacht hat, einer der Herausgeber des Edinburg Review, und einer der Hauptbeförderer der Abschaffung des Sklavenhandels; er reiset nach England zurück, um mit Wilberforce[3]) die letzte Hand an das Werk zu legen. In dieser letzten Qualität war er mir zwar nur negativ interessant; doch muß ich gestehen, daß ich ihn unter allen Verteidigern der Abolition, die ich noch je sah, hörte, und las, für den stärksten halte; mit ihm fertig geworden zu sein, verbürgt mir nun auf immer, daß kein Abolitionist mich mehr überwältiget. — Positiv interessant aber, und das in hohem Grade, war er mir als Mitarbeiter am Edinburg Review, einem Journal, welches alle andre kritische Journale in England auf tausend Meilen weit hinter sich zurückläßt, welches (wenn Sie es ja noch nicht kennen sollten) Ihre höchste Aufmerksamkeit verdient, und worin Brougham Artikel über politische Ökonomie geschrieben hat, die ich für das Wichtigste halte, was seit Adam Smith in diesem Fache erschien. In einer Rezension von Lord Lauderdales[4]) Buche über Nationalreichtum hat er wirklich einige

---

[1]) Huber war Dez. 1804 gestorben, Hauptredakteur der Allgemeinen Zeitung wurde Karl Joseph Stegemann 1767—1837, Böttiger war Berichterstatter der Zeitung. Vgl. Salomon II, 49 f. [2]) Henry Peter Baron Brougham and Vaux (1778—1868), Mitherausgeber der von Gentz so geschätzten Edinburgh Review. 1792 Experiments and observations on Light in Transactions of the Royal Society. 1803 Colonial Policy of European nations. B. ist später als Verteidiger der Königin Karoline von England berühmt geworden. Böttiger gab die Empfehlung Gentz' für B. an J. v. Müller nach Berlin weiter. Vgl. Maurer-Constant I, S. 400 f. [3]) William Wilberforce (1759—1833), englischer Parlamentarier, berühmt durch sein 1786 beginnendes, unabläßiges Eintreten für die Sklavenemanzipation. [4]) J. Maitland Earl of Lauderdale (1759—1839). ‚Inquiry into the Nature and Origin of Public Wealth, and into the means and causes of its Increase'. Edinburgh 1804.

Riesenschritte getan, die der Wissenschaft eine neue Gestalt geben können. Und der Mensch ist erst 26 Jahre alt, und ist schon seit 6 Jahren Mitglied der Royal Society wegen dreier merkwürdiger Aufsätze über Gegenstände der Optik, die er im 19. Jahre schrieb. Sein Äußres ist nicht empfehlend; und meine hiesige englische Freunde haben mir aus mehrern Ursachen kaum vergeben können, daß ich mit ihm umging; aber sein Genie und seine Kenntnisse l'emportaient sur tout pour moi.

Und nun leben Sie wohl! Meine hochachtungsvolle Freundschaft und Ergebenheit darf ich Ihnen nicht aufs neue versichern. G.

85.

Wien, den 15. Mai 1805.

Mr. Macdonald[1]) hat mir Ihren freundschaftlichen Brief zugestellt. Ich habe ihn gestern zum ersten Male gesprochen; ich hoffe, er wird mit meiner Aufnahme zufrieden gewesen sein, und ich werde mich wahrhaft glücklich schätzen, wenn ich imstande bin, ihm auf irgendeine Weise seinen hiesigen Aufenthalt angenehmer zu machen.

Ihre Aufträge wegen Graf Lamberg habe ich keinesweges vernachlässiget, vielmehr häufig mit dem Grafen darüber gesprochen. Das Resultat ist aber allemal gewesen, daß er mir aufrichtig und freundschaftlich versichert hat: was Sie wünschten und begehrten, könne nur auf einem einzigen Wege gründlich und befriedigend realisiert werden: wenn Sie sich nämlich entschließen wollten, selbst eine Reise nach Wien zu machen. Ich glaube, er hat recht. Denn wie wollen Sie denn in der Entfernung jemals mit Bestimmtheit angeben, was eigentlich gezeichnet werden soll? Überdies ist die Lambergsche Vasensammlung in der Tat ein so einziges Kabinett, daß ich fest überzeugt bin, für einen Mann, wie Sie, wäre dieser Gegenstand allein, wenn Wien auch keinen andern enthielte, einer Reise vollkommen wert; und daß Sie von Graf Lamberg mit äußerster Gefälligkeit behandelt werden sollen, dafür stehe ich; sowie ich überhaupt einen großen Teil der Verantwortung für die glücklichen Resultate einer solchen Reise, mit Vergnügen übernehme, und Sie dazu recht dringend auffordre.

---

[1]) Nach Böttigers Literarische Zustände und Zeitgenossen I, S. 6 war James Macdonald ein „edler Schotte", der seinen gleichnamigen Neffen in Mouniers Institut in Weimar brachte, sich auch früher schon in Weimar im Verkehr mit Herder und Böttiger aufgehalten hatte. Vgl. Maurer-Constant, Briefe an J. v. Müller I, S. 243.

Hienächst habe ich heute eine große und schwere Bitte an Sie zu richten. Mein Freund Mackintosh, der mir fast alle 14 Tage von Bombay aus schreibt, hat eine unbeschreibliche Sehnsucht nach deutscher Literatur, und will durchaus in seiner glücklich angefangnen Kenntnis derselben weiter fortschreiten. Er wünscht also deutsche Bücher in ungemessner Menge zu haben und schickte mir schon verschiedne Mal Verzeichnisse, wie das hier beiliegende. Es ist doppelt unbescheiden, daß ich Ihnen das letzte so schicke, wie ich es empfing; aber ich bin in einem solchen Wirrwarr von Geschäften und Korrespondenzen, daß es mir schlechterdings unmöglich war, es selbst abzuschreiben, und ein andrer wäre nicht imstande gewesen, es zu tun. — Nehmen Sie es also hin, wie es hier ist, und vernehmen Sie nun meine Bitte.

M. will, daß ich ihm alle hier aufgezeichnete Bücher baldmöglichst in Leipzig aufkaufen, und von da nach England schicken lasse; unter der Adresse: Mrs. Boddington at Sharp. 17. Mark-Lane, London, welches Haus sofort die Bezahlung der gelieferten Bücher leisten, und dann das Weitre besorgen wird. Da gerade jetzt die Leipziger Messe stattfindet, so wäre dies die vortrefflichste Gelegenheit, seinen Wünschen Genüge zu leisten; und niemand kann dazu leichter mitwirken als Sie. Wenn Sie also einen Buchhändler auswählten, der die ganze Lieferung übernähme — so wäre uns auf einmal geholfen. M. hat mir plein pouvoir gegeben, diese Liste nach meinem eignen Gutdünken zu erweitern; aber auch dieses plein pouvoir transferiere ich auf Sie, und überlasse Ihnen, nach Gutdünken hinzuzufügen, was Sie zuträglich glauben. Vieles wird nicht zu haben sein, das weiß ich vorher: ich glaube z. B. nicht, daß die vollständige Sammlung meiner Schriften noch irgendwo aufgetrieben werden könnte. Da es ihm um die neuere Philosophie hauptsächlich zu tun ist, so sorgen Sie nur dafür, daß ihm alles, was Fichte, Schelling – und Reinhold[1]) (damit auch altera pars gehört werde) herausgegeben haben, vollständig zukomme. Ferner muß er „Lessings Fragmente, herausgegeben von Fr. Schlegel"[2]), eins der wichtigsten Bücher der Zeit, notwendig haben, auch die Kritik der Moralsysteme

[1]) Der Kantianer K. L. Reinhold (1758–1823), Professor der Philosophie in Jena, seit 1794 in Kiel. [2]) Lessings Gedanken und Meinungen, zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel, 3 t., Leipzig 1804, eine von Gentz auch sonst überschwenglich gelobte Publikation. Vgl. z. B. an J. v. Müller, Schlesier, IV S. 91 f.

von Schleiermacher; und vorzüglich Schleiermachers Plato[1]), soviel davon erschienen ist, auch Stolbergs heiligen Augustinus.[2]) Ferner wünsche ich für ihn „Die Jenaische Literatur-Zeitung" von ihrem Anfange an, bis auf den Tag des Abganges der Pakete; auch die beiden letzten Jahrgänge der Allgemeinen Zeitung. Wenn dies alles bewerkstelliget werden kann, so würde ich alsdann um eine vollständige Liste der wirklich verabfolgten Artikel, und um Zurücksendung der beiliegenden bitten. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche Freude Sie mir machen, wenn Sie diesen Auftrag, dessen Besorgung von hier aus in der Tat nicht leicht sein würde, übernehmen.

Ich schicke Ihnen hier zugleich ein Blatt, welches Mackintosh mir, mit dem Wunsche, es in Europa bekannt werden zu lassen, kommuniziert hat. Da seit einiger Zeit die Artikel über England (und besonders über Ostindien) in der Allgemeinen Zeitung, in einem wirklich empörenden Grade ungerecht, einseitig, und giftig waren, so wäre es wohl billig, daß doch auch einmal die Wahrheit ihre Stimme hören ließe.[3]) Ich höre zu meinem Vergnügen, daß Sie für diese Artikel nicht ausschließend verantwortlich sind; es ließe sich ein Buch darüber schreiben; aber ohne Erbitterung kann ich mich auf diesen Gegenstand nicht einlassen.

Leben Sie wohl, antworten Sie mir bald, und rechnen Sie stets auf die unveränderlichen Gesinnungen

Ihres treu ergebnen Dieners Gentz.

86.

Wien, den 2. Oktober 1805.

Ich wollte ein Manuskript (eine Geschichte der Entstehung des jetzigen Krieges zwischen England und Spanien betreffend) mit einem Prologus galeatus versehen in Berlin drucken lassen. Seit Juni war es dort; ich sah sein Schicksal voraus; endlich ist es klar. Die Zensur hatte so vieles gestrichen, daß Frölich sich nicht traute, es verstümmelt drucken zu lassen, und nicht über das Herz bringen konnte, es zurück-

[1]) Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, entworfen von Schleiermacher, 1803, und Schleiermachers berühmte Platobearbeitung, die von 1804 an erschien. [2]) Zwei Schriften des heiligen Augustinus von der wahren Religion und von den Sitten der katholischen Kirche. Von Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg. Münster und Leipzig 1803. [3]) Ich vermag ein solches Eingesandt in der Allgemeinen Zeitung dieser Wochen nicht zu finden.

zuschicken. Mein Freund Johannes Müller, mit dem ich in immerwährender Korrespondenz bin, hat sich drein gelegt, und, da ich vor langer Zeit die eventuelle Ordre gegeben hatte, das Manuskript, wenn es nicht ginge, an Sie zu schicken, so wird dies jetzt, wie ich höre, befolgt werden. Ich benachrichtige Sie also, hochgeschätzter Freund, daß Sie nächstens ein großes Paket erhalten, und bitte Sie, solches nur bis auf weitre Verfügung liegen zu lassen. In kurzem muß es sich aufklären, ob ich es nicht ohne alle Schwierigkeit werde hier drucken können. J. M. hatte an Perthes geschrieben; wenn dieser es will, so werde ich Sie bitten, es an ihn abzusenden. Doch tun Sie nichts, bis ich Ihnen weiter schreibe. Nur benachrichtigen Sie mich schnell, wenn es eingegangen ist.[1])

Ich bin in so großer Tätigkeit begriffen, und möchte so sehr keinen Augenblick verlieren, um jetzt auch mein Scherflein zum großen Gemeingeschäft von Europa – dem Sturz des Tyrannen – beizutragen, daß ich nur hinzusetze, wie unverändert ich Sie liebe. Gentz.

Sollte das Paket Ihnen Ausgaben verursachen, so lassen Sie sich solche nur von Baron Buol erstatten.

87.

Olmütz, den 20. November 1805.

Der Mann, an den dieser Brief gerichtet ist, ist Ihnen wahrscheinlich bekannt. Wüßten Sie seine Wohnung nicht, so könnten Sie solche gleich bei Baron Buol erfahren, an den ich, aus Ursachen, den Brief nicht schicken wollte. Ich bitte um schleunige Bestellung desselben. In der widrigen und kritischen Lage, worin sich jetzt alles befindet[2]), werden Sie von mir kein rechtschaffnes Schreiben erwarten. Ich möchte mich selbst vergessen. Hoffentlich wird es bald besser gehen. Ich bitte Sie, ohne Unterlaß auf meine herzliche Freundschaft zu rechnen. Gentz.

---

[1]) Vgl. über die Druckverhandlungen für das Werk: Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei Ausbruch des Krieges zwischen beiden Mächten von Friedrich von Gentz (St. Petersburg bei Jos. Friedr. Hartknoch 1806) die Korrespondenz Gentz-J. v. Müller, Schlesier IV, S. 77 f., 81, 92, 96, 99, 104, 118, 161 und Friedrich Perthes Leben I, S. 149; Briefwechsel Gentz-Adam Müller S. 50 f., 56. Perthes (1772–1843) ist der bekannte Buchhändler in Hamburg und Gotha. [2]) Am 17. Oktober 1805 hatte Mack in Ulm kapituliert.

88.

Troppau, den 3. Dezember (1805).

Daß Sie mir so schnell geantwortet haben, mein teurer Freund, das kann ich Ihnen in der fatalen Lage, worin wir uns jetzt hier befinden, nicht genugsam danken; und daß Sie sich mit so viel Eifer und Treue des in Ihren Händen befindlichen Werkes annehmen, vollendet meine Überzeugung von Ihrer wahren und redlichen Freundschaft für mich.

Allerdings will ich nicht einen Augenblick säumen, dieses Werk ins Publikum zu bringen, und ich bevollmächtige Sie nicht bloß, sondern ich bitte Sie inständigst, es sofort Herrn Hartknoch[1]), oder, wem Sie irgend sonst wollen, zu übergeben. Ich habe zu dem Ende noch eine kleine Vorrede, die mir sehr notwendig schien, dazu geschrieben; Sie erhalten sie mit diesem Briefe; da jetzt alle Anonymität wegfällt, so habe ich auch meinen Namen unter diese Vorrede gesetzt.

In Ansehung des Honorars schreibe ich schlechterdings gar nichts vor, nehme alles, was man geben will, handle weder vorher, noch klage nachher, kurz spreche nicht weiter über dies untergeordnete Objekt. Wäre ich nicht diesen Augenblick ein Emigrierter, so schenkte ich das Manuskript dem Verleger. Aber so leicht ich über diesen Punkt zu befriedigen bin, so strenge muß ich über folgende Bedingungen halten:

1. Daß nicht eine Zeile unterdrückt oder verändert werde;

2. daß der Druck aufs äußerste beschleuniget werde. Sie sehen selbst, wie dringend nötig das ist.

3. daß Güte des Papiers und Korrektheit des Drucks (die Reinlichkeit des Manuskripts gibt mir wohl das Recht, auf diesen letzten Punkt zu bestehen) einen Verleger von edeln Gesinnungen und gewissenhafter Denkart verrate;

4. daß mir 50 Exemplare zu meiner Disposition verbleiben.

Alsdann werde ich Sie noch besonders bitten, die Bogen, sowie sie erscheinen, an Johannes Müller in Berlin abzuschicken. Durch ihn soll Jackson[2]) sie erhalten, der sie nachher schnell nach England senden wird, weil ich äußerst wünschte, daß die englische Übersetzung fast zugleich mit dem Original erscheinen könnte.

---

[1]) Johann Friedrich Hartknoch, Verleger in Riga, dann, nach seiner Verbannung aus Rußland unter Paul I., in Leipzig. [2]) Francis James Jackson (1770 bis 1814), 1802–1806 englischer Gesandter in Berlin.

Es versteht sich nun von selbst, daß Sie über die ganze Sache gar nicht weiter bei mir anfragen dürfen, sondern gleich zur unmittelbaren Ausführung schreiten. Ihrer vollendeten Sachkenntnis, Ihrer mir bekannten Sorgfalt, und Ihren wohlwollenden Gesinnungen überlasse ich alles. Doch bitte ich Sie, daß Sie mich recht schnell von dem, was Sie beschlossen, benachrichtigen.

Adressieren Sie mir nur, bis auf weitres Ihre Briefe hieher. Ich gehe nicht eher von hier weg, (und streife ich auch einen Augenblick nach Breslau, so käme ich immer wieder hieher zurück), bis das Schicksal Wiens entschieden ist; und darüber müssen noch mehrere Wochen hingehen. Seit acht Tagen erwarten wir täglich eine Schlacht, die auch unausbleiblich ist, wenn die Franzosen nicht fest entschlossen sind, sich über die Donau zurückzuziehen; bis jetzt zogen sie sich schon (sie waren einmal nur zwei Stunden von Olmütz!) bis gegen Nikolsburg zurück; Brünn soll seit gestern wieder in unsern Händen sein. Da wir eine Schlacht vor dem Rückzuge über die Donau lebhaft wünschen, so läßt gerade das mich besorgen, daß jene ihr ausweichen werden. Von der Bravour der Russen, von dem über alles Lob erhabnen Betragen ihres Kaisers, könnte ich Ihnen viele Bogen voll schreiben.[1])

In dem, was Sie von H.[2]) schreiben, irrten Sie sehr. Ich kenne die Sachen alle aus dem Grunde. Wenn H., wie es denn mehr als wahrscheinlich ist, von Wien, wohin der Beelzebub ihn vorläufig gehen hieß, mit seinen Vorschlägen zurückgewiesen wird (ich weiß, daß das geschehen muß), so ist der Krieg mit Preußen unvermeidlich. Ich kenne auch alle Gründe, die Sie zu jenem Irrtum verleiteten; aber halten Sie sich diesmal an mich!

Wie wenig ich, trotz aller Gefahren und Widerwärtigkeiten, verzweifle, werden Sie aus der beiliegenden Vorrede sehen.[3]) Teilen Sie

---

[1]) Am 28. November hatte der verfehlte Vormarsch der Verbündeten gegen Napoleon begonnen, am 2. Dezember erfolgte die Niederlage bei Austerlitz. Bemerkenswert ist, daß Gentz den Vormarsch der Verbündeten hier durchaus zu billigen scheint. [2]) Haugwitz. Auch hier ein merkwürdiger Optimismus Gentz'. Graf Haugwitz zögerte absichtlich mit den Verhandlungen, die den Frieden unter Preußens Vermittlung oder den Krieg Preußens mit Napoleon bringen sollten, bis nach dem entscheidenden Schlag in Mähren, um dann den berüchtigten Vertrag von Schönbrunn abzuschließen. [3]) Die Vorrede ist vom 1. Dezember 1805 datiert und voll Genugtuung, daß die Apathie Europas gegen Frankreichs Übergriffe endlich aufgehört habe, voll Freude auch über den englischen Sieg bei Trafalgar.

sie, wenn es ohne Zeitverlust geschehen kann, meinem Adam Müller[1]) mit, der Ihnen hoffentlich — als einer der ersten Köpfe des Zeitalters! — nicht entgangen sein wird. Und leben Sie wohl. Gentz.

89.

Neisse, den 10. Dezember 1805.

Kaum war mein Brief vom 3. geschlossen, als die Nachricht von der entsetzlichen Schlacht vom 2. — wo auf beiden Seiten über 50000 Mann blieben — mich auch von Troppau vertrieb. Schreiben Sie mir unverzüglich nach Breslau, ob Sie mein Paket erhielten. Ich hatte es dem sächsischen Gesandten Graf Schönfeld zugestellt, der es dem seinigen einverleibte; wenn es also nicht angekommen wäre, so fragen Sie, ich bitte herzlich, bei dem Agenten des Grafen Schönfeld an. Das Paket ging am 3. von Troppau ab. — Es bleibt übrigens alles beim alten: Ich — der ich auch eine Macht bin — schließe keinen Frieden, auch keinen Waffenstillstand, und je schlechter es geht, desto heiliger glaube ich mich verpflichtet, nicht zu weichen. Also — wenn Sie nur Freiheit — und einen Verleger finden — nichts geändert!

Ihrer Antwort sehe ich mit Sehnsucht entgegen! Lassen Sie gefälligst dem Herrn Adam Müller sagen — ich begäbe mich nach Breslau — käme vielleicht in vier Wochen nach Dresden — und würde Rechenschaft über sein Stillschweigen fordern.

Ob er nicht noch in sich gehen wollte.

Adieu In Eil.

90.

(Dresden,) den 11. Januar 1806.

Mit vielem Dank sende ich die Biographie J. Müllers[2]) zurück. Wäre es Ihnen nicht möglich, heute, morgen, zu jeder von Ihnen selbst zu bestimmenden Zeit, mit mir auf die Ressource zu gehen, und dort durch Ihren Einfluß und Ihre Veranstaltungen, mir zu den abgelaufnen Blättern vieler Zeitungen und Journale zu verhelfen, deren Einsicht mich interessiert? Sie könnten mir nicht leicht bei meiner Anwesenheit in

[1]) Der romantische Philosoph Adam Heinrich Müller (1779–1829), damals in Dresden als Privatgelehrter. [2]) J. v. Müllers Selbstbiographie, in den Bildnissen jetzt lebender Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, von S. M. Lowe, Berlin 1806. Der Titel nach H. Döring, Leben J. v. Müllers, Zeitz 1835.

Dresden [1]) einen willkommnern Dienst leisten; so viel darf ich nur sagen, um einer günstigen Antwort schon völlig gewiß zu sein! —

Mit Hartknoch bin ich äußerst zufrieden, danke verbindlich für eine so gute Empfehlung.

Gentz.

91.

(Dresden,) den 18. Januar (1806).

Wir sprachen vorgestern von der Kleinheit des Mannes, dessen Name jetzt die Welt erfüllt. Lesen Sie, ich bitte Sie, das beiliegende Blatt; und sagen Sie mir, ob es begreiflich, ob es möglich ist, daß ein Mensch in dem Augenblick, wo er einen der größten und entscheidendsten Siege davontrug, eine solche Sprache rede? Wen das höchste Glück nicht einmal adeln kann, in dem muß doch die Gemeinheit unvertilgbare Wurzeln geschlagen haben. Und diesen Götzen, diesen Baal, diesen Theater-König auf einem wirklichen — und welchem, Throne, sollen wir anbeten? Dem sollen wir dienen? Nein! es geschieht nicht. „Der Herr hat uns (freilich) einen Geist des harten Schlafes eingeschenket, und unsre Augen zugetan, und unsre Propheten, und Fürsten, samt den Sehern, geblendet" — aber: „Das Joch wird verfaulen vor der Fette", und ich erlebe gewiß und wahrhaftig noch den Tag, wo es heißen wird: „Ist das der Mann, der die Welt zittern, und die Könige beben machte?" [2])

Schicken Sie mir das Blatt noch heute zurück. Wenn ich es nicht möglich machen kann, Sie heute noch zu sehen, so geschieht es in acht Tagen nicht; denn morgen reise ich nach Zwickau, um einige Tage mit dem Prinzen Ludwig von Pr. zuzubringen. [3]) Auf den baue ich noch viel — Dank für alles Überschickte. Nur der Kopist [4]) will nicht kommen.

Gentz.

---

[1]) Am 4. Januar war Gentz über Breslau nach Dresden gekommen, wo er nun zunächst seinen Wohnsitz nahm. [2]) Die drei Zitate Jesaias 29, 10; Jesaias 10, 27; Jesaias 14, 16 u. 17. „Ich las zu dieser Zeit täglich und oft mehrere Stunden der Nacht in der Bibel, lebhaft ergriffen von dieser Lektüre." Tagebücher I, S. 46. Gentz zitiert nicht nach der Lutherschen Übersetzung. [3]) Am 19. Januar reiste Gentz nach Zwickau, dem Hauptquartier Prinz Louis Ferdinands, und blieb dort bis zum 22. Tagebücher I, S. 44. [4]) Drei Dresdener Billets Gentz' an Böttiger beziehen sich auf die Beschaffung eines Kopisten.

92.

(Undatiert, Dresden, Anfang 1806.)

Sie besaßen in Weimar die bekannte Schrift von Camille Jordan über das lebenslängliche Konsulat[1]). Wenn Sie diese noch auffinden könnten, würden Sie gerade jetzt einen außerordentlichen Dienst leisten Ihrem Freunde

Gentz.

93.

(Dresden,) den 26. Februar 1806.

Es findet sich in einem gestern angekommnen Stück des Freimütigen ein Artikel von unerhörter Unverschämtheit, und, wie sich von selbst versteht, pöbelhafter Dummheit über Müllers Vorlesungen. In diesem Artikel geht es auch über mich her, und es wird mir vorgeworfen, daß ich mich diesmal mit meiner Empfehlung übereilt hätte. Zu einem solchen Frevel zu schweigen, ist unmöglich; ich werde nun dafür sorgen, daß diese Vorlesungen in ihrem wahren Lichte, und der Autor in der Gestalt vor dem Publikum erscheine, die einem so außerordentlichen Kopfe, und den Wirkungen, welche sich Deutschland von seiner jetzt erst recht erwachenden Tätigkeit versprechen kann, angemessen sei. Unterdessen erlauben Sie mir, daß ich Sie aus wahrem Wohlwollen, und der aufrichtigsten Freundschaft, auf einen Umstand aufmerksam mache, der Ihnen unmöglich gleichgültig sein kann. Man glaubt, daß Sie auf jenen Artikel einen direkten oder indirekten Einfluß gehabt haben; mehr als zwanzig Personen sprachen schon gegen mich von diesem Verdacht; und ob ich gleich von der Grundlosigkeit desselben aufs vollkommenste überzeugt bin, so sehe ich doch mit Gewißheit voraus, daß er sich, da er einmal, ich weiß nicht wie, entstanden ist, und so schnell um sich greift, bei einem Teil des Publikums festsetzen wird. Ob Sie es der Mühe wert halten werden, etwas dagegen zu versuchen, muß ich Ihnen überlassen; mir schien es Pflicht zu sein, Ihnen diese vorläufige Nachricht zu geben; und Sie kennen mich zu gut, um diesen Schritt irgend einem andern, als dem einzigen, Ihnen gewiß nicht unwillkommnen Bewegungsgrunde zuzuschreiben, der mich dabei geleitet hat.[2])

Gentz.

[1]) Vgl. S. 262 Anmerkung 3. [2]) Über die Sache vgl. die Einleitung.

94.

(Dresden,) den 4. März (1806).

Ich schicke Ihnen hier die herrliche Karikatur von dem Bäcker, worüber wir neulich sprachen. Zum Journal London und Paris [1]) wird sie freilich zu dreist sein; aber Sie können sich doch daran ergötzen.

Es freut mich ungemein, daß Sie gerade heute bei Müller gewesen sind. Denn Sie müßten nicht mehr der sein, als den ich Sie so lange kannte, wenn Sie nicht den ganzen Wert dieser Vorlesung [2]) empfunden hätten. Mich dünkt, es gibt doch wohl nur äußerst wenige in Deutschland, die so zu denken, und so zu sprechen vermöchten. Ernst und Spott, Tiefsinn und Ironie — alles war gleich trefflich; nicht auf dieser oder jener Höhe, aber in der wahren Mitte der Menschheit wohnt und thront dieser Geist, den frühzeitig erkannt und geschätzt zu haben, ich unter die glücklichsten, und rühmlichsten Begebenheiten meines Lebens zähle.

Sie haben mich neulich durch die Teilnahme und den Beifall, womit Sie einen Abschnitt meiner bald erscheinenden Schrift angehört, sehr ermuntert und gestärkt. Jetzt eben habe ich einen Brief von Johannes Müller erhalten, der mir über die ersten sechs Bogen dieser Schrift Dinge sagt, die einen Toten erwecken könnten. [3]) Dieser mir von meinen Freunden eingeflößte neue Mut soll für die Zukunft nicht verloren gehen.

Gentz.

95.

(Undatiert, Dresden, etwa 27. März 1806.)

Ich melde Ihnen meine Zurückkunft, teuerster Freund! Den Herzog von W[eimar] habe ich nicht gesprochen, auch ihm nicht geschrieben, weil ich darauf rechnete, ihn in Altenburg zu sehen, welches aber fehlschlug. [4])

---

[1]) Das Journal „London und Paris" erschien seit 1798 bei Bertuch in Weimar, der auch das „Journal des Luxus und der Moden" seit 1787 verlegte. Vgl. Salomon a. a. O. S. 59 f. Redakteur beider Zeitschriften war ungenannt Böttiger. [2]) Adam Müller las damals in Dresden über „Deutsche Wissenschaft und Literatur." [3]) Über die ersten Bogen der „Fragmente aus der neusten Geschichte des Politischen Gleichgewichts in Europa, St. Petersburg, 1806" urteilte J. v. Müller am 27. 2. 1806 (an Gentz, Schlesier IV, S. 199): „Einstweilen halte ich aber diese Schrift für die der Zeit, dem Gehalte, der Umfassung nach wichtigste, die ich seit vielen Jahren las; ihre Wahrheit und Gerechtigkeit erhöht sie weit über die vortrefflichste Parteischrift; sie ist das Wort eines Mannes, der in dem Verlust von allem, was gut und groß war, nichts mehr schont, um den Grund des Übels aufzudecken!" [4]) Gentz reiste mit dem Prinzen Louis Ferdinand über Altenburg. Tagebücher I, S. 44.

Sie können indessen versichert sein, daß ich die erste, gewiß nicht ferne, Gelegenheit ergreifen werde, um mich Ihres Auftrages aufs beste zu entledigen. Vorläufig weiß ich, daß ich noch immer sehr gut bei ihm angeschrieben stehe.

Haben Sie die Güte, mir die Ihnen zugestellte Abschrift zu übersenden! — Auch, sobald als möglich, den Verfertiger derselben. — Hartknoch hat mich auf morgen Mittag eingeladen. — Ich versuche es vielleicht, zwischen 2 und 3 Uhr etwas bei Ihnen heranzukommen; wollen Sie mich nicht, so können Sie mich ja fortschicken. Gentz.

96.

(Dresden,) 1. April 1806.

Ich danke Ihnen, teuerster Freund, für die Herzlichkeit und das Wohlwollen, womit Sie mir Ihre Zufriedenheit ausdrückten. — Ich habe nicht den mindesten Anstand, Herrn pp. Reinhard[1]), dessen Urteil mir gewiß nicht gleichgültig ist, zum Leser dieses Aufsatzes zu konstituieren, und ich bitte Sie, ihm denselben mitzuteilen.

Ich war kaum zwei Stunden von Ihnen weg, als ich aus Berlin die sichre Bestätigung der Neuigkeit[2]) erhielt, gegen welche ich Ihnen kurz zuvor noch einige schwache Zweifel kommuniziert hatte. Es ist Maxime bei mir, von dem Erbfeinde alles, von denen aber, auf welchen unsre letzten Hoffnungen ruhen, das Böse immer nur langsam, und sträubend, zu glauben, oder wenigstens immer so zu räsonnieren, als könnten sie in gewisse Verirrungen nicht fallen. Aber sie sorgen schon dafür, daß ich zuschanden werde. Preußen hat sich wirklich dazu verstanden, Hamburg, Bremen, und sogar auch Lübeck den Engländern zu verschließen! So gehen wir täglich tiefer ins Verderben, und niemand beherziget es mehr.

---

[1]) Mr. Reinhard, Grand Aumônier, steht in Gentz' Register seiner Dresdener Bekanntschaften. R. war Prediger in Dresden. Vgl. Maurer-Constant I, S. 398.
[2]) Von Böttiger hier zugefügt: „daß alle Häfen und Flußmündungen gegen England gesperrt werden." Im Vertrag von Paris, 15. Febr. 1806, hatte Preußen die sofortige Besitzergreifung Hannovers ohne Rücksicht auf England und die Sperrung der Flußmündungen und Lübecks gegen den englischen Handel Napoleon zugestehen müssen. Am 27. März erhielt der englische Gesandte in Berlin, Jackson, die offizielle Notifikation dieses Vertrags. Am 5. April legte England Beschlag auf alle in englischen Häfen liegenden und ankommenden Schiffe; Jackson wurde abberufen. Dieser Zustand ging im Juni in den Kriegszustand über.

Schicken Sie mir doch das Buch von Heeren[1]) durch den Überbringer. Ich grüße Sie freundschaftlichst Gentz.

97.

(Undatiert, Dresden, Mitte April 1806.)

Sie wissen wahrscheinlich, daß gestern die Nachricht von dem auf die preußischen Schiffe gelegten Embargo, und vom Rappel des Herrn Jackson angekommen ist. Bis dahin schien es ausgemacht zu sein, daß die Kommunikation für Briefe und Reisende über Cuxhaven offen bleiben werde. Was nun geschehen wird, kann heute kein Mensch wissen, oder erraten. Es scheint zu einem förmlichen Kriege zwischen England und Preußen zu kommen; und furchtbare Stürme ziehen sich von allen Seiten zusammen. Mein Rat ist, Sie schreiben M., er müsse sich noch etwa acht Tage gedulden; dann würden Sie ihm etwas Bestimmtes sagen können. — Es geht morgen ein Kurier nach Wien. Schicken Sie mir heute Abend Ihren Brief, so können Sie doch freier schreiben.

In Eil G.

98.

(Dresden,) 15. April (1806).

Sein Sie doch so gütig, wertester Freund, mir zu sagen, was der eigentliche Titel des Herrn (von? oder nicht?) Beugel[2]) ist, und wo er wohnt.

Müller hat seine Vorlesungen heute mit einem der vortrefflichsten ironischen[3]), und mit einem der vortrefflichsten pathetischen Stücke geschlossen, die seit langer Zeit in deutschen Worten gedacht, und gesagt worden sind. Es ist mir ganz unbegreiflich, doch übrigens wahrhaft charakteristisch für die schlechte Seite unsrer Literatur, daß ein solcher Mensch, wie Bouterweck, selbst Literator, Lehrer der Literatur, und, so Gott will, Philosoph, den gewiß weder Geschäfte, noch Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, noch Überfluß gesellschaftlicher Zerstreuungen

---

[1]) Jedenfalls das bekannte Werk des Göttinger Historikers Arnold H. Ludwig Heeren (1760–1842): „Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt". [2]) Mr. Beugel, Conseiller de légation, steht in Gentz' Register seiner Bekannten in Dresden. Böttiger nennt ihn Beigel, Orientalist, Legationsrat beim Departement der auswärtigen Verhältnisse. Maurer-Constant a. a. O. S. 395. [3]) Vorlesung XII. Die Ironie ging auf Kosten Kotzebues und Ifflands.

abhalten, sich in Dresden befinden, und diese Vorlesung, bei weitem das Wichtigste, was er hier zu suchen hatte, vernachlässigen konnte.[1]) Wie soll man sich über Staats- und Geschäftsmänner beklagen, wenn Gelehrte von Profession, gegen das Beste und Höchste ihrer eignen Sphäre, so strafbar gleichgültig sein können? Sie begreifen wohl, daß ich bloß den Blick aufs Ganze, den solche Erscheinungen veranlassen, schmerzhaft finde; denn was kann Müllern an dem Beifall dieses Individuums liegen? Aber schlecht steht es doch gewiß mit uns überhaupt, wenn auch solche Stimmen uns nicht mehr elektrisieren. Sie werden lesen, was er heute gesagt hat; und gewiß werden Sie mir recht geben, wenn ich behaupte, daß es — ich spreche keine Zahl aus — unendlich wenige in Deutschland gibt, die eine Stelle, wie die von S. 214 bis 218 zu schreiben imstande wären. — Guten Abend! Mein Eifer hat mich übermannt; aber ich kenne Ihre Gerechtigkeitsliebe, und fürchte also keinen Vorwurf von Ihnen. Gentz.

99.

Teplitz, den 15. Juni 1808.

In der Voraussetzung, daß ich Sie immer noch als meinen alten werten Freund behandeln darf, benutze ich meine Nähe von Dresden, um Ihnen folgende kleine Bitten vorzutragen:

1. Man hält, wie ich weiß, auf der Ressource die Europäischen Annalen.[2]) Wäre es Ihnen möglich, mir die Jahrgänge 1806 und 1807, auf drei oder vier Wochen hieher zu spedieren?

2. In den Ansichten der Natur von A. Humboldt[3]), die ich in diesen Tagen mit dem größten Vergnügen gelesen habe, ist seine Reise in die Tropenländer[4]), ja sogar der zweite Teil derselben, als wirklich erschienen zitiert. Nun habe ich aber außer einigen Heften botanischer und einigen zoologischer Aufsätze nicht allein noch nichts

---

[1]) F. Bouterweck (1766—1828), Professor der Philosophie in Göttingen. Schiller nannte B. „den seichtesten, lamentabelsten Kopf, der mir lange vorgekommen." An Goethe Nr. 297, noch schärfer Nr. 408. [2]) Vgl. S. 207, Anm. 1. Nach Posselts Tod (1804) führte Friedrich Buchholz das große Wort in den Annalen. [3]) Alex. von Humboldts: Ansichten der Natur waren 1808 erschienen. [4]) Nach Bruhns, Alex. von Humboldt II, S. 500: Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent fait en 1799, 1800—04 par Alex. de Humboldt et Aimé Bonpland, rédigé par A. de Humboldt. Grande édition, Paris, Schoel Dufour, Maze et Gide, 1807 et années suivantes. Vol. I et II. Plantes equinoxiales etc. 1808 u. 1809.

von Humboldts Reisearbeiten gesehen, sondern auch noch nichts fertig geglaubt. — Könnten Sie mir hierüber nicht nähern Aufschluß geben, und allenfalls, wenn die „Reise in die Tropenländer" in der Tat zu haben ist, mir selbige kauf= oder leihweise baldmöglichst verschaffen? Eine gleiche Bitte tue ich auch in Ansehung einer gewissen von Humboldt angegebnen Karte von der Höhe der Berge[1]), von der ich zwar oft gehört, aber nie etwas zu Gesicht bekommen habe.

3. In einem Artikel der Allgemeinen Zeitung" (vom 25. Mai) ist folgende englische Schrift: „A Scene in the high Court of Admiralty etc. by John Browne"[2]) — angeführt. Sollte der Verfasser des Artikels, oder der Verleger der Allgemeinen Zeitung diese Schrift etwa besitzen? Und wäre es möglich, mir solche auch nur auf wenig Tage mitzuteilen? Wenn Sie überhaupt irgend ein Mittel wüßten, mir hin und wieder eine englische Broschüre — ich würde sie ausschweifend bezahlen — zukommen zu lassen, so wäre dies, bei der jetzigen Hemmung der Kommunikation ein Freundschaftsdienst, den ich gewiß nie vergessen würde.

Erfreuen Sie mich mit ein paar Zeilen Antwort, und glauben Sie an die fortdauernde Ergebenheit und Treue

Ihres Gentz.

NB. Antwort und etwanige Pakete bitte ich an Herrn A. Müller abgeben zu lassen, der häufige, und fast tägliche Gelegenheiten hat, sie mir zu übermachen.

100.

Teplitz, den 24. Juli 1808.[3])

Die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie meinen Wünschen begegnet sind, teuerster Freund, hat mich herzlich erfreut und gerührt. Für das Vergnügen, welches Sie mir durch die Mitteilung der Humboldtschen Reise und Karte gemacht haben, vermag ich Ihnen nicht genugsam zu danken. Beides erfolgt hier, nebst den mir übersandten Heften der Annalen pro 1807 (die pro 1806 nächstens) wieder zurück. Doch muß ich dabei noch eine Frage, und eventualiter Bitte, vortragen. Ist denn

[1]) Wohl: Kamm= und Gipfelhöhe der wichtigsten Gebirge. Ann. des sciences natur. IV, 225. Bruhns S. 532. [2]) Allgemeine Zeitung 25. Mai 1808: John Brown, A scene in the high Court of Admiralty displaying the frauds of neutral flags. London 1807. [3]) Im Register 25. Juli.

diese Karte und dieser erste Band noch nicht für Geld zu haben? Und, wenn dies der Fall ist, wäre es dann nicht möglich, daß Sie mir ein gutes Exemplar, der Preis sei, was er wolle, baldmöglichst verschaffen könnten?

An diese Bitte schließe ich gleich eine andre. Es gibt in Dresden einen Mann, der französische Novitäten auf Spekulation kommen läßt. Den Namen habe ich vergessen; er steht aber bei einem Departement, soll sehr gute Verbindungen in Frankreich haben, und ein äußerst genauer, zuverlässiger, und gefälliger Kommissionär sein. Die Adresse dieses Mannes, zugleich aber auch ein kleines Verzeichnis von dem, was er in der letzten Zeit erhalten, und vielleicht jetzt noch vorrätig hat, würde mir äußerst willkommen sein. Suchen Sie mich damit zu beglücken; es gibt jetzt täglich Gelegenheiten hieher; und in Ermangelung einer andern nimmt Baron Buol jederzeit alles, was mir bestimmt ist, mit Bereitwilligkeit an.

Sollte es hier in diesem Lande irgend etwas geben, worin ich Ihnen zu Diensten sein könnte, so gebieten Sie über mich; ich werde mich glücklich schätzen, jeden Ihrer Aufträge auf die befriedigendste Weise zu erfüllen. — Roscoes Life of Leon X[1]) hat Adam Müller behalten; er wird es Ihnen gewiß nicht versagen, besonders wenn Sie sich auf mich berufen wollen.

Wenn Sie bei Ihren großen und ausgebreiteten Lektüren und literärischen Verbindungen irgend eine — ältre oder neuere — in das Seerecht einschlagende Schrift entdecken, von welcher sie präsumieren, daß sie mir unbekannt, oder wenigstens unerreicht (denn unbekannt möchte mir wohl in diesem Fache nun nichts mehr sein) geblieben wäre, so werden Sie mich durch eine kleine Note jedesmal unendlich verbinden. Umsonst suche ich seit mehrern Jahren und lasse ganz Deutschland durchsuchen nach den Schriften des Albericus Gentilis, eines Oxfordischen Rechtsgelehrten aus dem 16. Jahrhundert. Die beiden vornehmsten heißen: Advocatia Hispanica, und De jure belli.[2]) Da sie in Deutschland, und namentlich zu Hannover gedruckt, oder nachgedruckt worden, so hatte ich eine Zeitlang Hoffnung, sie aufzutreiben; und wer weiß, ob es mir nicht gelungen wäre, wenn ich früher meine Zuflucht zu Ihnen

---

[1]) The life and Pontificate of Leo X., Liverpool 1805, 4 t., von dem englischen Historiker William Roscoe (1753—1831). [2]) Schriften des in Oxford angestellten, juristischen Professors Albericus Gentilis, eines Italieners (1551—1611.)

genommen hätte. Ich würde für diese Bücher jeden Preis bezahlen; selbst sie auf 14 Tage zum Gebrauch zu haben, wäre mir schon viel wert. – Einen leichter zu befriedigenden Wunsch will ich Ihnen doch, da wir einmal bei diesem Artikel stehen, auch noch vorlegen. Könnten Sie mir nicht, es sei kauf-, es sei leihweise Bynkershock's Quaestiones Juris publici [1]) verschaffen?

Ich empfehle mich Ihrer fernern freundschaftlichen Fürsorge. Sie werden in mir nie einen Undankbaren verpflichten. Geben Sie mir doch von Zeit zu Zeit von wichtigern neuen Erscheinungen einige Nachricht. Der Faust ist, wie Sie sagen; aber welch ein vortreffliches Buch sind Fichtes Reden an die deutsche Nation!

Nehmen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und herzlichsten Ergebenheit an. Gentz.

101.

Teplitz, den 6. August 1808.

Ich habe Ihre beiden freundschaftlichen Schreiben, sowohl das, womit Sie mir den Brief aus Amsterdam, als das, womit Sie mir die alten Bücher zuschickten, richtig empfangen; und ob ich gleich heute nur wenig Zeit zum Schreiben habe, so kann ich doch meinen Dank, besonders für den letzten Beweis Ihrer Güte, schlechterdings nicht aufschieben. Sagen muß ich Ihnen noch heute, daß Sie mir durch die Mitteilung des Albericus Gentilis eine Freude bereitet haben, die Sie sich kaum lebhaft genug denken können. Seit Jahr und Tag habe ich alles versucht, um dieses Buch zu erlangen; in allen Teilen von Deutschland habe ich anfragen lassen; als ich endlich in einer neuern Schrift über das Seerecht von Jouffroy [2]) in Berlin fand, daß auch er, trotz aller angewandten Mühe, den Albericus Gentilis nie habe auftreiben können, sondern ihn nur aus Zitationen bei andern kenne, so verzweifelte ich gänzlich am Erfolg. Ein guter Genius gab mir ein, mich an Sie dieserhalb zu wenden; und mein Wunsch ist erfüllt. – Ich werde übrigens die mir gesetzte Frist nicht überschreiten; vielleicht erwerbe ich mir dadurch die Hoffnung, den Schatz des Herrn G. L. R. Günther öfter benutzen zu können; denn wer den Albericus Gentilis besitzt, der

---

[1]) C. von Bynkershoecks (1673–1743) Quaestionum iuris publici libri II. Leiden 1737. [2]) A. de Jouffroy, Le droit des gens maritime universel. Berlin 1806.

muß in diesem Fache reich und mächtig sein. – Die neuern Werke über das Seerecht sind mir wohl jetzt alle bekannt; worauf es mir noch hauptsächlich ankömmt, sind immer einige ältre aus dem 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Nächstens werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen ein kleines Verzeichnis davon zu überreichen.

Dem Herrn Brockhaus[1]) werde ich, ob ich gleich seinen unmittelbaren Antrag für jetzt nur ablehnen kann, in kurzem antworten, und zwar so, wie es der Artigkeit seines Schreibens, und seiner guten Meinung von mir, gebührt. Ich werde Ihnen meine Antwort zusenden. Von Mitteln zur Kommunikation mit England steht in seinem Briefe nichts. Vielleicht aber könnte das, was Sie darüber wissen, gelegentlich auch mir nützlich werden.

Die Schrift von Villers[2]) habe ich noch nicht gesehen; vielleicht könnten Sie mir dieselbe auf einige Tage leihen. In diesem Fall haben Sie nur die Güte, sie an B. Buol zu senden; ich schicke sie nach 24 Stunden zurück.

Ich bin wirklich von Ihrer vielfachen Gefälligkeit gegen mich so dankbar-gerührt, daß ich recht ernsthaft wünschte, Ihnen auch von meiner Seite irgendeinen wesentlichen Dienst leisten zu können. Suchen Sie doch eine Gelegenheit auf, um mir diese Freude zu gewähren; und nehmen Sie unterdessen die Versicherung meiner unwandelbaren Ergebenheit an. Gentz.

102.

Teplitz, den 20. September 1808.[3])

Hier schicke ich Ihnen mit dem allerverbindlichsten Dank, den Albericus Gentilis zurück. Ich habe freilich den Termin sehr überschritten; ich mußte aber dieses Buch von Anfang bis zu Ende lesen und exzerpieren; welches doch, unter mancherlei Störungen, keine

[1]) Der Verleger und Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus (1772—1823), später in Leipzig, hatte 1805 seinen Verlag mit einem Amsterdamer Comptoir begonnen. Vgl. auch Gentz an Rühle v. L. über diesen Antrag Brockhaus' an Gentz, dem neuen Verlag ein Buch zuzuwenden. Schlesier I, S. 325. [2]) Jedenfalls die auf des Göttinger Historikers Heeren und des damaligen westfälischen Ministers J. v. Müller Anregung entstandene Schrift: Coup d'œil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante, en particulier du royaume de Westphalie. Kassel 1808. Vgl. auch Maurer-Constant I, S. 465. [3]) Im Register 21. September. Ein dort verzeichneter Brief vom 4. September fehlt.

kleine Arbeit war. Ich weiß nicht, ob ich ferner noch auf Unterstützung dieser Art von Ihrer Seite rechnen darf, teuerster Freund? Ich gehe allerdings nach Prag zurück; indessen versichre ich Ihnen, daß dieser Umstand in unserm Verkehr keine Änderung hervorbringen würde; denn ich schicke Ihnen die Bücher von dort gewiß mit eben der Sorgfalt, ja selbst mit eben der Schnelligkeit, und immer auf einem ganz sichern Wege, zurück. — Wenn Sie sich auf diese Bedingungen weiter mit mir einlassen wollten, so wären folgende Artikel die, welche ich zunächst am meisten wünschte:

J. G. Heineccius, De navibus ob vecturam vetitarum mercium commissis.[1]) (Entweder einzeln, oder in dessen Opusculis variis zu finden.)

J. Loccenius, De jure maritimo et navali.[2])

Herm. Connrig, Consilium de Maris Mediterranei dominio.[3])

Fr. Boehmer, Novum jus controversum.[4])

Was Sie mir von diesen (durch Buol) zukommen lassen können, wird mir äußerst willkommen sein.

Zugleich schicke ich Ihnen hier meine Antwort für Herrn Brockhaus, von welchem ich vor acht Tagen einen zweiten Brief erhielt. Er schrieb zwar in diesem, ich sollte ihm unter Adresse des Buchhändlers Graeff schreiben; doch Sie werden das am besten einzurichten wissen.

Es versteht sich von selbst, daß ich seinen Antrag völlig ablehnen mußte. Wie er mir ihn machen konnte, begreife ich nicht. Der Mann muß gar nicht recht wissen, wie es zwischen dem „vor welchem die Welt verstummt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben" — und mir steht; wie bekannt, und wie verhaßt mein Name in Frankreich ist usf. Der erste Verlagsartikel von mir möchte wohl seiner Industrie, samt seinem Comptoir, ein ewiges Ende machen. Doch Sie wissen ja längst, daß ich nichts mehr für den Druck schreibe. — Über die Arbeit, die das Seerecht, oder bestimmter, das Verhältnis zwischen kriegführenden und neutralen Staaten im Seekriege, betrifft, habe ich mich, da er ihrer aus-

---

[1]) Schrift des Halleschen Juristen Johann Gottlieb Heineccius (1680—1741).
[2]) Des Johann Loccenius (1597 geb., Professor d. Rechte in Upsala) Schrift: De jure maritimo et navali libri 3. [3]) Des Polyhistors Hermann Conring (1606—81) Schrift: De dominio et commercio maris mediterranei regi christianissimo vindicandis. [4]) Jedenfalls eine Schrift des Juristen Joh. Sam. Friedr. Böhmer (1704—1772).

drücklich erwähnt, etwas näher gegen ihn erklärt. Auch diese kann er nicht verlegen, wenn ich sie wirklich jetzt, oder je außerhalb England, zur Publizität befördern wollte.[1])

Erlauben Sie mir, fernerhin auf Ihre Freundschaft zu rechnen. Die meinige bleibt Ihnen gewiß. Gentz.

103.

Prag, den 21. Oktober 1808.[2])

Ich sende Ihnen hier, wertester Freund, mit dem verbindlichsten Dank, die mir gütigst verschafften Bücher zurück. In der Hoffnung, daß Sie mir Ihre hülfreiche Hand auch fernerhin nicht entziehen, und daß der Schatz, aus dem nun schon so viel Brauchbares und Interessantes mir zugeflossen ist, noch nicht erschöpft sein wird, wage ich es, Ihnen abermals ein kleines Verzeichnis zu übersenden. Ich verlange nicht alle Artikel, die sich darauf befinden, mit einem Male, sondern begnüge mich gern, sie nach und nach zu erhalten. Nur würden Sie mich dadurch noch verbinden, wenn Sie mir diejenigen Artikel, die sich etwa nicht in der Günterschen Bibliothek befinden, gleich als solche bezeichnen wollten, damit ich von dieser Seite nicht länger vergeblich darauf rechne.

Es freut mich ungemein zu erfahren, daß Ihnen mit Zeichnungen geholfen ist, weil ich in der Tat glaube, daß ich in dieser Rücksicht hier etwas für Sie werde tun können. Die Häuser, in denen ich am meisten lebe und webe, Graf Clam, Fürst Anton Lobkowitz, Graf Franz Sternberg, Kollowrat[3]) usf. sind sämtlich mit Kunstfreunden, Kunstwerken, Kunstsammlungen — wie bedeckt; und ich höre und sehe oft mehr davon, als mir, da ich keinen besondern Geschmack an der Sache habe, lieb ist. In allen diesen Häusern waltet denn auch der bekannte und tätige Zeichner und Maler Pergler[4]), ein äußerst fruchtbarer Künstler, der täglich neue Zeichnungen verfertigt, und kopiert. — Lassen Sie nur die eigentlichen Wintermonate herankommen, wo alle diese großen

---

[1]) Aus Gentz umfassenden Seerechtsstudien sind zwei Memoires ans Licht getreten in Mémoires et lettres inédites du Chev. de Gentz, publiées par G. Schlesier. Stuttgart 1841, S. 349 ff. Sie sind 1812 erst verfaßt. [2]) Im Register 22. Oktober. [3]) Graf Christian Christoph Clam-Gallas (1771—1838), Kunstmäzen; Fürst Anton Isidor Lobkowitz (1773—1819), der bekannte Unterstützer Beethovens; der Kunstfreund und Sammler Franz Joseph Graf Sternberg (1763—1830), der zusammen mit dem Grafen Franz Anton Kolowrat-Liebsteinsky (1778—1861) das Prager Nationalmuseum begründete. [4]) Joseph Bergler (1753—1829), Bildhauer, Maler und Kupferstecher in Prag.

Familien, die sich jetzt noch auf ihren Herrschaften, auf den weltberühmten hiesigen Jagden (gegen welche die auf dem Ettersberge[1]), objektive betrachtet, nur ein armseliges Kinderspiel gewesen sein mag) und sonst im Lande umhertreiben, wieder hier vereinigt sind; und ich stehe Ihnen dafür, daß ich mehr wie eine Gelegenheit finden werde, Ihnen nützlich zu sein. Nur wünschte ich freilich sehr, daß Sie mir nähere Direktionen und Nachweisungen über das, was Sie eigentlich wünschen und brauchen können, zukommen ließen; denn ohne solche würde ich, der ich von der Sache in der Tat herzlich wenig verstehe, im Finstern tappen. — Ich schicke Ihnen hier vorläufig (ob ich gleich stark vermute, daß dies gar nicht die Gattung ist, in der Sie bedient zu sein wünschen) einen ganz neuen Kupferstich von Wallenstein, den Pergler vor einigen Wochen, nach einem Bilde auf dem Schloß Friedland, von welchem ich soeben zurückkomme, verfertigt hat.[2]) Das Bild ist in Wallensteins letzten Jahren gemacht; und dies ist wahrscheinlich die Ursache seiner geringen Ähnlichkeit mit andern bekannten, und im Grunde viel anziehendern von demselben Original. Es hat jedoch vor allen den Vorzug unleugbarer Authentizität, da, wie man hier allgemein glaubt, fast alle übrigen Abbildungen des Helden, mehr oder weniger fehlerhaft sind. Letztres soll unter andern (doch will ich dies nie gesagt haben, weil der Graf Wallstein von Dux mich sonst bis ins Grab verfolgen würde) mit einem sehr berühmten Bilde im Schlosse Dux der Fall sein, welches ich hundertmal gesehen[3]), und nach welchem wahrscheinlich die meisten, die man in neuen Büchern ꝛc. findet, kopiert sind. — Was es in Prag, — in den Privathäusern nämlich; denn die öffentlichen Anstalten besitzen wenig — für vortreffliche Sammlungen von Kupferstichen, Münzen, und Prachtwerken gibt, sollten Sie kaum glauben. Es steckt überhaupt in der österreichischen Monarchie, auch in dieser Hinsicht, viel;

---

[1]) Bei Weimar. Dort hatte Napoleon 1808 gejagt. [2]) Vgl. dazu Goethe an Pauline Gotter, 4. Juli 1810, aus Karlsbad: „Unter anderm muß ich Ihnen erzählen, daß ich eine sehr schöne Abbildung von Wallenstein erhalten habe. Auf dem Schlosse Friedland nämlich befindet sich eines in ganzer Figur. Dieses hat Professor Bergler in Prag, ein sehr geschickter Mann, mir gezeichnet und sehr geistreich radiert. Es stimmt vollkommen mit dem Begriffe überein, den man sich von diesem merkwürdigen Manne bildet. Regelmäßige Züge, ernst, trocken und in den Augen etwas Bedenkliches.“ Aus Schellings Leben II, S. 223 f. [3]) Unter anderm hatte Gentz im Jahre 1803 Graf Waldstein, den er „bizarr“ nennt, auf Schloß Dux besucht. Vgl. Tagebücher I, S. 25. Es ist wohl Jos. Karl Emanuel Graf W. (1755—1814).

aber niemand drängt sich vor; niemand weiß sich geltend zu machen; teils Stolz, teils Bescheidenheit – vor allen Dingen aber auch einige Trägheit, halten die Kostbarkeiten, die wir in allen Fächern besitzen, vergraben; es gilt dies sogar von den intellektuellen; denn wenn man dies Land näher kennt, so erstaunt man oft über die Idee, die Fremde davon haben, und die man vielleicht sonst selbst mehr oder weniger mit ihnen geteilt hat.

Antworten Sie mir recht bald auf dieses Schreiben. Mein Freund –[1]) übernimmt und besorgt alles, wie Sie wissen, mit großer Zuverlässigkeit.

Ihr sehr ergebner

104.

Prag, den 2. Dezember 1808.

Mit unbeschreiblichem Vergnügen habe ich Ihre abermalige interessante Sendung empfangen, teuerster Freund, und werde gewiß mit gleicher Pünktlichkeit, als Sie in den vorhergehenden Fällen an mir bemerkt und gelobt haben, auch in Ansehung dieser verfahren. Nur bitte ich zum voraus um eine etwas längre Nachsicht, weil ich seit mehrern Wochen durch Arbeiten von dringenderer Natur, von meinem Lieblingsstudium zurückgehalten werde. Ich werde diese Nachsicht aber keinesweges mißbrauchen. Die fatale Geschichte mit der Dresdner Bibliothek – die einzige dieser Art, die mir in meinem ganzen Leben widerfuhr – hat mich genug gequält und geärgert; nur eine so einzige Krisis, wie die vom Oktober 1806 konnte einen solchen Vorfall mir zuziehen; und noch geht es über alle meine Begriffe, wie ich bei meiner, wirklich sehr großen Ordnung in dergleichen Sachen, um einige von den mir geliehnen Bänden kommen konnte. Sein Sie fest versichert, daß Sie ein Ähnliches nicht zu besorgen haben, und wenn heute Gengiskan oder Tamerlan über Prag herfielen; eine Begebenheit, die mir sehr ungelegen sein würde, da ich mich eben auf eine bequeme und möglichst angenehme Art hier eingerichtet habe.

Um nun auch von meiner Seite nicht bei leeren Worten stehen zu bleiben, schicke ich Ihnen durch gegenwärtige Gelegenheit vier Hefte Berglerscher[2]) Bilder. Man versichert mich, Sie könnten diese Sammlung nicht vollständig haben, und sie würde von einigem Wert für Sie

[1]) Hier ist der Name Buol durch Ausstreichen unleserlich gemacht, in derselben Weise auch die Unterschrift. [2]) Hier Bergler geschrieben.

sein. Ich glaube es, weil ich es wünsche; hat man mich falsch berichtet, so schiebe ich dennoch die Schuld auf Sie, weil Sie mir nichts Bestimmtes abfordern wollen, und mich also im Finstern umhertappen lassen. Wenn Graf Franz Sternberg hier sein wird, werde ich gewiß manches für Sie erhalten können; dieser hat Sammlungen von ungeheurem Umfange, an bloßen Porträts, ich weiß nicht wie viele Zwanzigtausende; auch ein Münzkabinett, das seinesgleichen suchen soll. Ich werde den Winter über tätig für Sie sein; darauf können Sie rechnen.

Wenn Rühl[1]) Ihnen meinen Brief mitgeteilt hätte — was aber wohl schwerlich sein ernster Wille gewesen sein mag – so würden Sie gesehen haben, wie ich von seinen Hieroglyphen denke. Es tut mir leid, daß ein so guter Kopf so ganz auf unrechten Weg geraten konnte – – Übrigens möchte ich wohl wissen, welches Interesse der Sächsische Hof an diesem Buche nehmen kann, und in welcher Rücksicht es Belobung oder Belohnung von demselben verdient. — Ist es vielleicht, weil durch die gegen das arme, unglückliche England verhängte Handelssperre, die Leipziger Messe zu einem so unerhörten Flor gedieh? Oder weil, vermöge des von Rühl in Schutz genommnen Systems, die sächsischen Fabrikstädte so prosperieren? – Aber dann ist es doch unbillig, daß Lange, der Verfasser des Telegraphen[2]), mein Freund und Lobredner, nicht auch einige goldne Medaillen erhält; denn dieser hat den éternels ennemis du continent noch viel schmerzlichere Wunden versetzt, als Rühl, Wunden, „von denen sich England sobald nicht erholen wird, was auch „Gentz und Kotzebue" für ihre Guineen versuchen mögen, ihm wieder aufzuhelfen. Unterdessen verdient jener seine Guineen doch recht mit Sünden; denn seit Jahren hat er ja keine Zeile ans Tageslicht gebracht. O, über das einfältige britische Ministerium!

---

[1]) Joh. Jak. Otto Aug. Rühle von Lilienstern (1780—1847), seit September 1807 aus preußischem Dienst in den weimarischen als Kammerherr und Major getreten, lebte in Dresden als Erzieher des Prinzen Bernhard von Weimar. Gentz' Brief an ihn (14. Sept. 1808), gedruckt bei Schlesier I, S. 326 ff. Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaften in die Geschichte des Tages von R. v. L. Leipzig, Hartknoch 1808. [2]) „Der Telegraph" K. J. Langes, wurde Oktober 1805 gegründet, dann in den „Deutschen Herold" umgewandelt; seit Oktober 1806 erschien die Zeitung als „Neuer Telegraph". L. stand vollständig auf Bonapartes Seite. Vgl. Salomon a. a. O. II, S. 178 und 182 ff. Gentz hatte Lange schon im Histor. Journal 1799 II, S. 213 einmal scharf angegriffen.

Leben Sie wohl, mein werter Freund, und — trotz aller nördlichen und südlichen Telegraphen, die in der Tat kaum meine Fußsohlen streifen, viel weniger die Luft vergiften können, in welcher ich atme, mit den alten Gesinnungen eingedenk

Ihres aufrichtig ergebnen Gentz.

PS. Ich bin in Verzweiflung. Jetzt eben überlese ich wieder die Stelle Ihres Briefes, worin Sie mir sagen, daß Sie die Berglersche Sammlung schon besitzen. Das Paket ist aber schon unterwegens. Nun mögen Sie es in den Kamin werfen. Mein Wille war gut; betrachten Sie die Sendung als ungeschehen. Künftig werde ich besser aufpassen.

Die Fürstin Kinsky[1]) ist zwar in Wien; ich glaube, Sie können alles hieher adressieren; denn von ihrem Hause gehen gewiß häufige Kommunikationen nach Wien.

105.

Teplitz, den 10. August (1810).[2])

Ihr Schreiben vom 24. v. M., mein wertester Freund, hat mir einen um so angenehmern Augenblick verschafft, als ich kaum mehr glaubte, daß Sie sich meiner noch erinnerten. Ich sage dies nicht, um Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, wenn es sich so verhalten hätte; denn ich fühle, daß ich selbst für die, die, wie Sie, es immer gut mit mir meinten, heute kein großes Interesse mehr haben kann. Mit Dank erkenne ich also, daß Sie auch das, was von mir übriggeblieben ist, noch Ihrer Aufmerksamkeit und Ihres Wohlwollens würdigen.

Nach den großen Katastrophen, die wir erleben, ist es wohl nicht überflüssig, einander von Zeit zu Zeit zuzurufen, daß die persönlichen Verhältnisse, in welchen einem wohl war, sich nicht geändert haben, einander zuzurufen, daß man noch ebenda steht, wo dieser oder jener Hauptsturm uns überfiel. Sollte ich Ihnen versichern dürfen, daß ich derselbe geblieben bin? Sollte es nötig sein, Ihnen zu sagen, daß der Erfolg, wie niederschlagend er auch sein mochte, meine Grundsätze, meine Hauptansichten, meine innern unvergänglichen Wünsche nicht affiziert hat? Dies haben Sie gewiß längst vorausgesetzt. — Glücklicher nicht, aber ruhiger, billiger, toleranter bin ich geworden, seitdem ich eingesehen, daß

[1]) Karoline Maria, Gemahlin des Fürsten Ferd. Jos. Nep. Kinsky, geb. Freiin v. Kerpen. [2]) Der auch im Register verzeichnete Brief vom 13. Januar 1809 aus Prag betrifft die Übersendung von Kupferstichen an Böttiger.

unzeitige und ohnmächtige Exaltation auch die heiligste Sache verderbt, und daß es immer noch unendlich heilsamer und weiser ist, unter Ungewitter, denen von fern auszuweichen, wir zu blödsinnig waren, sein Haupt zu beugen, als durch verkehrt angebrachte Ableiter ihre Schläge auch noch auf die wenigen Fluren zu richten, aus denen uns dereinst — da doch kein Ungewitter ewig dauert — neue Kraft und neues Leben erblühen sollte.

Das gestehe ich Ihnen aber frei, daß meine Toleranz sich nicht bis auf die unwürdige Rotte von Schriftstellern erstreckt, die sich jetzt in Deutschland, so gut als ausschließend, des Feldes der Politik bemächtiget haben. Die letzte Messe hat eine Sammlung von Schriften aus diesem Fache geliefert, worüber die Nachwelt, wenn sie je bis an dieselbe gelangen sollten, mehr erstaunen muß, als über die unglaublichsten Revolutionen unsrer Zeit. Wenn nicht hin und wieder in einem verborgnen Winkel einer Literaturzeitung — daß ich die Jenasche nicht meine, werden Sie wohl vermuten — noch ein Funke von Vernunft, von unabhängigem Geiste, und von Gefühl deutscher Würde aus der Asche hervorglimmte, so müßte man wirklich an der geistigen Auferstehung Deutschlands noch weit mehr als an der politischen verzweifeln. Als Buchholz[1]), Woltmann[2]), und andre dieses Gelichters ihre heillose Laufbahn begannen, schmeichelte man sich mit Recht, so handgreifliche Rasereien könnten nur auf ganz kurze Zeit geduldet, nur von wenigen Energumenen oder Stümpern proniert werden. Und nun ist es so weit gekommen, daß die abgeschmacktesten und frevelhaftesten ihrer Lehren, das tägliche Brot unter uns geworden sind!

Mit dem ersten Heft des Perthesschen Journals[3]) bin ich keinesweges zufrieden. Um Jean Paul[4]) phantasieren zu hören, bedarf ich

---

[1]) Friedrich Buchholz, bonapartistischer, preußischer Publizist (1768–1843). [2]) Vgl. S. 267, Anm. 5. [3]) „Vaterländisches Museum", Hamburg, bei Friedrich Perthes, 1810. „Religiösen Sinn, wissenschaftliche Tüchtigkeit und geschichtliche Wahrheit" wollte das Journal pflegen und Sorge tragen für „Erhaltung deutscher Bildung und für Bewahrung deutsch-eigentümlicher Art und Wissenschaft und Kunst". Auch Gentz hatte Perthes aufgefordert, mitzuarbeiten. Vgl. S. 339. [4]) Jean Paul Friedrich Richter (1763–1825) brachte im Heft I, „Nachdämmerungen für Deutschland", eine Fortsetzung seiner „Dämmerungen für Deutschland", Tübingen 1809. Auf folgende Stelle bezieht sich Gentz' Äußerung (S. 39 f.): Männlichkeit der Autoren. Kein deutscher Mann beinahe schämt sich jetzt, keiner zu sein, sondern er stellt als Tintenfaß ein Lakrymatorium (Tränengefäß) hin und tunkt ein, und setzt der Welt (sogar schon auf dem

keiner neuen Zeitschrift, da er ohnehin den Weg zum Markte sehr gut zu finden weiß. Übrigens liebe ich seine immerwährenden Tröstungen über den gegenwärtigen Zustand der Dinge keinesweges. Die „unmännlichen Klagen", worüber er klagt, dringen wenigstens zu meinen Ohren selten oder nie. Anstatt des übertriebnen Grams, von dem er uns befreien will, begegnet mir vielmehr auf jedem Schritte eine empörende Gleichgültigkeit über alles öffentliche Wohl und Leiden, eine unwürdige Ergebung in ein Schicksal, dem wir zwar (wie ich mehr als je überzeugt bin) durch blinden Ungestüm nur noch sichrer, noch hülfloser in die eisernen Arme stürzen[1]), das wir aber doch in seiner ganzen Schrecklichkeit fühlen müssen, wenn wir mit dem Sinn für bessre Zeiten nicht auch jeden Anspruch darauf für immer verlieren wollen. Von dieser Seite betrachtet, waren mir schon in den Dämmerungen für Deutschland mehrere Stellen sehr zuwider; in den Nachdämmerungen ist es noch ärger.[2])

Herr Georgius[3]) ist ein Schriftsteller, mit dem ich mich wohl einmal recht ordentlich messen möchte, weil er wenigstens die Gabe hat,

---

Titelblatt) die Angstschweißtropfen vor, die man ihm in diesem und jenem „schrecklichsten Jahre oder Momente seines Lebens" ausgepreßt. Schämt ihr euch denn – eurer Unmännlichkeit nicht sowohl als – eures öffentlichen Bekenntnisses derselben nicht?" usw.

[1]) Vgl. zu diesen für Gentz' damalige Politik charakteristischen Bemerkungen seine Äußerungen in dem Briefe an Perthes S. 339. [2]) Wohl z. B. folgende Stelle S. 34 f.: „Bedächten wir doch z. B. bei der französischen Landung in Deutschland, daß wir nicht republikanische Freiheit – welche nicht da war – gegen despotische Knechtschaft – welche nicht kommen kann aus einem Lande, wo sie selber nicht ist – sondern nur mehr oder weniger gemäßigte Monarchen gegen mehr oder weniger gemäßigte Monarchen vertauschten. Wie oft war nicht in Europa dieser Regentenumtausch, auch ohne Kulturmord! Denn etwas andres ist doch ein Wechsel der Regierungsformen – wie der griechische — als der bloße Wechsel der Regenten, welchen der Tod so gut als ein Kriegs- oder Friedensschluß verordnet." Auch die verächtliche Behandlung von Fichtes Reden an die deutsche Nation, die Gentz bewunderte bei aller Gegnerschaft gegen Fichte (S. 255 f.), und das Lob, das Jean Paul dem abtrünnigen J. v. Müller spendete, mag Gentz mißfallen haben. [3]) Georgius ist das Pseudonym für den Finanzschriftsteller Georg Christian Otto aus Bayreuth († 1828), einen Freund Jean Pauls, der auch unter dem Namen Christianus geschrieben hatte. Neuer Nekrolog der Deutschen VII, 5. In seinem Artikel: Über das Verderbnis im deutschen Charakter, nachgewiesen am Verfall des nationalen Gewerbfleißes", preist G. aufs höchste die englische Industrie gegenüber der deutschen, deren Verfall er auf ihre Mangelhaftigkeit zurückführt, um schließlich das ceterum censeo der damaligen, politischen Literatur, Vernichtung der englischen Seeherrschaft, zu proklamieren.

mich zu reizen, mich zu ärgern, mich in Bewegung zu bringen; ein seltsamer Mensch, der fast immer aus richtigen Prämissen die falschesten Schlüsse zu ziehen weiß, und mich oft in Ungewißheit läßt, ob, was er sagt, Ernst oder Ironie ist, ob ein vorgefaßtes System, oder Furcht vor persönlichen Unannehmlichkeiten ihn auf so viel Irrwege führt. Der Aufsatz in dem Museum hat mehr Wert, als seine frühern in der Pallas, die freilich Rühl nur auszugsweise geben konnte. Das Aufhören der Pallas[1]) wird kein sonderlicher Gram für mich sein; eine rein-militärische Zeitschrift, oder ein andres militärisches Werk, wie R. es zu liefern vermag, wird mich mehr erfreuen, als dies militärisch-politische Zwitterwesen.

Der Tod der Königin von Preußen[2]) ist der härteste Schlag, der diesen Staat jetzt noch treffen konnte. Mit ihr verschwindet nicht allein das einzige wahre Lebenselement, das diese absterbende Maschine noch beseelte, sondern auch die einzige große Dekoration, die ihr ein gewisses äußres Ansehen noch erhielt. Für alles, was Meinung heißt, selbst für den gemeinen Geldkredit der preußischen Monarchie, konnte nichts Empfindlicheres geschehen. – Der hier anwesende König von Holland[3]) hat einen Beweis von zartem Gefühl dadurch gegeben, daß er unter vielen Tränen, die er über den Tod der Königin von Preußen vergoß, sein feindseliges Geschick anklagte, welches ihn vielleicht zum Mitwerkzeuge auch dieses Unglücks erkoren habe, indem er Hufeland[4]) zu sich gerufen. — Seine Skrupel sind aber ohne allen Grund; denn Hufeland hätte sie ebensowenig gerettet als die übrigen.

Auf uns hier wirkte diese Begebenheit um so stärker, da der unsichre Gesundheitszustand der Kaiserin natürlich trübe Ahndungen von einem ähnlichen uns drohenden Schlage weckte.[5]) Auch sie ist, wenngleich,

---

[1]) „Pallas", Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst, war seit 1808 erschienen. Georgius hatte in dieser Zeitschrift 1810, im 2. und 3. Stück eine ausführliche „Übersicht des Zustandes der Handelsangelegenheiten von Europa" gegeben, die sehr instruktiv die Lage des Welthandels in den Jahren 1808 und 1809 schildert, die Ohnmacht der Kontinentalsperre mehr oder minder verhüllt darstellt und als zu erstrebendes Ziel die Unverletzlichkeit alles Eigentums Privater zur See proklamiert. [2]) Königin Luise war am 19. Juli 1810 gestorben. [3]) Louis Bonaparte (1778–1846), von 1806–1810 König von Holland, dessen Krone er freiwillig niederlegte. [4]) Christian Wilhelm Hufeland (1762–1836), erster Leibarzt Friedrich Wilhelms III. [5]) Maria Ludovika Beatrix von Este, Gemahlin Franz II., starb erst 1816. Auch Goethe schätzte diese Fürstin hoch. Vgl. Goethe in Österreich I, S. XXIV ff. Schriften der Goethegesellschaft 17.

leider, nicht die Säule, doch das korinthische Kapitäl unsers Tempels; eine Frau von so außerordentlicher Art, daß ich ein Buch schreiben müßte, um sie nach Würden zu schildern; falls ich mir nämlich die Geschicklichkeit zutraute, dies zu tun. Der Aufenthalt der Kaiserin in Teplitz hat meine seit den Unglücksfällen des vorigen Jahres ganz verdorrte Seele, wieder mit neuer Kraft angefrischt. Solche Trostgründe, wie die bloße Existenz einer solchen Frau, sind mir etwas lieber als Jean Pauls seine. Übrigens ist auch zu ihrer Wiederherstellung keinesweges alle Hoffnung verloren; sie hat Böhmen viel besser verlassen, als sie gekommen ist.

Ich hoffe, Sie haben im vergangnen Jahre alle Bücher, die Sie mir freundschaftlich verschafft hatten, richtig zurückerhalten; wenigstens habe ich mein Möglichstes getan, um jedem Mißgeschick vorzubeugen; und ich deute Ihr Stillschweigen über diesen Punkt günstig für mich. — Für jetzt bedarf ich Ihrer Güte zu ähnlichen Liebesdiensten nicht; wenn Sie mich aber von Zeit zu Zeit auf neue Erscheinungen in der Literatur aufmerksam machen, oder mir Ihre Urteile über dieselben mitteilen wollen, so werden Sie mich sehr verbinden.

Ich bleibe noch bis gegen Ende des Monats in Teplitz. Vielleicht komme ich auch auf einige Tage nach Dresden. Es gibt also noch einige Aussicht zu einer Zusammenkunft zwischen uns. Wo, und wann diese aber auch stattfinden möge, seien Sie versichert, daß sie mir immer erwünscht sein wird, und daß ich Ihre treue und beharrliche Freundschaft für mich gewiß zu schätzen verstehe.

Leben Sie wohl, und lassen Sie bald wieder etwas von sich hören

Ihren sehr ergebnen Gentz.

Wenn Sie Mad. Bourgoing[1]) sehen, so bitte ich Sie, ihr in den verbindlichsten Ausdrücken meine Hochachtung und mein Andenken zu versichern. Ich kann sagen, daß sie mich durch die Annehmlichkeit ihres Umganges, und durch die Einfachheit, Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens durchaus für sich gewonnen hat; es war die interessanteste neue Bekanntschaft, die ich diesen Sommer gemacht habe.

---

[1]) Wohl die Gemahlin des französischen Gesandten in Dresden (seit 1808), Baron Jean François de Bourgoing (1748–1811).

Einzelne Briefe

an

Spener, Herder, Hennings, Mallet du Pan, Herries,

Rühle von Lilienstern, Perthes und Luden.



106.

Gentz an Karl Spener.[1]

Berlin, den 30. August 1793.

Weil ich alles, was den Frieden und die freundschaftlichen Verhältnisse stört, mit tötlichem Hasse hasse, und zur unwandelbaren Maxime habe, „lieber Unrecht leiden als streiten", so würde ich über das Schicksal, was mich in Ansehung unsrer gemeinschaftlichen Zeitungslektüre getroffen hat, so wenig unempfindlich ich auch dagegen bin, geschwiegen haben, wie ich bisher schwieg, wenn nicht die strengste Notwendigkeit mich aufforderte, für andre zu reden. Und in dieser Rücksicht hoffe ich Ew. Wohlgeboren gütige Verzeihung, daß ich Sie auf einige Augenblicke mit Klagen unterhalten muß.

Heute Abend gegen 6 Uhr kamen zwei angeblich von Ihnen gesandte, mir durchaus unbekannte Männer zu mir, und wollten — die letzten englischen Zeitungen bei mir inspizieren, um sich daraus, wie sie sagten, über den Preis der Englischen Stocks Rats zu erholen. Ich erwiderte ihnen, daß ich ihrem Verlangen kein Genüge leisten könnte, weil ich seit sechs Wochen (und diese Angabe ist in der strengsten Wahrheit gegründet) kein Blatt englischer Zeitungen aus dem Hause, welches sie angeblich an mich abgeordnet, erhalten hätte: sie gingen davon, und eine Stunde nachher erhalte ich ein Paket — mit **28** Stück Zeitungen.

Ich bin fast von meiner Existenz nicht sichrer überzeugt, als davon, daß Sie, bester Herr Spener, an dieser Unordnung unschuldig sind. Da ich aber einmal zu reden gezwungen bin, so kann ich es nicht über mich bezwingen, zu verschweigen, daß ich seit vielen Monaten bemerkt, und

---

[1] Nach Varnhagens Notiz, dessen Sammlung in der Kgl. Bibliothek Berlin der Brief entnommen ist. Über Spener vgl. oben S. 204.

längst bis zur höchsten Evidenz eingesehen habe, daß die Zeitungen, ehe sie an mich gelangen, durch viele andre Hände gehen. — Ich würde dies nicht behaupten, wenn es eine bloße leere Vermutung wäre: und ich würde mich gehütet haben, Sie von einer unangenehmen, und Ihnen gewiß ganz unbekannten Sache zu unterrichten, wenn die, welche sich dieses Unfugs schuldig gemacht, ihn nur mit einigem menagement getrieben hätten.

Jetzt aber, da ich mich in dem unangenehmen Verhältnis sehe, von den andern Interessenten geplagt, und bestürmt zu werden, und die Furcht, denselben den (über alles Vermuten hohen) Beitrag abzufordern, durch das Bewußtsein meiner schlechten Fürsorge für ihren Vorteil ansehnlich wächst, bleibt mir nichts übrig, als Sie aufs gehorsamste, angelegentlichste und freundschaftlichste zu bitten, die noch übrigen Monate dieses Jahrs doch nur die zweckdienlichsten Veranstaltungen zu treffen, daß mir die Zeitungen so früh, als es irgend Ihre Konvenienz gestattet, zukommen, damit ich doch nur einigermaßen, die lange Sünde, die ich auf mich laden mußte, gutzumachen imstande sei. Das Vergangne ist nicht mehr zu ändern: ich kann daher nicht umhin, den Wunsch gegen Sie zu äußern, daß aus dieser notgedrungnen Anzeige, dem Schuldigen, wenn nicht ein eignes und besondres Interesse Sie ein andres beschließen heißt, keine weitre Unannehmlichkeit erwachsen möge! Und damit empfiehlt sich zu fortdauernder Geneigtheit

Dero ergebenster Gentz.

107.

Gentz an Herder. Berlin, den 4. März 1797.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Vizepräsident!

Es ist eine große Dreistigkeit, daß ich mich, ohne auf irgendeine Weise bei Ew. Hochwürden eingeführt zu sein, nicht allein geradesweges an Sie wende, sondern auch gleich mit einer Angelegenheit, die im günstigsten Falle immer mit einiger Belästigung verknüpft sein würde, vor Sie trete. Sie verzeihen mir aber diese Dreistigkeit, durch Erfahrung gewiß längst überzeugt, daß es mit unter die Onera eines großen Namens gehört, oft auch von denen um Hülfe angesprochen zu werden, die keine andre Ansprüche aufzuweisen haben, als das Vertrauen,

welches ihnen die Vorstellung von einer großen und unbegrenzten Humanität, aus erhabnen Werken geschöpft, einflößte.[1])

Wenn Ew. Hochwürden auch nur wenig von meiner Schriftstellerei bekannt sein sollte, so wissen Sie doch gewiß, daß ich die Geschichte der französischen Revolution zu meinem ganz besondern Studium gemacht habe. Ich bin seit Jahr und Tag mit einem Werke über die erste Periode dieser Revolution beschäftigt, dem ich gern so viel Gründlichkeit geben möchte, als es die Natur des Gegenstandes, und meine, in der Entfernung von Frankreich, immer nur beschränkte Mittel gestatten. Vieles habe ich gesammelt, und manche gute Quelle, zum Teil mit großen Kosten, mir verschafft. Aber es gibt eine Menge, besonders kleiner, Artikel, die mit Geld nicht aufzuwiegen sind. Wo ich irgend von der Existenz solcher Artikel höre, da ist meine ganze Begierde gespannt, und kein Versuch, zum Gebrauch derselben zu gelangen, scheint mir zu schwer oder zu gewagt zu sein.

Dies war der Fall, als der Herr Konsistorialrat Böttiger mir vor einiger Zeit die Nachricht mitteilte, daß in der Bibliothek des Herzogs von Weimar sich verschiedne auf die erste Periode der Revolution Bezug habende Schriften befänden, und als er mir sogar, auf meine angelegentliche Bitte, ein Verzeichnis dieser Schriften übersandte. Der Wunsch, einen Teil dieser Schriften (wenn es auch auf noch so kurze Zeit sein sollte) zum Gebrauch zu erhalten, wurde mächtig in mir rege. Ich wendete mich zunächst an einen meiner vertrautesten Freunde, den Herrn Legationsrat von Humboldt zu Jena, in der Hoffnung, durch seine Verbindung mit dem Herrn Geh. Rat von Goethe vielleicht einen Weg an des Herrn Herzogs Durchlaucht zu finden. Diese Hoffnung wurde mir nicht gerade

---

[1]) Vgl. zu diesem Brief, der in der Kgl. Bibl. Berlin aufbewahrt ist, S. 226. Es ist merkwürdig, daß Gentz nicht auf die Mitarbeiterschaft Herders an seiner „Neuen deutschen Monatsschrift 1795" Bezug nimmt. Herder lieferte für dieselbe: Januar: Voraussicht und Zurücksicht. Ein Gespräch; März: Nachlese aus der griechischen Anthologie; April: Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben? (Herder lobt darin Schmidts Geschichte der Deutschen, verlangt aber weiter 1. eine Geschichte der Nationen Deutschlands, 2. eine Geschichte der Meinungen dieser Nationen, 3. eine Geschichte der einzelnen und der Zusammenbeherrschung dieser Nationen, 4. eine Geschichte der Stände in diesen verschiedenen Völkern, 5. eine Geschichte des deutschen Nationalgeistes, den es von jeher gegeben habe); Mai: Über die Fähigkeit zu sprechen und zu hören; Juni: Nachlese aus der griechischen Anthologie; Juli: Seneka, Philosoph und Minister. Zwei Briefe.

benommen, aber ich ward gewahr, daß die Sache in jedem Falle auf diesem Wege viel zu langsam für meine Wünsche, und selbst für meine Bedürfnisse, betrieben werden würde.

Ich unterstehe mich daher, Ew. Hochwürden um Ihren gütigen Rat, und wenn es möglich wäre, um Ihr geneigtes Fürwort zu bitten. Ich weiß, daß Ihr Einfluß und Ihr Ansehen beim Herzoglichen Hofe groß genug ist, um mir, wenn anders die Sache nicht an und für sich ganz unausführbar sein sollte, zur Gewährung meines Wunsches den Weg zu bahnen. Der Herzog dürfte sich nur entschließen, mir die auf dem beiliegenden Zettel verzeichneten Bücher, auf vier, höchstens sechs Wochen anzuvertrauen. Allerdings ist dies von einem ganz Fremden eine unbescheidne Zudringlichkeit: aber das Auffallende davon würde großenteils gehoben, wenn ein Mann, wie Sie, die Garantie für mich übernähme. Daß Sie, in Rücksicht auf den (gewiß sehr unbeträchtlichen) Geldwert dieser Bücher eine solche Garantie allenfalls auf meinen bloßen Namen übernehmen würden, darf ich vielleicht erwarten, und könnte es um so mehr, da ich einen begüterten, hier angesessnen, Ihnen durchaus bekannten Mann, den Herrn Buchhändler Vieweg, sogleich zu meinem Rückbürgen vorschlagen würde. Die größre Schwierigkeit läge vielleicht in der Frage: ob ich die Bücher auch unversehrt zurückliefern würde? — Und da bliebe mir denn freilich nichts übrig, als die Erklärung, daß ich gewiß die heiligste Aufmerksamkeit, und die gewissenhafteste Sorgfalt anwenden wollte, um mich des Vertrauens, welches ich mir hier von Ihnen erbitte, nicht unwürdig zu machen.

Ich habe nun mein Gesuch vorgetragen, und begleite es mit der Versicherung, daß der Gegenstand desselben ein großes Interesse, und eine große Wichtigkeit für mich hat. Wahrscheinlich ist dies genug, um einem Manne, dem nichts Menschliches, und besonders auch nichts Literärisch-Menschliches fremd ist, die Beförderung meiner Angelegenheit zu empfehlen.

Wenn Sie es für nötig hielten, und zweckmäßig fänden, daß ich mich selbst unmittelbar an den Herrn Herzog wendete, so würde ich augenblicklich dazu bereit sein. In jedem Falle hoffe ich von Ihrer Güte eine baldige, und wenn es sein kann, eine erwünschte Antwort. Sie wird mich durch eine persönliche Verbindlichkeit an einen Mann knüpfen, dem ich, als einer Zierde des gemeinschaftlichen Vaterlandes,

längst mit jedem gebildeten Deutschen huldigte, und dessen Beifall zu erlangen, einer der vorzüglichsten Richtpunkte bei allen meinen schriftstellerischen Beschäftigungen war, und sein wird.

Ich verharre mit großer Ehrerbietung

Ew. Hochwürden ganz gehorsamster Diener Gentz.

108.

Gentz an A. Hennings.[1]) Eutin[2]), den 16. Februar 1799.

Hochwohlgeborener Herr!
Insonders hochzuehrender Herr Kammerherr!

Ich erhielt vorgestern das Februarstück des „Genius der Zeit" und war über die unerwartete Art und Weise, in welcher in diesem Stück über den ersten Aufsatz des ersten Hefts meines „Historischen Journals" gesprochen wird, so betroffen, daß ich mir vorgenommen hatte, in dem nächsten Stücke dieses Journals eine kleine Rüge dieser seltsamen Rezension erscheinen zu lassen. Ich hasse aber Schriftstellerstreitigkeiten in so hohem Grade, und genau betrachtet ist der Gegenstand, den ich hier angreifen müßte, einer ernsthaften Behandlung so

---

[1]) Diese beiden Briefe an A. Hennings, den Herausgeber der Zeitschrift „Genius der Zeit", hat K. Mendelssohn-Bartholdy in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde V (1868), S. 290, nach den Originalen publiziert. Ich drucke nach dem Mendelssohnschen Druck. Der „Genius der Zeit" hatte im Februarheft 1799 S. 206 eine Kritik der ersten Hefte des Hist. Journals Gentz' geliefert, die sich auf folgende Worte beschränkte: „Dieses Journal ist, wenigstens im ersten Hefte, nicht historisch. Folgender Ausspruch eröffnet es: ‚Wenn man eine beträchtliche Strecke eines nie betretnen gefahrvollen Weges zurückgelegt hat, so entsteht ganz natürlich der Wunsch – sich zu orientieren.' Natürlicher und vernünftiger ist es, keinen gefahrvollen Weg zu betreten – ohne sich zu orientieren. Der Verfasser führt uns eine beträchtliche Strecke eines langweiligen Weges – und orientiert uns nicht." Diese Kritik bezog sich auf den meisterhaften Aufsatz Gentz': Über den Gang der öffentlichen Meinung in Europa in Rücksicht auf die französische Revolution.
[2]) So druckt Mendelssohn-Bartholdy, soll wohl heißen Berlin. Auf diesen Brief Gentz' antwortete Hennings nach Mitteilung Mendelssohns a. a. O. S. 292: Hennings bekannte sich selbst als den Autor jener kränkenden Rezension und teilte ihm (Gentz) offen mit, daß er keine „schädlichere, dem Wohl der Menschheit entgegnere, dem wahren Interesse der Regierung gefährlichere, der richtigen und wenigstens bisher von Ihrem Hofe beobachteten Politik widersprechendere und mehr auf Anarchie und Auflösung aller Staatsverfassungen hinarbeitende Tendenz kenne" als die des Historischen Journals. Mit nur wenig Kenntnis der Kabinette und der Denkungsart

wenig wert, daß ich es zugleich zweckmäßiger und anständiger finde, mich gegen Ew. Hochwohlgeboren persönlich zu erklären.

Daß unsere Grundsätze über staatswissenschaftliche Gegenstände und über die neuesten Weltbegebenheiten sehr voneinander abweichen, wird Ihnen so bekannt sein, als mir. Dieser Umstand kann aber, meines Erachtens, das Urteil über den Wert schriftstellerischer Produkte oder über die Verdienste ihrer Verfasser nicht alterieren. Vielleicht ist in der Geschichte der letzten zehn Jahre, die ich auch mit einigem Fleiß studiert zu haben glaube, kein Faktum, welches ich aus eben dem Gesichtspunkt ansehe, als Sie. Gleichwohl hat mich das nie gehindert, Ihrem Charakter und Ihren Schriften volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich habe Sie stets als einen Mann von edler, freimütiger, selbständiger Denkungsart, von großer Humanität, von warmem Eifer für das Beste der Menschheit und für das, was er als Wahrheit erkannte, von einer Liebe zum Guten und von einer Festigkeit der Grundsätze, die der Huldigung jedes Denkenden würdig ist, geehrt. Der Gedanke, über irgend eine Ihrer Schriften, selbst über das, was ich absolut darin mißbilligte, in einem wegwerfenden Tone zu sprechen, wäre für mich ein empörender Gedanke gewesen, und ich würde mich geschämt haben, irgend jemanden, der mit mir in einer und derselben Unternehmung arbeitete, über den flüchtigsten Ihrer Aufsätze so urteilen zu lassen, wie in Ihrem Journal über mich geurteilt worden ist.

Sie werden leicht begreifen, daß mich eine Kritik, die sich lediglich darauf einschränkt, den ersten Paragraphen meiner Schrift mit einem

---

des Volkes müsse man jeden, der zum Kriege rate, öffentlich „als Verräter der Menschheit und seines Vaterlandes anreden und laut ausrufen: Ruhe, Ruhe aller führt zur Besonnenheit und Ordnung zurück." „Es ist gesagt worden, die französische Revolution werde die Tour von Europa machen. Dazu ist kein anderes Vehikel möglich als der Krieg. Dagegen ist kein anderes Mittel als standhafte Entgegendämmung wahrhaft mutvoller gerechter Staaten, als der Schild der Minerva auf dem Arm des festen Mannes. Preußen muß vorangehen. Es muß seine physische Macht anwenden, um außerhalb respektiert, seine weise Regierung, um im Innern unverwundbar zu werden. Seine glückliche Verfassung gibt ihm Gewißheit, so gedoppelt gedeckt zu sein. Bleibt Preußen den richtigen Grundsätzen getreu, folgen ihm die mächtigen deutschen Staaten, so sind auch wir gesichert, und was können wir mehr wünschen; was geht uns als Staatsmänner, als gute Untertanen alles lächerliche und phantastische Gerede von dem Stolze Frankreichs, von dessen Revolutionsgeist, von der Schande Deutschlands an?"

faden Bonmot abzufertigen, nicht sonderlich kränken kann, und daß ich davon keine sehr furchtbare Folgen in der Meinung des Publikums besorge. Ich denke nicht einmal an das, was mich hiebei persönlich angeht. Aber das Unternehmen selbst, einen Aufsatz, dem doch wenigstens jeder unterrichtete Leser ansehen mußte, daß er das Resultat eines reifen Nachdenkens war, einen Aufsatz, von dem nur erst die Einleitung erschien, den Sie ganz füglich unangezeigt lassen konnten, und über den ein nachdenkender Richter entweder geschwiegen oder dissertiert haben würde, einen solchen Aufsatz wie das Produkt des ersten besten unbedeutenden Tagesskribenten mit drei Zeilen zu Boden schlagen zu wollen, scheint mir in solchem Grade illiberal und der Achtung, welche die Schriftsteller besserer Art, zu welcher Partei sie auch gehören mögen, einander schuldig sind, so wenig angemessen, daß ich Ihnen wenigstens mein Erstaunen darüber nicht verbergen konnte.

Sie werden diesen Schritt nicht mißverstehen. Ich beabsichte dabei nichts, was mich interessieren könnte. Ich verlange und erwarte weder Ehrenerklärung noch Milderung, noch irgend eine weitere Erwähnung meines Namens. Ich vermeide sogar, öffentlich über die Sache zu sprechen, damit nicht der entfernteste Verdacht einer beleidigten Eigenliebe auf mich falle. Bloß im Namen und zum Besten der allgemeinen Sache der Schriftstellerei hielt ich es für Pflicht, Sie aufmerksam auf das, was mir ein Mißbrauch der Kritik scheint, zu machen. Lassen Sie meine Räsonnements widerlegen, zertrümmern, selbst — wenn Ihre Mitarbeiter die Lust dazu anwandelt — persiflieren, nur gestatten Sie wenigstens, daß man sie zugleich lese, und räumen Sie mir als einsichtsvoller und liebender Schriftsteller ein, daß ich den Grad der Verachtung nicht verdiene, mit welchem Ihr Rezensent mich, vielleicht ohne mich gelesen, gewiß ohne mich verstanden zu haben (wie schon das entschiedene Mißverständnis meiner sechs ersten Zeilen beweiset), zu Boden schlägt. Seien Sie übrigens versichert, daß dieser Vorfall keinen weiteren Einfluß auf Gefühl und Überzeugung gegründeter Hochachtung haben wird, womit stets beharre

Euer Hochw. ganz gehorsamster Diener Gentz.

109.

Berlin, 9. März 1799.

Ich danke Ihnen verbindlichst für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, mir Ihr Urteil über den Wert meines Journals, besonders aber über das, was Sie die Tendenz desselben nennen, ausführlich vorzulegen. Da Sie wirklich bei diesem Geschäfte ohne Schonung, die ich auch nicht verlangte, zu Werke gegangen sind, so wird es mir erlaubt sein, Ihnen ebenso freimütig zu antworten. Vor allen Dingen muß ich das bemerken, daß ich meinen ersten Brief nie geschrieben haben würde, wenn ich Sie auch nur entfernt für den Verfasser der kurzen Anzeige gehalten hätte. Es war keine Affektation, sondern ehrlich gemeinte Voraussetzung, daß Ihnen ein anderer diesen Artikel mitgeteilt habe. Da Sie sich dazu bekennen, so kann ich nun auch nicht umhin, Ihnen die Reflexionen mitzuteilen, die sich mir beim Lesen Ihres Briefes sogleich aufgedrängt haben.

Sie gestehen förmlich ein, Sie hätten durch jene Anzeige das ganze Journal beseitigen wollen? Aber ist denn das wohl erlaubt? Ist es denn eine gute und rechtmäßige Maxime, die Stimme dessen, den man für schädlich hält, zu unterdrücken? Sollte man denn nicht erst doch alle Teile hören? Wie kommen Sie, ewiger Verteidiger der Toleranz, der Preßfreiheit 2c., dazu, sich einer so schmählichen Inkonsequenz schuldig zu machen? Da Sie als Schriftsteller eine ganze Zeitschrift auf einmal beseitigen wollen, so würden Sie sie natürlich als Machthaber verbieten. Beides hat, moralisch betrachtet, einen und denselben Wert.[1])

Jedoch Sie sagen, ein höherer Zweck als schriftstellerische Rücksicht habe Sie dabei geleitet. Dies ist nun nach meinen Grundsätzen überhaupt ein schwaches Motiv, weil mir alle die höheren Zwecke, wovon man uns jetzt bis zum Ekel unterhält, schon an und für sich, ihrer Unbestimmtheit, ihrer Zweideutigkeit, ihrer Willkürlichkeit wegen verdächtig, sobald sie aber mit der Gerechtigkeit in Krieg geraten, mehr als anstößig sind. Der höchste aller menschlichen Zwecke ist in meinen Augen — jedem sein Recht widerfahren zu lassen; der höchste aller Gesichtspunkte — der der Rechtmäßigkeit freier Handlungen. Wenn dieser berichtigt ist, dann mag man es mit dem Wohlwollen und der süßen

---

[1]) Hierzu macht Hennings die Bemerkung: Warum soll die Kritik nicht den zum Schweigen bringen, dessen Reden sie für schädlich hält.

Humanität und dem alles umfassenden Kosmopolitengeiste und allen menschenbeglückenden Redensarten[1]) halten wie man will.

Ich gehe aber noch weiter. Ich setze mich einen Augenblick in eines der seichten philosophischen Systeme hinein, wo die „höheren Zwecke" ihre Rolle spielen; ich forsche nach Ihrem höheren Zwecke. Es ist folgender: das Historische Journal predigt den Krieg; das Wohl der Menschheit verlangt, daß man alles tue, um ein solches Journal gleich in der Geburt zu ersticken.

Ich werde die Beschuldigung selbst nachher beantworten. Jetzt bleibe ich immer noch strenge bei Ihrer Anzeige stehen. Sie handelt offenbar nur vom ersten Aufsatze des ersten Stückes. Nun frage ich Sie auf Pflicht und Gewissen: Was enthält dieser mit Ruhe und freiem Blick geschriebene, von keinem Parteigeist gefärbte, bloß philosophierende Aufsatz, dem selbst heftige Gegner meines politischen Systems Gerechtigkeit widerfahren ließen, und in welchem große Köpfe eine ganz neue Ansicht der Revolution fanden — was enthält dieser, das den Krieg predigte? Wahrlich, eine solche Ungerechtigkeit würde mich kränken, wenn ich sie mir nicht dadurch erklärte und erläuterte, daß Sie den ganzen Aufsatz mit vorgefaßtem Widerwillen und daher ohne alle Aufmerksamkeit gelesen haben. Das zeigen denn doch wahrlich die Worte Ihrer Kritik. Ich habe mehr als dreißig Leser meines Journals gefragt, ob es auch nur möglich wäre, die ersten Zeilen anders zu verstehen als so: „Wenn der Zuschauer, der Beobachter oder Zeitgenosse einen langen und gefährlichen Weg zurückgelegt hat ꝛc." Alle haben mir einstimmig versichert, daß ihnen nicht einmal ein Zweifel über den Sinn derselben aufgestoßen sei. Sie allein erklären diese Worte anders, beziehen sie auf Gott weiß welche praktische Unternehmung und geben mir die Lehre: besser wäre es, sich vorher zu orientieren, also ehe die Begebenheiten, über die wir urteilen wollen, geschehen sind. Im gegenwärtigen Falle ist das flüchtige Lesen, das solche Kritiken hervorbringt, dem Kritiker selbst am nachteiligsten. Es gibt andere, wo es zu strafbaren Ungerechtigkeiten gegen den Schriftsteller führen kann. Hier ein Beispiel davon. Sie zitieren die Stelle meiner Ankündigung[2]), wo

[1]) Randbemerkung Hennings': Davon ist nicht die Rede, sondern von dem, was dem Vaterlande frommt. [2]) Diese Stelle findet sich in einer ausführlichen Polemik Hennings' gegen Gentz im „Genius der Zeit", Mai 1799, S. 113 ff., deren Entwurf Hennings Gentz zugeschickt hatte. Sie richtet sich gegen Gentz' Ablehnung

ich gegen Unparteilichkeit und Neutralität spreche, und setzen hinzu: „Wie hat sich der Verfasser unterstehen dürfen, als Untertan eines unparteiischen und neutralen Staates so zu reden?" Darauf gebührte nun eigentlich folgende Antwort: Wie hat sich der leidenschaftliche oder flüchtige Rezensent unterstehen dürfen, einen Schriftsteller, der sich doch so deutlich ausdrückt, so unverantwortlich zu mißdeuten und ihn auf diese Mißdeutung hin sogar mit seinem Staate zu kompromittieren? Was sagt denn die Stelle der Ankündigung: „Das, was gewisse Schriftsteller Unparteilichkeit und Neutralität nennen rc.", und nun eine solche nähere Bestimmung dieser Art von Neutralität, daß niemand sich vergreifen konnte. Wer in Gottes weiter Welt kann denn hier ein Urteil über politische Neutralität finden? Ich rede ja von Schriftstellern, von gewissen Schriftstellern, von einer schriftstellerischen Neutralität und von einer gewissen Art derselben. Und das soll, wie Sie sich mit vieler Undelikatesse ausdrücken, im Lande selbst Mißtrauen gegen die Regierung bewirken? Was hat die Regierung mit der falschen Neutralität einiger Schriftsteller zu tun, von deren Existenz sie kaum unterrichtet ist? Ist es erlaubt, so zu interpretieren und so zu richten?

Ich kenne auch und ehre und liebe auch Unparteilichkeit und Neutralität. Ich wollte nur sagen, daß das, was einige seichte oder hirnlose Schwätzer so nennen, nicht die meinige wäre.[1])

Nur einige Worte über den Aufsatz, der, wie Sie meinen, die förmliche Prüfung des Journals enthalten soll. Ich übergehe alle

---

dessen, was gewisse Schriftsteller Unparteilichkeit und Neutralität nennen — „ein unwürdiges, schnödes Kapitulieren mit den heiligsten Grundsätzen des Rechts, der bürgerlichen Ordnung und der Menschlichkeit, ein unverständliches, charakterloses, oft geflissentlich verworrenes Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Systemen und alle andern Manieren oder Künste dieser Art." — — Hennings fährt nach obigem Zitat fort: „Solange unsere Regierungen beide für richtig erklären und sie befolgen, ist dagegen zu reden, eine Auflehnung gegen sie. Diese kann nun freilich nicht die Würkung einer Empörung haben, da die Völker mit den weisen und menschenfreundlichen Regenten völlig einverstanden sind, die unparteiisch und neutral bleiben; aber es kann gegen den ganzen Staat oder in dem Lande selbst Mißtrauen gegen die wahre Neigung der Regierung erwecken, und die Stimme der Leidenschaften für oder wider rege machen. Es ist die Sturmglocke zur Störung der Harmonie, die bisher aus der allgemeinen Unparteilichkeit floß."

[1]) Hennings' Randbemerkung: In allem bisher Gesagten kann ich keinen Sinn finden.

einzelnen Punkte, worüber ich viel, viel sagen könnte (z. B. daß ein beurteilender philosophierender Schriftsteller kein System haben, sondern bloß „die große einzige Göttin"[1]) anbeten soll, da doch gerade diese Göttin keinen bessern Dienst als den des richtig geordneten Denkens kennt), und bleibe nur bei folgenden Hauptbemerkungen stehen:

1. Diese Anzeige ist abermals im höchsten Grade ungerecht, da sie das ganze Journal nach einem einzigen Aufsatze[2]) abfertigt, den ich vielleicht gerade für den unbedeutendsten halte. Warum sprechen Sie nicht über den ersten Aufsatz im ersten Stück und seine Fortsetzungen?[3]) Dieser ist der Hauptzweck meines Journals und enthält, was Sie auch fernerhin über meine Präsumtion sagen werden, nichts als wichtige Fakta, Ideen über die Revolution, die man nicht in allen Zeitungen findet, und wer seine Tendenz anders als rechtlich und friedlich findet, versteht keine Zeile davon.

2. In dieser Anzeige beschuldigen Sie mich bestimmt und ausdrücklich, den Krieg zu predigen. Und um diese Beschuldigung drehen sich alle anderen Ausfälle gegen meine Schrift. Lassen Sie uns diese Beschuldigung doch näher beleuchten.

Fürs erste versichere ich Ihnen nun als Tatsache, was alle, die mich kennen, über und über attestieren werden, daß ich den Krieg überhaupt hasse, und daß ich unter den jetzigen Umständen vielleicht der Letzte im preußischen Staate wäre, der zum Kriege riete. Ich bin nicht Minister und habe also keinen unmittelbaren Anteil an den großen Staatsgeschäften; aber es gibt denn doch Gelegenheiten, wo man seine Meinung zu äußern hat. Die meinige ist seit dem Jahre 1794 standhaft und unverrückt für den Frieden gewesen. Fürs zweite aber, und was unseren Gegenstand näher trifft, fordere ich Sie recht höflich auf, mir doch eine Zeile gefälligst anzugeben, in der ich nah oder von fern den

[1]) Hennings schreibt a. a. O. S. 127: „Möge der wachende Schutzgeist der Staaten und des Menschengeschlechts uns für alle Systeme behüten. Systeme sind wie Sekten geradezu Parteiergreifung. Weg mit ihnen, herbei mit dir, große einzige Göttin, Vernunft oder Besonnenheit; höhere Sittlichkeit aller unserer Handlungen! Leite du uns und unsere Führer in jedem Eräugnisse, trage du vor ihnen und uns die Fackel der Weisheit, das helle Licht der Aufklärung, und werde es unser einziges System, sittlich und vernünftig zu handeln." [2]) Nämlich dem im Febr.-Heft des Hist. J.: Verhältnisse zwischen Frankreich und Neapel seit dem Friedensschlusse vom 10. Okt. 1796. [3]) Über den Gang der öffentlichen Meinung usw. Vgl. S. 317 Anm. 1.

Rat zum Kriege erteilt oder auch nur den Wunsch nach Krieg geäußert hätte. In einem so inzendiarischen Journal, das man gleich in der Geburt per fas et nefas töten muß — eine einzige Zeile, das ist doch wenig verlangt. Ich erwarte dies wenige. Vermögen Sie es nicht, so sagen Sie selbst, was wird aus allen den harten Vorwürfen, die Sie mir mit so vieler Bitterkeit auftischen?

Nein, Sie vermögen es nicht; und ihre ganze Beschuldigung gründet sich auf folgenden Schluß: Er spricht mit Lebhaftigkeit und Wärme von den Gründen der französischen Republik — ergo rät er zum Kriege mit derselben. Dies ist gerade, als wenn ich von Ihnen sagen wollte: Er redet mit Schonung und Gleichgültigkeit von den Gründen der französischen Republik — ergo ist er ein geheimer Anhänger derselben. L'un vaut l'autre.

3. Sie gehen in Ihrer Hitze gegen den einzigen Aufsatz, den Sie einer Prüfung würdigen, so weit, daß Sie mir Vorwürfe über Dinge machen, worüber Sie mich nach Ihren Grundsätzen vielmehr loben sollten. So spotten Sie lang und breit darüber, daß ich dem Könige von Neapel ein Betragen kurz vor der Kriegserklärung beilegte, welches, weit entfernt, ihn zu rechtfertigen, ihn vielmehr offenbar inkulpierte. Ja, Sie möchten ganz recht haben, zu spotten, wenn ich nur irgendwo die Absicht geäußert hätte, eine Apologie des Königs von Neapel zu schreiben. Diese Absicht leihen Sie mir, sowie das Kriegspredigen, die Mißbilligung der politischen Neutralität und andere Gespenster dieser Art, die Sie auf meine Kosten kreieren, um sie auf meine Kosten zu bekämpfen. Ich weiß sehr wohl, vielleicht bestimmter, als Sie glauben, daß die französische Regierung, ihrem System, dem schändlichsten, das je menschliche Verruchtheit ersann und verworfene Heuchelei mit schönen Namen bemäntelte, getreu — die einzige Anfängerin des Krieges mit Neapel war; aber darum rechtfertige ich den König von Neapel doch nicht und habe es auch in jenem Ihnen so anstößigen Aufsatz nicht gewollt.

Nach allem, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, werden Sie wohl einsehen, daß es nicht Furcht sein kann, was mich bei dem Durchlesen Ihrer neuen Kritik, die ich Ihnen hier mit ergebenstem Dank zurücksende, ergriffen hat. Ich hasse zwar schriftstellerische Fehden sehr, aber niemand kann sie im Grunde weniger fürchten, als ich. Ich bin mir bewußt, daß wenige Schriftsteller mit solcher Gewissenhaftigkeit, mit solcher Achtung

für das Publikum, mit solcher Sorgfalt im Zusammenstellen und Ausarbeiten zu Werke gehen; wenige widmen ihren Arbeiten so viel Zeit und Mühe (ein Grund mehr, mich nicht wegwerfend zu behandeln). Daher bin ich auch auf jeden Angriff gefaßt und weiß mich zu verteidigen.

Gleichwohl will ich Ihnen nicht leugnen, daß mir der Abdruck Ihres Aufsatzes, so wie er jetzt ist, unangenehm sein würde, und das aus einem einzigen Grunde. Ihre — ich muß es wiederholen, wirklich undelikaten Äußerungen über den vermeinten Kontrast meiner Grundsätze mit den Grundsätzen meiner Regierung würden mich zu einer Rechtfertigung zwingen, die mir zwar, da Ihr ganzer Vorwurf sich auf eine leere Hypothese gründet, sehr leicht sein könnte, die mich aber in gewisse Erklärungen über Gleichheit oder Ungleichheit meiner Grundsätze mit denen meiner Regierung ziehen würde, denen ich herzlich gern ausweiche. Ich sollte auch denken, ich hätte Ihnen die Ungültigkeit Ihrer Hauptvorwürfe so evident dargetan, daß wirklich nur Sehnsucht nach Streitigkeiten Sie noch bewegen könnte, mit diesen Vorwürfen öffentlich aufzutreten. Doch überlasse ich Ihnen gänzlich, was Sie beschließen wollen. Finden Sie es nötig, das Stück drucken zu lassen, so werde ich mich verteidigen.

Ich kann eine Bemerkung nicht unterdrücken, ehe ich schließe. Sie als erklärter Eklektiker und Eudämonist sollten das Gute schätzen, wo Sie es finden; und doch geht aus jeder Zeile Ihres Briefes und Aufsatzes eine so entschiedene Abneigung gegen alles, was ein Andersdenkender wie ich produzierte, hervor, daß Sie schlechterdings nichts gut finden mögen. Ich, ein strenger Systematiker, der die französische Revolution nicht etwa ihrer zufälligen Greuel wegen, sondern bloß aus tiefer Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit ihrer ersten Grundsätze verabscheut, mußte von Rechts wegen alles verwerfen, was meine Linie überschreitet; und doch lese ich mit Wohlgefallen, beurteile mit Gerechtigkeit und Billigkeit und ehre nach Gebühr jeden guten Gedanken, den ich in Ihren, Posselts, Hubers[1]) und anderer von mir abweichender Schriftsteller Werken finde. Ich wiederhole es noch einmal: nie hätte ich etwas, das aus Ihrer Feder geflossen wäre, so schnöde behandelt, als Sie bei der jetzigen Gelegenheit mich und mein Journal behandelt haben.

---

[1]) Vgl. S. 246 Anm. 3, S. 254, 255 Anm. 2.

Und nun genug über diesen Gegenstand und — wenn es sein könnte! — auf immer. Mit ganz vorzüglicher Hochachtung verharre ich

Gentz.[1])

110.

Gentz an Mallet du Pan.[2])

Berlin, ce 15. janvier 1799.

Monsieur!

Il m'est peut-être permis de croire que mon nom ne vous est pas resté absolument inconnu. Admirateur zêlé du talent sublime et de la rare persévérance, avec laquelle vous combattez depuis dix ans la ligue formidable des ennemis de l'ordre social j'ai tâché plusieurs fois de faciliter à la partie saine de mes compatriotes la lecture de vos ouvrages en les traduisant dans notre langue.[3]) Ce n'est qu'en osant ainsi m'associer à votre gloire, ce n'est qu'en faisant de vos réflexions profondes mon étude continuelle, ce n'est qu'en vous prenant constamment pour guide dans mes propres travaux, que j'ai pu me flatter de quelques succès. Il y a donc, Monsieur, entre vous et moi, un lien secret, dont vous ne pouviez guères soupçonner l'existence, mais qui n'en est pas moins sacré pour moi. Outre la reconnaissance générale que vous avez droit d'attendre de tous ceux de vos contemporains qui sont dignes de l'être, je vous présente encore l'hommage d'une reconnaissance particulière, proportionnée aux bienfaits signalés que je vous dois, et c'est ce sentiment même qui vous garantit de ma part un attachement respec-

---

[1]) Hennings druckte, wie erwähnt, seinen Aufsatz doch im Maiheft des Genius der Zeit. Die Antwort Gentz' war der Aufsatz im Juliheft des Hist. J. „Inwiefern kann man Unparteilichkeit und Neutralität von einem politischen Schriftsteller erwarten?" Die Antwort Hennings' im Sept.-Heft des Genius der Zeit: „Über Mäßigung" nennt Gentz' Parteinahme „unsittlich und pflichtwidrig", spricht überhaupt in einem Ton, der von der vornehmen Polemik Gentz' stark absticht. Darauf Ablehnung aller weiteren Polemik seitens Gentz' noch im Sept.-Heft des Hist. J. S. 274 ff. [2]) Ich verdanke die Kenntnis der beiden folgenden Schreiben dem Enkel des Empfängers, Herrn Bernard Mallet in London. [3]) Über Gentz und Mallet du Pan vgl. S. 178 f., 255. 1794 war bei Vieweg Gentz' Übersetzung Mallets: „Über die französische Revolution und die Ursachen ihrer Dauer" erschienen. Heft I des Hist. J. brachte eine ausführliche Analyse von Mallet du Pans Buch über die Zerstörung des Schweizer Bundes.

tueux plus fort peut-être que les liaisons les plus étroites et une longue amitié personelle n'auraient pu le créer.

Le journal[1]), dont je prens la liberté de vous envoyer ci-joints les deux premiers cahiers vous doit son existence d'une manière encore plus immédiate. C'est votre Mercure Brittanique, qui lui a donné la vie. Frappé par la force de vos raisonnements et l'éclat de vos tableaux, le gouvernement prussien (du moins cette partie du gouvernement qui n'a pas entièrement renoncé au sentiment de son ancienne grandeur) accueillit avec bienveillance l'idée qu'on lui présenta d'un journal allemand, dont le but déclaré serait de faire la guerre aux erreurs innombrables qui circulent dans le public relativement aux événements de la révolution et à l'état actuel de la France, et de servir de contrepoids à la majorité immense des gazettes et journaux politiques de l'Allemagne presque tous infectés plus ou moins du poison révolutionnaire.

J'ai pris l'engagement d'écrire ce journal. — Si une application constante, si dix ans d'études et de travaux, consacrés à l'histoire funeste de nos jours, et continués très souvent au milieu d'une foule d'occupations pénibles, si des principes fermes et inébranlables suffisaient pour remplir dignement la tâche que je me suis imposée, je commencerais ma carrière avec quelque confiance. Mais dans un moment où les talents du premier ordre ne luttent que faiblement contre le torrent qui nous entraîne, ne dois-je pas trembler en comparant la médiocrité de mes moyens à l'importance immense de mon sujet?

Malheureusement je ne saurais guères me flatter d'apprendre jusqu'à quel point j'aurai pu mériter, Monsieur, votre suffrage; car je crains beaucoup, que le mauvais sort de la langue allemande, celui d'être étrangère aux hommes les plus éclairés des autres pays, sera encore dans ce cas-ci un obstacle essentiel. Mais enfin je ne dois pas désespérer absolument: car, comme il s'est trouvé à Londres une personne assez versée dans les deux langues et assez bienveillante envers moi pour traduire à Mr. le chevalier d'Ivernois plusieurs chapitres, même remplis de calculs, que j'avais publiés à l'occasion d'un de ses ouvrages sur les finances de la France[2]), un bonheur pareil pourrait m'être réservé dans l'occasion

---

[1]) Das „Historische Journal". [2]) Vgl. S. 228.

présente; il serait inappréciable pour moi, parce que je regarderais le jugement que vous porteriez sur l'ouvrage comme absolument décisif tant pour son succès, que pour ma propre instruction.

Mais quand même cette espérance ne se réaliserait pas, quand même vous ne me jugeriez, que sur les intentions que je vous ai communiquées, et sur les principes que je professe, j'oserais toujours vous soumettre, Monsieur, une proposition dont le succès me rendrait infiniment heureux: c'est celle d'une correspondance suivie. Me confiant uniquement à votre générosité et à votre ardeur pour le bien public, je pourrais avouer avec franchise que le bénéfice de cette correspondance serait absolument pour moi: et sans doute il n'y a pas de comparaison entre le peu que vous y gagneriez et l'avantage essentiel et immense qu'elle me présente; mais cette disproportion, toute grande qu'elle serait, n'empêcherait pas, que ce que je pourrais vous donner en échange n'eût à vos yeux un mérite et une valeur quelconque. La monarchie prussienne est certainement pour un homme de votre génie un objet d'intérêt et de curiosité. Sans avoir rempli des places du premier ordre, j'ai eu depuis longtemps l'occasion de bien observer tous les ressorts essentiels de cette monarchie: j'ai été dans le cas de connaître et d'étudier le caractère de son administration, l'esprit, les principes et les moyens de ceux qui la gouvernent[1]), et jusqu'aux rapports les plus intimes entre sa situation politique, ses forces, ses parties faibles et les causes qui l'ont fait jouer depuis quelques ans le rôle passif et quelquefois bien étrange, dont vous avez peint avec une vérité frappante les traits principaux dans un des premiers cahiers de votre journal. Des données de ce genre-là ne vous seraient peut-être pas entièrement indifférentes: je vous les fournirais avec la même fidélité, avec la même franchise, comme si je parlais au plus zêlé et au plus éclairé de mes compatriotes; car les hommes tels que vous appartiennent à la société toute entière: il est nécessaire que vous connaissiez à fonds tous les gouvernements de l'Europe: pour appliquer les remèdes, on ne peut jamais être trop initié dans les plus petites circonstances de ces maladies mortelles qui rongent maintenant tous les corps politiques encore debout, et les menacent

---

[1]) Dafür verschrieben: gouvernement.

d'une destruction prochaine et peut-être inévitable. — Voilà, Monsieur, ce que je pourrais vous offrir. — De votre part je regarderais chaque ligne comme un bienfait.

Sans entrer aujourd'hui dans aucun détail, je dois pourtant vous annoncer, que le tableau que je vous présenterai de notre situation, de nos espérances, et de nos craintes relativement au progrès de la révolution, et au caractère de l'opinion publique, ne sera rien moins que consolant. Ici, comme partout, les chimères d'une fausse philosophie, l'ignorance des faits, l'enthousiasme des nouveautés, et plus que toute autre cause — la vanité, ont donné à la révolution un nombre infini de partisans. Ils se trouvent surtout dans la classe des gens de lettres, corrompue par les folies et les atrocités du siècle à un point dont vous ne vous formeriez pas aisément une idée exacte; ils abondent parmi les employés civils (principalement parmi ceux attachés à l'administration de la justice), la haute noblesse et l'armée même n'en sont point exemptes.[1]) Enfin, vous saurez tout, quand j'aurai eu l'honneur de vous dire que la rédaction d'un journal fait comme le mien, passe généralement, pour une entreprise courageuse!

Je finis, Monsieur, en vous suppliant d'agréer avec bienveillance l'hommage sincère de la haute considération et de l'attachement sans bornes avec lequel j'ai l'honneur d'être

Monsieur
votre très dévoué serviteur
Gentz.

Ce 19 janvier 1799.

P. S. Cette lettre ne pouvant partir que dans quelques jours je joins encore quelques mots que vous accueillerez, je l'espère, avec la même bonté que j'attends pour le reste de ma lettre.

Le duc de Brunswic est arrivé hier. On l'a fait venir par un courrier, pour délibérer avec lui sur les mesures à prendre relativement à la déclaration des Français contre la marche des troupes russes. Ne croyez pas, Monsieur, qu'il s'agisse d'aucun

---

[1]) Vgl. dazu Paul Wittichen in Forschungen zur brandenb. u. preuß. Geschichte XVIII, S. 206 ff. u. XIX, S. 326 ff. und E. v. Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im XIX. Jahrhundert, II, S. 173 ff.

changement essentiel dans nos principes politiques. — La conduite inconcevable de l'Autriche dans l'affaire de Naples etc. ne nous a que trop fortifié dans notre système favori: et à moins d'un danger imminent (danger, qui comme vous le savez, paraît toujours plus éloigné aux aveugles qu'aux clairvoyants) nous n'en sortirons pas. Que nous fait la chute du Roi de Sardaigne et de Naples, qui sont à 3 et 400 lieues de nous![1]) Que nous fait la destruction de la maison d'Autriche qui est notre ennemie naturelle!! Que nous fait la mine de l'Europe entière pourvu que le directoire français, et le gouvernement prussien y surnagent! Ce sont là les maximes du jour: et le cabinet s'y prête.[2])

Nous avons reçu avant-hier les premières gazettes de Londres depuis plus de 4 semaines. J'attends avec la dernière impatience la continuation de votre journal, dont nous n'avons eu que le cahier 6.

Je ne sais pas, Monsieur, si vous êtes en liaison habituelle avec Mr. d'Ivernois. Si c'est le cas je vous prierais d'avoir la bonté de lui dire, que je lui ai adressé un exemplaire de mon journal dans un paquet qui partira sous l'adresse de Mr. Balan, secrétaire d'ambassade de la cour de Berlin à Londres.[3]) Mr. d'Ivernois a eu plusieurs fois la bonté de m'envoyer de ses ouvrages qui, malgré la grande difficulté de faire impression sur les énergumènes de l'Allemagne, n'ont pas été infructueux pour la cause de l'ordre social.

Acceptez encore une fois l'assurance de mon attachement respectueux!

---

[1]) Im Juni 1798 hatte Frankreich mit Benutzung der revolutionären Stimmung des Landes Piemont besetzt, im Dezember 1798 brach Neapel gegen Frankreich los, erlitt eine klägliche Niederlage und wurde erobert. Österreich tat nichts zur Hilfe. [2]) Vgl. über die Situation, aus der Preußens Neutralität im Krieg der zweiten Koalition durch den Willen Friedrich Wilhelms III. hervorging, Sybel, Geschichte der Revolutionszeit (1899) IX, S. 143 ff. Der Herzog von Braunschweig war für Krieg. Am 2. Januar 1799 hatte Frankreich in Regensburg den Einmarsch russischer Truppen in das Reich als Kriegsfall bezeichnet. [3]) Louis Balan, aus der französischen Kolonie Berlins stammend, † 1807.

111.

Berlin, ce 25 mai 1799.

Monsieur!

Le moment où j'ai reçu votre lettre a été pour moi un des plus délicieux dont j'ai joui depuis longtemps. Je désirais avec tant d'ardeur d'approcher d'un homme dont j'admirais passionnément le génie et les travaux, et me voilà non seulement au but, mais bien au-delà du but de mes espérances. Vous ne vous contentez pas d'accueillir avec bonté l'hommage que je vous présente; vous daignez même me regarder comme votre associé dans une carrière que vous avez si noblement parcouru depuis dix ans, et dans laquelle vous brillez maintenant d'un nouveau lustre que nul autre ne partagera jamais avec vous. Je sais trop bien m'assigner la place qui me convient; mais votre opinion, Monsieur, malgré tout ce que j'en dois à votre indulgence et à votre zèle pour la cause commune sera pour moi un encouragement de la première force. Votre suffrage me garantit celui de toute la partie saine du public; il me consolerait de l'indifférence de l'Europe entière.

Il existe malheureusement outre la différence qui se trouve entre vos talents et les miens, une différence tout aussi essentielle entre votre situation et la mienne. Vous pouvez attaquer de front le monstre que nous combattons; je suis condamné à me tenir dans un certain éloignement, à lui porter des coups moins directs et moins hardis, à garder le silence sur bien des choses qui me déchirent le cœur. L'effet de cette situation pénible ne vous échappera pas en lisant mes cahiers: votre pénétration en devinera aisément la cause. Vous vous trouvez in ecclesia triumphante, moi in ecclesia militante. Un an plutôt mon journal n'aurait pas même osé paraître à Berlin: sans compromettre la précieuse protection, dont je jouis dans le moment, je ne saurais transgresser les bornes qui m'ont été prescrites; et je dois surtout m'abstenir rigoureusement de parler des rapports politiques de notre cour, tant que le système actuel aura le dessus.

Pour vous mettre dans le cas de juger quel dégré de vraisemblance il y a de voir subsister plus longtemps ce système d'irrésolution et de faiblesse je m'étais proposé de vous fournir dans cette lettre quelques renseignements fidèles sur le caractère

et les principes de ceux qui gouvernent dans ce moment la monarchie prussienne; mais en remplissant cette tâche je me suis bientôt apperçu, que ce serait un mémoire et non pas une lettre que j'aurais à vous adresser. Cependant ce mémoire est à moitié fait et vous pouvez compter, Monsieur, qu'il vous parviendra dans quinze jours[1]). Tout ce que je dois vous dire aujourd'hui en général, c'est qu'à l'heure où nous sommes, le parti que nous prendrons par rapport aux affaires de la France, n'est pas encore, et bien s'en faut, définitivement arrèté, que, malgré toutes les difficultés qu'opposent à une résolution vigoureuse et le caractère personnel du monarque et la façon de penser de plusieurs personnes qui l'entourent et l'opinion publique prononcée d'une manière bien funeste contre tout ce qui tend à nous unir plus étroitement à la cause commune, l'espoir de voir la Prusse associée aux puissances coalisées n'est point du tout évanoui, et que vraisemblablement quelques succès de plus de la part de ces puissances mettront fin à nos incertitudes. Je dois même vous le dire: — en supposant toutefois que ceci s'écrit absolument pour vous — que le ministère et particulièrement le comte de Haugwitz est bien décidé sur le rôle que nous avons à jouir dans les circonstances actuelles; l'indécision qu'il manifeste, n'est qu'apparente; elle se fonde uniquement sur la difficulté extrême d'engager le roi à se prononcer; cette difficulté une fois surmontée, rien ne nous arrêtera[2]). L'attachement du roi pour le système de la neutralité tient à trois causes principales: 1. à son aversion pour toute entreprise tant soit peu hasardée et vaste, 2. à son désir extrême de mettre l'ordre dans les finances et rétablir son trésor, désir qui le dégoûte naturellement de la seule idée d'une guerre dispendieuse, 3. à la crainte (trop fondée) de voir s'élever de toutes parts les clameurs les plus violentes contre une décision favorable aux puissances alliées. Je ferais un livre uniquement en développant ce dernier point, en vous entretenant sur les dispositions générales de notre public avec toute l'exactitude que mérite un sujet aussi

---

[1]) Eine solche Denkschrift ist die von P. Wittichen, Hist. Zeitschrift 89, S. 239 ff. veröffentlichte, die aber unzweifelhaft in der Mitte des Jahres 1800 abgefaßt ist. Die hier erwähnte ist nicht zutage getreten. [2]) Über Haugwitz' Stellung damals vgl. Sybel a. a. O. und Bailleu, Preußen und Frankreich I, S. 265 ff.

important et aussi funeste; mais je prends la liberté de vous renvoyer au mémoire que je vous ai annoncé.

Le départ de Sieyès[1]) dans la crise présente est une circonstance très favorable pour les partisans des mesures vigoureuses. D'un côté il nous délivre d'un observateur importun; de l'autre côté la certitude, que cet homme orgueilleux, atrabilaire et (quoiqu'on vous dise du contraire) extrêmement maltraité pendant son séjour à Berlin, ne sera jamais que l'ennemi secret de la Prusse, achèvera peut-être, dans l'esprit même du roi, la conviction, qu'il n'y a point de salut hors de la cause commune, et que le directoire vainqueur nous punirait de notre neutralité suspecte, tout comme la coalition victorieuse nous punira un jour de notre inaction. — Malheureusement cette circonstance favorable se trouve contre-balancée par le fâcheux effet que l'événement de Rastatt vient de faire sur le roi[2]), et par la nouvelle plus fâcheuse encore qui s'accrédite de plus en plus, que l'archiduc Charles se démettra du commandement, faute essentielle, dont le cabinet de Vienne se repentira peut-être longtemps[3]).

L'armée combinée des Russes et des Autrichiens est aux portes de Turin. Les Français ont évacué sans coup férir Novare, Tortone, Vercelli, toutes les places de la frontière orientale du Piémont. Les Alliés sont maîtres de Pizzighettone, du lac de Come et du Fort de Fuentes. Hotze et Bellegarde ont fait leur jonction dans les Grisons, et les Français chassés de ce pays et de la Valtelline sont réduits à la ligne de la Reuss[4]). Quels événements dans six semaines! Combien vous avez eu raison de dire

---

[1]) Sieyès war an Stelle Rewbells in das Direktorium gewählt worden. Er war seit Juni 1798 französischer Gesandter in Berlin. [2]) Am 28. April waren die französischen Kongreßgesandten bei Rastatt von österreichischen Dragonern niedergehauen worden. Gentz übernahm im Juniheft des Historischen Journals die Verteidigung der österreichischen Regierung, um die schlimmen Folgen der öffentlichen Meinung gegen Österreich abzuwenden. [3]) Es gelang dem Erzherzog Karl damals, sich gegen die Angriffe Thuguts in seiner Stellung zu halten. [4]) Am 9. Mai waren Tortona und Pizzighettone gefallen. Am 26. Mai eroberte Suworow Turin. Am 14. und 15. Mai hatten die österreichischen Generale Hotze und Bellegarde die Franzosen in Graubünden zersprengt, das Rheintal gewonnen und so die Verbindung mit dem italienischen Heere der Verbündeten hergestellt.

dans votre dernier cahier, que les Autrichiens avaient eu bien tort, de désespérer de leur forces!

Il faut finir pour cette fois. Je vous dois des remercîments particuliers de la manière infiniment flatteuse pour moi, dont vous avez parlé de mon journal. La traduction dont un de mes morceaux vient d'être honorée est véritablement un chef-d'œuvre qu'on ne peut apprécier dignement qu'en connaissant la difficulté extrême de l'entreprise (ou la grande différence du génie des deux langues) et dont peut-être l'auteur lui-même est seul en état de sentir tout le prix. En joignant à cette lettre les cahiers suivants de ce journal, je désire ardemment que vous y trouviez quelque chose qui réponde à l'idée favorable que vous avez eu la bonté de vous former du plan de cet ouvrage et des principes de l'auteur.

Je crois ne plus avoir besoin de vous demander votre bienveillance. Les rapports intéressants, qui existent entre nous, me la garantissent, et j'espère pour toujours. Je vous prie seulement d'accepter avec bonté l'assurance renouvelée d'un attachement profond fondé sur tout ce qui peut lier les hommes par les nœuds les plus durables, une confiance illimitée, le respect que commande l'admiration et la reconnaissance la plus sincère. C'est avec ces sentiments que je ne cesserai de me nommer

Monsieur
votre très-humble et très dévoué serviteur
Gentz.

112.

Gentz an Herries.[1]   (London), 10. November 1802.

Till yesterday it was only in my power to thank you for your good intention when you undertook the translation of my work, for the honour you thereby conferred upon me, and for the inestimable advantage which thence accrued to me of being made known

[1]) Der hier gegebene Brief ist abgedruckt aus dem Werk: Memoir of the public life of the Right Hon. John Charles Herries. London 1880. (I, S. 2 ff.) Der Herausgeber dieses Buches druckt den Brief offenbar nach der englischen Übersetzung, die Herries der zweiten Auflage seiner Übersetzung und Bearbeitung des Anti-Hauterive Gentz' voranschickt. Deren Titel lautet: On the State of Europe

to an english public. Now, however, the case is very much altered, and my obligations to you are infinitely increased by my present knowledge of the admirable manner in which you have executed an undertaking so flattering to me. When I speak of the masterly performance I have read, I would be understood as not alluding to the excellent additions with which you have enriched my work; my province is only to testify the pleasure I have received from the extraordinary merits of the translation itself, considered merely as such. Notwithstanding the favourable opinion of the translator with which I was prepossessed, yet I confess to you that I was not without some apprehension; I am too well acquainted with the difficulties which our somewhat untoward language opposes to works of this nature, and have thought too much upon the many things indispensably necessary to constitute a good translation (in my opinion very far indeed from an easy work,) not to be cautious of expecting much even when the undertaking falls to the share of considerable abilities. I leave you to judge what my opinion is of yours when I assure you that I read it from beginning to end with the same pleasure which I should have received from the perusal of a new production, while at the same time I everywhere found my own thoughts and meanings correctly expressed, and not seldom in my own manner. It certainly requires more than common talents to make both these impressions at once upon the author of a book by the translator of it.

I acknowledge now no difference between your work and mine. I must request you to permit me to adopt the former as my own child, without, however, taking anything from your exclusive right to your improvements upon your original, and I request of you to say on all occasions — which I shall likewise both

---

before and after the French Revolution, being an answer to „l'État de la France à la fin de l'an VIII" by Frederick Gentz, Counsellor at War to His Prussian Majesty etc. Translated from the German by John Charles Herries Esq. London, Hatchard 1802. Es erschienen noch sechs Auflagen der Übersetzung. Vgl. Kircheisen, Gentzbibliographie. Mitt. d. Inst. f. öst. Gesch. XXVII, S. 103 und oben S. 258. Die französische Übersetzung ist von Ancillon. Herries (1778—1855) war seit 1801 Privatsekretär des Schatzsekretärs Vansittart, später Parlamentsmitglied und mehrfach in Regierungsstellen.

say and write as opportunity offers — that it is my desire to be tried and judged abroad by your translation of me and by that alone.

I have the more satisfaction in making these acknowledgments to you as the french translation which has lately appeared of my work, though executed partly under my own eye and by one of my best friends, is yet by no means equal to my expectations. It is such that I wish with all my heart it were undone. It is the antipode of yours, and it is impossible to say more against it.

I have only one thing now to request of you. You know that the work which you have so kindly interested yourself in is unfinished. This is obvious to every person who reads the distribution of the heads at the beginning (p. 5 in the english). Even the third division is not completed. The important question concerning the preponderance of the british marine (or, as the stupid partisans of the French express it, the naval tyranny of the English"), which involves the rights of neutral flags, remains to be discussed; and there is likewise wanting a general recapitulation, in which I intended to represent in one picture the present political state of Europe. The fourth division, which was to have treated of the effects of the new constitution of France in the interiour of that country (one of the most extensive, instructive, and interesting subjects of the present day), is wanting altogether. You know that a third part was to have been published, but I was prevented from fulfilling my intention in this respect partly by the changes which occurred in the state of affairs and partly by circumstances of a private nature[1]), but most of all by the troubles in which I was involved by the reception my two first publications experienced from a part of the prussian ministry.

You have supplied in your introduction what was wanting on the subject of neutral navigation in a most satisfactory and masterly manner as far as your purpose required. This question (which I consider as one of the most intricate, perhaps the most difficult in the whole sphere of public law) has indeed been lately discussed

[1]) Gentz hat das Manuskript im November 1801 versetzt, 20 Jahre später wieder eingelöst. Vgl. Tagebücher I, S. 5. Es ist jetzt verschwunden.

and explained exceedingly well in England, and reduced almost to perfect evidence in a variety of learned and ingenious writings, speeches, and judgments. But the case is very different indeed on the continent. There is no point of public law in which such gross ignorance prevails, not only amongst the public but in the ministerial cabinets and courts of justice.

I could relate to you some anecdotes in proof of this which would be highly entertaining to a british public. All the productions on this subject in France, Germany, Denmark, etc., of late years (for I am not speaking of Grotius, Puffendorf, Bynkershoeck, Vattel[1]), etc., and other writers of reasonable times) are monuments of the most consummate ignorance or the most shameful dishonesty. I had resolved, therefore, to discuss this question in all its bearings, for which purpose I read whatever has been written concerning it in any country from the sixteenth century to the present day. I studied and collated all treaties, conventions, and seperate statutes and laws; I employed myself during eight months in this pursuit, and was resolved to give the public at once a philosophical and historical account of the whole business. As a third part to a work already very extensive this publication would evidently have been too voluminous. I resolved, therefore, to publish it alone, especially as I had at that time given up my intention of continuing the other work; and though I have been withheld from the execution of this plan by the unsettled life which I have led since the beginning of this summer, I have by no means renounced it.[2]) I conceive that a work such as I have chalked out and partly executed would be useful and instructive for the continent, and very far from unimportant to the interests of Great Britain. I even dare to carry my hopes further; and though I thankfully confess that without the writings of british authors on this thorny subject I should never have obtained that knowledge of it which I now possess, yet I flatter myself that I shall be able to place the matter in some particular points of view which even for my masters and instructors

[1]) Vgl. S. 299, Anm. 1. E. de Vattel (1714–1767), Droit des gens. 1758.
[2]) Das Buch ist nie erschienen.

may have the charm of novelty at least. I am now much pleased that I kept back the chapter on the influence of the new constitution of France upon the internal welfare, the morals, and social relations of its inhabitants; for although I should never have written in the belief that France possessed anything in the least resembling a republican constitution, yet should I not easily have foreseen in the autumn of 1801 that the despotism of the military usurper, then disguised (however imperfectly) by some constitutional forms, would so soon break through all bounds and show itself to the world in all its naked deformity? All that Hauterive has said about the supposed accordance of republican principles with the wants and inclinations of civil society is now rendered perfectly ridiculous; but I am convinced that, in other points of view, this is a very serious and highly important subject, one of the greatest and most delicate that can at present engage the attention of the politician; and I will certainly soon or late direct my feeble efforts to it.

In order that such part of the english public as have honoured my works by their attention may receive some explanation of the abrupt and almost fragmental shape of the book you have translated, and at the same time an assurance that I shall not cease to contend for the approbation of the worthy and enlightened among your countrymen by future works, whose object will be the true interests of Europe and of England (they are both the same), I should earnestly desire that you would take any opportunity (were it even after my departure from hence) to communicate to the public in a few words the most material part of what I have here taken the liberty of addressing to you; you will thereby complete my obligation and further increase the gratitude which I shall ever entertain for what you have done for me. May you on your part speedily give to the public some of the results of your reflections and your labours, that I may repay you by a similar service in my language. Till then I must request a continuance of your esteem, and assure you of my very high and sincere regard, etc."

113.

Gentz an Rühle von Lilienstern.[1]) Teplitz, den 5. September 1808.

Ich schicke Ihnen hier einen Atlas, der zu einem Werke von Ebel[2]) gehört, welches ich dem Herzog von Weimar hier abgeliehen habe. Behalten Sie ihn nur so lange bei sich, bis ich das Werk selbst nachschicke, welches etwa in acht Tagen geschehen soll. Ich gehe morgen nach Prag, komme aber höchstwahrscheinlich in acht Tagen wieder hieher zurück. In der Zwischenzeit werde ich die Hieroglyphen lesen, und Ihnen dann darüber schreiben. – Ich bin verwundert, daß das dritte Stück der Pallas nicht zum Vorschein kömmt. Mit dem vierten können Sie immer eine Weile einhalten; – wenn es einige Monate so fortgeht, wie es in Spanien angefangen hat, möchte der Artikel: England und der Kontinent – doch wohl etwas anders ausfallen.

Ich denke übrigens mit Vergnügen an die Unterredungen, die ich hier mit Ihnen gehabt, und wobei Sie sich in der Tat sehr liebenswürdig benommen haben. Adieu. Gentz.

Adresse: A Monsieur, Monsieur de Rühl, Major et Chambellan de S. A. S. Msgr. le Duc de Saxe-Weimar à Dresde.

114.

Gentz an Friedrich Perthes.[3]) Prag, den 20. Januar 1810.

Ihr gefälliges und freundschaftliches Schreiben vom 9. v. Mts. hat mir in mehr als einer Rücksicht Vergnügen gemacht. Ich habe daraus ersehen, daß Sie nicht aufhören, sich mit dem großen Interesse des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu beschäftigen, und daß Sie, über kleinliche Besorgnisse erhaben, kein Bedenken trugen, auch mich zur Mitwirkung bei einem gewiß höchst löblichen Unternehmen aufzufordern.[4]) Sie haben vollkommen Recht. Die Presse ist keineswegs in dem Grade gefesselt, wie so manche zitternde Buchhändler und Schriftsteller wähnen.

---

[1]) Über Rühle vgl. oben S. 305, 309. Dieser Brief (Kgl. Bibl. Berlin) ist eine Ergänzung zu den Briefen, die Schlesier I, S. 319 ff. abgedruckt hat. Ein Schreiben, das nach einem Vermerk Varnhagens von Gentz an R. v. L. gerichtet sein soll (unvollständige Abschrift in der Kgl. Bibl. Berlin), datiert Dresden, 19. September 1808, ist zweifellos nicht von Gentz. [2]) Über den Bau der Erde in den Alpengebirgen, 2 Bde., Zürich 1808. Vgl. Schlesier I, S. 331 f. Über die Hieroglyphen vgl. oben S. 305 Anm. 1. [3]) Vgl. oben S. 287. Die folgenden Briefe entstammen dem im Hamburger Staatsarchiv liegenden Nachlaß Perthes'. Auszüge daraus in Perthes' Leben I^{6}, 169 f., II, 182 f. u. 221, III, 318. [4]) Perthes' Vaterländisches Museum. Vgl. S. 307 Anm. 3.

Man darf selbst in Frankreich, um wieviel mehr also in Deutschland, jetzt beinahe alles schreiben, was dem Publikum zu lesen frommt, wenn man sich nur in der Form von gewissen Klugheitsmaßregeln nicht entfernt, die, im rechten Lichte betrachtet, der wahren Vervollkommnung schriftstellerischer Arbeiten am Ende wohl eher vorteilhaft als schädlich sind.

Ich bin daher auch weit entfernt, Ihr Anerbieten abzulehnen. Und, wenn ich mich nicht gleich bestimmt und unbedingt unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter einschreibe, so hält mich davon keineswegs die Furcht vor den auswärtigen Beschränkungen ab. Rücksichten auf das Land, in welchem ich lebe, kommen dabei weit mehr in Anschlag. Selbst diese aber hängen wieder viel weniger mit irgend einer Besorgnis bürgerlicher Verantwortlichkeit, als mit meinen persönlichen Verhältnissen zusammen. Ich darf es sagen, weil Umstände, nicht mein Verdienst mich dazu führten: an authentischen Aufschlüssen über die neuste Zeitgeschichte kann kein Schriftsteller in Deutschland, können überhaupt wenige meiner Zeitgenossen so reich sein, als ich. Aber gerade das Anziehendste, das Wichtigste von dem, was ich weiß, kann ich nur selten dem Publikum mitteilen, weil es mir unmöglich ist, Personen zu kompromittieren, die große Rollen auf dem Schauplatz der Welt spielen oder spielten, deren Vertrauen ich um keinen Preis mißbrauchen wollte, und an deren Freundschaft mir oft mehr gelegen ist, als an dem flüchtigen Beifall, oder kalten Danke des Publikums. Das ist heute das Haupthindernis, welches mich hemmt. – Indessen können Sie versichert sein, daß ich dennoch tun werde, was mir möglich sein wird.

Ihr Plan ist vortrefflich; und der, welcher die Ankündigung abgefaßt hat[1]), gewiß kein mittelmäßiger Kopf. Auch kenne ich Sie selbst genug, um mich überzeugt zu halten, daß Sie zu einer solchen Sache nicht schreiten würden, wenn Sie sich nicht ausgezeichneter Werkzeuge versichert hätten.

Durch irgend ein abgeschmacktes Mißverständnis ist in englische Blätter das Gerücht gekommen, ich sei arretiert worden usf. Der Hamburger Korrespondent, der seit mehreren Jahren in allem, was mich anging, eine ganz besondre, mir nicht unbemerkt gebliebne, und von mir mit verdienter Dankbarkeit anerkannte Schonung und Delikatesse

---

[1]) Vgl. S. 307, Anm. 3.

beobachtete, hat durch Hinzufügung des Wortes „fälschlich" den Artikel gleich rektifiziert; ich ergreife aber diese Veranlassung, um Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen vielleicht in mancher Rücksicht nicht uninteressant ist. Es hat sich nämlich seit den letzten österreichischen Friedensunterhandlungen, ohne daß in meinen Grundsätzen, oder in meinen Gesinnungen, oder in meiner übrigen Lage das Geringste alteriert oder verrückt worden wäre, in meinem Verhältnis gegen die französische Regierung eine wesentliche Veränderung zugetragen, indem die Idee, welche der Kaiser Napoleon von mir gefaßt hatte, eine andre Gestalt gewonnen hat; und, wenn Sie gleich nie von mir hören werden, daß ich meinen bisherigen Charakter oder Wandel verleugnete, so habe ich doch Grund zu glauben, daß es in französischen Blättern forthin keine Ausfälle gegen mich mehr geben wird. Den eigentlichen Zusammenhang der Sache kann ich einem Briefe nicht anvertrauen; daß mir aber, in der Lage, worin sich die Welt nun einmal befindet, diese Art von Pazifikation nicht unwillkommen sein kann, werden Sie leicht begreifen.[1])

Ich erwarte mit Sehnsucht das erste Stück Ihres Journals[2]), und bitte Sie von meiner wahren und innigen Hochachtung ganz überzeugt zu sein. Gentz.

Um Irrungen zu verhüten, geben Sie mir nicht den Titel: Kriegsrat, den ich längst nicht mehr führe. Ich bin K. K. Hofrat. Meine auswärtigen Briefe erhalte ich aber fast ausschließend unter der Adresse: à Msr. le Chevalier G. — Sollten Sie zufällig hören, ich sei in Wien, so adressieren Sie mir nichtsdestoweniger alles nach Prag.

115.

Wien, den 12. Mai 1817.

Ein Antrag, der von Ihnen kömmt, mein hochgeschätzter Herr, findet allemal sicher eine gute Aufnahme bei mir; und es würde mir überdies zur großen Satisfaktion gereichen, ein so verdienstvolles Unternehmen, als das des Herrn Dr. Sieveking, und das in seinen Händen gewiß vortrefflich gedeihen wird, unmittelbar befördern zu können; wenn ich Ihnen aber erklärt haben werde, wie es sich mit dem Manuskript, dessen Mitteilung Sie wünschén, verhält, so werden Sie sich bald über-

---

[1]) Vgl. S. 308, Anm. 1. [2]) Das „Vaterländische Museum". Vgl. S. 339, Anm. 3.

zeugen, daß und warum ich Ihrem Wunsche nicht leicht Genüge leisten könnte.[1])

Als in den Jahren 1810 und 1811 die interessante Frage: ob der damalige hohe Preis des Goldes seinen Grund in einer wirklichen Herabwürdigung der englischen Banknoten habe? im Parlament verhandelt wurde, und ich, trotz der Schwierigkeiten jenes Zeitpunktes so glücklich war, nicht nur den Bericht des zur Untersuchung dieser Frage ernannten Ausschusses, sondern auch die wichtigsten der darüber erschienenen (äußerst zahlreichen) Schriften zu erhalten, ergriff ich mit Begierde eine Verhandlung, die großes Licht auf mehr als einen der wichtigsten Zweige der Geldtheorie — Papiergeld, Bankwesen, Wechselkurs, Handelsbalanze rc. — werfen konnte. Zugleich hatte es einen besondern Reiz für mich, in meiner Einsamkeit (denn in Wien war kein Mensch, mit welchem ich über Gegenstände dieser Art nur ein Gespräch hätte anknüpfen können) mich über so schwierige und verwickelte Fragen, in eine stille, aber lebhafte Diskussion mit den besten Köpfen und größten Autoritäten Englands einzulassen. Hieraus erwuchs eine ziemlich voluminöse Arbeit[2]), die ich nach London schicken wollte, wo Herr Charles Herries (der Commissary-General) sie zu übersetzen, oder übersetzen zu lassen bereit war. Die erste Hälfte des Manuskriptes ging wirklich im Monat Juni 1812 über Sizilien nach England ab, wurde aber, durch fehlerhafte Bestellungen so lange unterwegens aufgehalten, daß ich erst spät im Jahr 13, als schon der allgemeine Krieg ausgebrochen war, etwas davon hörte. Der Zeitpunkt war nun vorüber; und dringendere Geschäfte absorbierten mich so sehr, daß ich kaum mehr an meine Bullion-Question dachte.

Das Manuskript ist — bis auf einen Teil des letzten Abschnittes — fertig geworden. Gelesen hat es niemand; denn selbst Adam Müller hat nur den Plan, und einige Fragmente gesehen, weil ich nachher von ihm getrennt war. So wie es ist, kann es nicht mehr gedruckt werden; es hat die Form eines fortlaufenden Kommentars über den Report des

---

[1]) Perthes' Aufforderung betraf einen auf seine Anregung unternommenen Versuch, Büschs Werk über die Allgemeine Geschichte der Banken umzuarbeiten. Karl Sieveking sollte diese Arbeit übernehmen. Auch Niebuhr wurde um Material angegangen. Das Werk blieb schließlich liegen. Vgl. Bilder aus vergangener Zeit. Teil II, Bilder aus Karl Sievekings Leben. Zweite Abteilung, S. 3 f. [2]) Vgl. Briefwechsel Gentz-A. Müller Nr. 5. Das Billett stammt aus dem Anfang des Jahres 1812. Diese Arbeit ist bis jetzt unauffindbar.

Comité, und geht in alle Details dieser Arbeit (größtenteils widerlegend und kritisierend) ein. Es würde im Druck leicht zwei starke Oktavbände ausmachen. Dies kann man heute dem Publikum nicht mehr bieten, da die Sache selbst so gut als vergessen ist.

Ein Kenner, wie Herr Dr. Sieveking, würde nun vielleicht wohl aus diesem weitläuftigen, wenngleich unzweckmäßig geordneten Werke, immer noch einigen Nutzen ziehen können; und Sie werden mir wohl glauben, daß keine armselige Mißgunst oder Eifersucht mich abhalten würde, es ihm zum unbedingten Gebrauch zu überlassen. Die Wahrheit ist aber, daß ich mir fest vorgenommen habe, eine so mühsame Arbeit, und für die ich eine geheime Vorliebe hege, in einer veränderten Gestalt selbst von den Toten zu erwecken, und sie bei einem Werke über das Papiergeld, mit dessen Idee ich mich unabläßig beschäftige, früher oder später in Umlauf zu bringen. Gewiß ist, daß, wenn ich je wieder für das Publikum schreibe, es nur über Gegenstände dieser Art sein kann; denn die Divergenz, oder vielmehr die absolute Verwirrung und Anarchie der Meinungen, die heute in Ansehung aller legislativen, politischen, religiösen Fragen obwaltet, und der Ton, in welchem die deutschen Schriftsteller einander wechselseitig behandeln, schrecken mich von aller Einmischung in diese Händel auf immer zurück; in staatswirtschaftlichen Materien läßt sich leichter eine anständige Ruhe behaupten; und es gehört wirklich unter meine Lieblingsgedanken, zur Berichtigung der Theorie des Geldes irgend einen brauchbaren Beitrag zu liefern. Dies ist die Ursache, warum ich meine Arbeit über die englischen Geld- und Bankfragen jetzt noch nicht von mir geben möchte. Sollte ich aber nach einiger Zeit jenen Entwurf nicht ausführen können, so bin ich bereit, nicht nur das Manuskript, wovon die Rede war, sondern meine sämtliche Materialien über diesen Gegenstand Ihnen ohne weitres mitzuteilen, und werde recht froh sein, wenn ein Mann, wie Herr Dr. Sieveking, sie zum allgemeinen Besten bearbeiten zu können glaubt.

Ich hoffe übrigens, — dies aus Liebe zur Sache, und Freundschaft für Sie gesagt — daß das Werk, womit Herr Dr. Sieveking sich beschäftigt, durchaus in einem praktischen Geiste verfaßt sein wird. Solche phantastische und mystische Apophthegmen, wie mein Freund Adam Müller neuerlich unter dem Titel einer Theorie des Geldes ans Licht gefördert hat, bringen die Wissenschaft nicht um einen Schritt weiter, und dienen nur dazu, die ohnehin schon arge Verwirrung der Begriffe

vollends unheilbar zu machen. Das Geldwesen ist kein populärer Gegenstand, vielmehr ein sehr abstrakter und verwickelter; eben deshalb aber ist Klarheit der Darstellung das erste Verdienst, wonach jeder streben muß, der sich damit befassen will. Ich habe es immer für die schwerste aller schriftstellerischen Aufgaben gehalten, und bin der Meinung, daß in Deutschland noch niemand sie gelöset hat; daher ich auch Herrn Dr. Sieveking mit wahrem und großem Interesse auf der von ihm gewählten Laufbahn begleite. Ein einziges Kapitel so schreiben zu können, wie Adam Smith geschrieben hat, finde ich rühmlicher als hundert Bände metaphysischer Phantasien, wie Adam Müller sie liefert.

Vor einiger Zeit war in den Hamburger Zeitungen eine Sammlung amerikanischer Staatsschriften angekündigt, die ich sehr zu besitzen wünschte. Pilat[1]) übernahm es, Ihnen gleich dieserhalb zu schreiben; ich fürchte aber, es ist nicht geschehen, da Sie der Sache gar nicht erwähnen. In einem der letzten Stücke des Deutschen Beobachters ist eine neue, vermehrte Ausgabe von Ramsay's History of the United States angekündigt. Wenn Sie mir dieses und das vorhin genannte Werk verschaffen könnten, würden Sie mich äußerst verbinden. Ich will gern bezahlen, was sie kosten; und wenn ich Ihnen hier mit etwas dienen kann, so gebieten Sie über mich.

Schreiben Sie mir gelegentlich, wann ungefähr der neu bearbeitete Büsch des Herrn Dr. Sieveking erscheinen wird, und sein Sie versichert, daß jeder Beweis Ihres freundschaftlichen Andenkens mir ganz besonders schätzbar ist.

Ihr sehr ergebner
Gentz.

116.

Friedrich Perthes an Gentz. (Gotha) 1830, Dezember.[2])

Ew. Hochwohlgeboren

naht sich ein Mann, der in früheren Zeiten, wo wie jetzt alles in Frage stand, Ihnen nicht fremd war.

Von den Entschlüssen infolge Ihrer Beratung wird, wie früher, das Schicksal Europas abhängen – also nur was zur Sache gehört, darf man wagen, vorzutragen.

[1]) Joseph v. Pilat, der Gehülfe Metternichs, Redakteur des Österreichischen Beobachters, Gentz' vertrauter Freund. [2]) Konzept Perthes'.

Vor 40 Jahren erklärte Frankreich „keine Eroberungskriege". Die Deutschen klatschten in die Hände und Klopstock sang Oden — jetzt wieder wie damals — uns weltbürgerlichen Leuten ist nicht zu helfen. Ein gefährlicheres Taschenspielerstück wird aufgeführt, „das System der Nichteinmischung", von England erfunden, wird's zum Schluß dies am tiefsten verwunden, vorher aber Deutschland zerstückeln, wie früher in einem Rheinbund neuer Art. Ein Völklein nach dem andern wird aufgeregt werden, sich Fürsten zu wählen, die nicht auf göttlichem Recht fußen. — Wird der Deutsche Bund sich einmischen dürfen? Österreich, Preußen darf's nicht! Diese dürfen nicht helfen, der polnischen Empörung in Rußland zu wehren, sie müssen warten, bis auch in ihrem Polen es wütet oder — Krieg mit Frankreich und England.

Diesen Abgrund aufzudecken vermag der Mann, der vor Jahrzehnten das System des Gleichgewichts[1]) siegreich verteidigte, wie sonst keiner. Die Auflösung des engverbundnen Europas zur Speise der Geister aus der Wüste läßt sich einfach klar, kurz aufstellen — mit der Feuerrede, die Ihnen eigen ist, wird's tiefe Wirkung tun. Verachten Sie nicht, aufs Volk zu wirken. — Sie vermögen es, wie auf Fürsten und Kabinette.

Soll eine solche Rede nicht von Österreich, nicht von Ihnen ausgehend, erscheinen, so kann ich sie zur Öffentlichkeit bringen.

Es ist hohe Zeit, die öffentliche Meinung vor neuer Verderbnis zu schützen. — Man kann Zeitungen in Aufsicht nehmen, und das ist recht, aber keine Gewalt vermag die Flut in Pamphlets, öffentlichen Blättern, Schriften aller Art [zu] hemmen. — Die Gliederung Deutschlands, die Gestaltung unsrer Literatur und des Buchhandels vereitelt jede Maßregel dagegen. Das alleinige Mittel, der Lüge zu wehren, ist — die Wahrheit erschallen zu lassen — sie hat noch Macht.

Ich bin ein alter Mann, älter wie Sie — ich bin ein redlicher Mann — ich hoffe, Sie wissen's: nicht von loderndem Enthusiasmus, nicht von Nebenabsichten sind diese Zeilen eingegeben. — In Zeiten, wo alles in Frage steht, hat jeder, dem Recht und Wahrheit wert ist, in jedem Moment zu tun, was er in seiner Stellung vermag.

Ein Verein deutscher Buchhändler will eine Fabrik von Übersetzungen französischer politischer Schriften, auf die Deutschen berechnet,

---

[1]) Vgl. oben S. 293 Anm. 3.

etablieren – so sagt der Hamburger Korrespondent. – Dies geht von deutschen Buchhändlern nicht aus. – Der Comité-Direkteur wird nicht fehlen.

Wer will Deutschland von dieser cholera morbus retten? Auch Österreich ist, welche Aufsicht gebraucht werden mag, nicht zu schützen, – dies mit Gewißheit zu sagen, darf ich mir erlauben als ein hierin erfahrner Mann.

117.[1])

Gentz an Luden.[2]) Wien, den 16. März 1814.

Ew. Wohlgeboren

bitte ich, sich recht fest zu überzeugen, daß die Verspätung meiner Antwort auf Ihr sehr gütiges Schreiben vom 25. Dezember v. J. nicht Gleichgültigkeit über den Inhalt desselben, oder Mangel an Interesse für den Verfasser oder den Gegenstand zum Grund hatte. Die Ankündigung Ihres Journals kam mir schon zu Freiburg im Breisgau, wo ich mit dem Hauptquartier war, in die Hände; und mehrere dort anwesende Personen könnten bezeugen, mit welcher ausgezeichneten Achtung ich davon gesprochen habe. Ich verließ das Hauptquartier am 20.; und erst, nachdem ich 8 Tage in Wien war, erhielt ich von dort her Ihr Schreiben. Eine Menge von Geschäften, die mich hier erwarteten, und empfingen, ließen mich nicht eher als jetzt zur Beantwortung desselben gelangen.

Als Mitarbeiter kann ich heute an Ihrer Zeitschrift, so wenig als an irgendeiner andern teilnehmen. Meine Lage hat sich in den letzten Jahren so gestaltet, daß ich auf Schriftstellerei Verzicht tun muß. Ich

---

[1]) Der Brief ist durch Ankauf im Besitz des Herausgebers, zum ersten Male mitgeteilt in der Kreuzzeitung 1909, Nr. 167. [2]) Heinrich Luden (1780–1847), der Jenenser Geschichtsprofessor. Unter dem Eindruck der nationalen Erhebung begründete er im Jahre 1814 die Nemesis, eine Zeitschrift für Geschichte und Politik. Sie sollte, wie Luden in der Ankündigung sagte, dahin wirken: „daß wir Teutschen samt und sonders alle alte Zwiste vergessen, daß wir ohne Mißtrauen, ohne Zweifel, ohne Groll, ohne Fehde, von einer großen Gesinnung für Freiheit und Recht, von einer kindlichen Liebe für das gemeine Vaterland, von einem Geist der Ordnung, der Mäßigkeit, der Besonnenheit und Tapferkeit durchdrungen, uns eng aneinanderschließen und die Kräfte zur Kraft vereinen; daß wir Untertanen mit gewohnter Treue zu unsern Fürsten stehen, unsere Fürsten aber redlich und treu aneinanderhalten, und daß auf solche Weise eine Seele aus allen Gliedern, wie groß oder klein auch ihre Zahl sei, einen Leib mache." Sie wurde nach dem Kriege ein Oppositionsblatt und ging im Herbst 1818 wieder ein.

bin in mannigfaltigen, zum Teil wichtigen und delikaten Verhältnissen so befangen, daß mir zu öffentlichen Arbeiten weder Zeit noch Freiheit mehr vergönnt ist. Das Beste ist, daß das Publikum dadurch wenig oder nichts verliert. Ich habe in frühern Zeiten in der schriftstellerischen Laufbahn einige Dienste, deren Wert ich jedoch heute äußerst mäßig anschlage, geleistet. Jetzt würde ich, wenn ich auch Zeit und Muße gewänne, in dieser Sphäre nicht viel Gutes mehr stiften. Ich will Ihnen, als einen Beweis meiner Achtung für Ihren aufgeklärten Geist, und für Ihren männlichen und rechtlichen Charakter, die wahre Ursache dieser Veränderung mit einer Offenheit, die man sonst wohl in einem ersten Briefe nicht zu finden gewohnt ist, darlegen. Ich habe durch einen Zusammenfluß von Umständen das Innre der großen Geschäfte, den geheimen Gang der Politik, den Geist und Charakter fast aller Hauptpersonen auf dem Weltschauplatz unsrer Zeit, den wahren Sinn und Gehalt der meisten öffentlichen Verhandlungen, und die Gebrechlichkeit, Trüglichkeit, und Eitelkeit fast alles dessen, was aus einer gewissen Ferne gesehen, verdienstvoll oder imposant erscheint, dergestalt kennen gelernt, daß ich durchaus keiner Illusion mehr fähig bin. Sobald man in diesem Zustande ist, kann man nicht mehr wohltätig aufs Publikum wirken. Ich halte es für einen Vorteil von äußerster Wichtigkeit, daß es gerade in der Politik eine Klasse von Schriftstellern gebe, welche (ohne blinde Exaltation, von der hier die Rede nicht ist) ein gewisses Ideal des höchsten politischen Gutes unverrückt im Auge behalten, das Streben danach bei allen großen Maßregeln der Regierungen voraussetzen, und ihren Gegenstand stets so behandeln, als müßte zuletzt wahre Philanthropie, Weisheit, und Tugend im Hintergrunde alles Wirkens und Treibens liegen. Dies erfordert aber durchaus, daß sie dem innern Räderwerk der ganzen Maschinerie nicht zu nahe kommen, und sich, um es etwas stark auszudrücken, mit dem Schmutz und Rost des wahren praktischen Lebens, des Welt- und Geschäftsganges nicht zu vertraut machen. Ist dies einmal geschehen, so kann man allenfalls noch ein brauchbarer und sinnreicher Memoirenschreiber (und zwar auch nur für die Nachwelt), nie mehr ein tüchtiger, entschlossner, und begeisterter politischer Schriftsteller sein. Für solche Werke, wie Sie sie beabsichten, zum Teil schon geleistet haben, und gewiß noch ferner leisten werden – d. h. gerade für die, welche auch ich sonst ambitionierte – bin ich verdorben und verloren; und in einer Musik, wie die, welche Sie in Ihrem Journal anstimmen,

würde meine Stimme nur ein häßlicher Mißton sein. Mit Ihrem fast poetischen Schwunge – ich sage dies zum Lobe, nicht zum Tadel – würde meine prosaische Nüchternheit einen gar zu schneidenden Kontrast bilden. – Ich mag diese Gründe nicht noch weiter ausmalen, weil ich mir schon beinahe ein Gewissen daraus mache, Sie durch Geständnisse dieser Art, sei es auch nur auf einen Augenblick, in Ihrem einfachen und edeln Gange zu stören.

Kann ich Ihnen hingegen meine Wünsche für das Gedeihen Ihrer Arbeit, und meine herzliche Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, auf andre Weise an den Tag legen, z. B. durch Berichtigung einzelner Punkte der Zeitgeschichte, durch wahre Aufschlüsse über Tatsachen, die Ihnen dunkel sind, selbst durch Privat-Mitteilung meiner Ansichten über diesen oder jenen Ihnen besonders interessanten Gegenstand, so werde ich es gewiß mit Vergnügen tun; und ich bitte Sie, dies Anerbieten nicht als ein leeres Kompliment zu betrachten.

Ich habe das erste Stück Ihrer Nemesis (ein Titel, den ich nicht gewählt hätte), erhalten und gelesen. Sowohl die Gesinnungen als der Vortrag haben, wie ich es wohl erwarten konnte, meinen vollkommensten Beifall. Nur zwei Ausstellungen müssen Sie mir erlauben. Fürs erste finde ich etwas zu viel Räsonnement, und zu wenig eigentliche Geschichte darin; doch auf diesen Tadel lege ich kein großes Gewicht. Zweitens aber kann ich Ihnen kaum verzeihen, daß Sie von der erdrückenden Masse geistloser, armseliger, durchaus schlechter Schriften, mit welchen wir seit sechs Monaten heimgesucht werden, nicht bloß im Tone der Schonung, sondern der bestimmten Billigung sprechen, ja sogar den verderblichen Grundsatz aufstellen, auch das Mittelmäßige, auch das Schlechte müsse geduldet werden, wenn nur der Sinn gut sei, und der Zweck heilig.[1]) Mein Gefühl weicht hier ganz von dem Ihrigen ab. Zu meinem Unglück kenne ich fast das ganze Heer dieser Schriften, weil ich nach dem Wunsche des Fürsten Metternich, dem zuliebe ich auch das Härteste übernähme, mir die politische Zensur habe aufladen lassen. Für meine Rechnung hätte ich bei der dritten oder vierten haltgemacht. Nach meinem Urteil verdient keine derselben, auch nur 24 Stunden zu

[1]) Nemesis I, S. 126: „Also soll man auch das Mittelmäßige dulden, und selbst das Schlechte – schlecht nämlich in Ton und Art – übersehen, wenn nur der Sinn gut ist, und der Zweck heilig.“ Die Fragen nach der Gestaltung Deutschlands lehnt L. noch in diesem ersten Bande ab.

leben; ich nehme nicht einmal die Feuerbachschen[1]) aus, die ich unerwartet gewöhnlich, matt, und schal gefunden habe. Mein Geschmack ist vielleicht etwas zu verzärtelt, und mein Urteil zu strenge. Ich habe mich selbst nie geschont; und möchte, mit Ausschluß von vier oder fünf Seiten, heute gern alles vertilgen können, was ich jemals geschrieben habe. Aber, mich dünkt, ohne ein unerbittlicher Richter zu sein, muß man von der Erbärmlichkeit der jetzigen politischen Schriftstellerei doch lebhaft erschüttert werden. Das Reich der Freiheit hat schlechte Früchte getragen; selbst die Zeitungen, sonst ekelhaft durch ihre sklavische Monotonie, sind heute durch ihre Lügenhaftigkeit und Zügellosigkeit empörend; und was aus den literärischen Journalen werden wird, daran kann ich — nach dem Probestück in der Jenaer Literaturzeitung, wo die „Proklamation von Kutusoff (Gott stehe uns bei!) als die beschwörende Formel des neuen Geistes der Zeit" dargestellt wird — ohne Schrecken nicht denken.[2]) Nein! Ein Mann Ihrer Art sollte, weit entfernt, diesen hunderttausend Stümpern das Wort zu reden, vielmehr eine große und kräftige Opposition bilden, und Deutschland verhindern, aus einem bösen Extrem ins andre zu stürzen. Dies wäre noch das einzige politisch-literärische Unternehmen, an welchem ich, aller Hindernisse ungeachtet, teilzunehmen mich entschließen könnte.

Wenn vieles in diesem Schreiben Ihnen mißfallen sollte, so werden Sie wenigstens darin ein von aller Schmeichelei entferntes, auf wahre Achtung gegründetes Bestreben, mich Ihnen zu zeigen, wie ich bin, nicht verkennen, und daher auch an die Aufrichtigkeit der Gesinnungen glauben, mit welchen ich stets sein werde

Ihr sehr ergebner Gentz.

---

[1]) Paul Joh. Anselm v. Feuerbach (1775—1833), damals Geheimer Rat im bayrischen Justizministerium. Seine drei Schriften heißen: Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas, 1813; Die Weltherrschaft ein Grab der Menschheit, 1814; Über teutsche Freiheit und Vertretung teutscher Völker durch Landstände, 1814. [2]) Gemeint ist des Fürsten Kutusoff, des Oberbefehlshabers des russisch-preußischen Heeres, Aufruf an die Deutschen. Kalisch, 25. März 1813. Den Artikel der Jenaer Literaturzeitung im letzten Blatt von 1813 zitiert Luden in der Nemesis I, S. 132 auch mit Befremden.

Register.

S.

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 2 Zeile 7 von unten lies Johann statt Karl.
Seite 48 letzte Zeile lies Mencken statt Menken; H. Hüffer statt W. Hüffer.
Seite 83 letzte Zeile lies daß Sie statt daß sie.
Seite 118 Zeile 8 von unten lies an Fr. Gentz statt von Fr. Gentz.
Seite 131 Anmerkung 1 Zeile 2 von oben lies 1798 statt 1789.
Seite 131 Anmerkung 2 Zeile 3 und 4 von oben lies welchen statt welche.
Seite 132 Zeile 7 von oben lies die statt den.
Seite 135 letzte Zeile lies Nicolai statt Nikolai.
Seite 140 Zeile 2 von unten lies 1783 statt 1784.
Seite 150 Zeile 3 von oben lies verlangt wird statt verlangt.
Seite 151 Zeile 18 von oben lies Vorfahren statt Vorfahrer.
Seite 154 Zeile 3 von unten lies 1793 statt 1733.
Seite 157 Zeile 6 von oben lies Tollendal statt Tollndal.
Seite 157 Anmerkung 2 Zeile 3 von oben lies 1750–1832 statt 1751–1831.
Seite 157 ebenda Zeile 4 lies 1830 statt 1836.
Seite 159 Zeile 6 von unten lies Fantin statt Fautin.
Seite 170 Zeile 3 von unten und 188 Zeile 6 von unten lies Nicolai statt Nikolai.
Seite 170 Zeile 5 von unten lies F. M. Grimm statt F. W. Grimm.
Seite 173 Zeile 10 von unten lies Home statt Hume.
Seite 173 Zeile 2 von unten lies Trenck statt Trenk.
Seite 176 Zeile 5 und 7 von unten, Seite 207 Zeile 7 von unten lies Enke-Ritz statt Enke Rietz.
Zu Seite 182 Zeile 9 von unten: Wohl Joh. Konr. Wilh. Petiscus (1763–1805), später reformierter Prediger in Brandenburg a. H. Genealog. Handbuch bürgerl. Familien XV, 323.
Seite 207 Zeile 9 von unten lies Buchholz statt Buchholtz.
Seite 208 Zeile 2 von unten lies Veit statt Veith.
Seite 221 Zeile 7 von unten lies Böckingk statt Böcking.
Seite 283 Zeile 11 von unten lies Stegmann statt Stegemann.
Seite 283 letzte Zeile lies Increase statt Inercase.
Seite 296 Zeile 9 von unten lies Bouterwek statt Bouterweck.
Zu Seite 317 Anmerkung 1: Durch günstige Umstände ist es gelungen, die Vorlagen für Mendelssohns Druck noch nachträglich in einem Band Abschriften (Hennings Handschriften und Briefwechsel I. Band), jetzt im Besitz der Hamburger Stadt-

bibliothek, zu ermitteln und zu benutzen. Orthographie und Interpunktion des Mendelssohnschen Drucks konnten zwar nicht mehr geändert, wohl aber noch mehrere, falsche Lesarten berichtigt werden, die im einzelnen hier aufzuzählen wohl erübrigt. Die Abschrift bietet für das Datum des ersten Briefes tatsächlich: Eutin; im Datum des zweiten Briefes ist Berlin aus Eutin korrigiert, so daß doch vermutlich auch im ersten Brief: Berlin zu lesen ist.

Die beiden Briefe von Hennings, von denen Mendelssohn nur den ersten, und zwar nur in kurzem Auszug, veröffentlicht hatte, sollen hier wiedergegeben werden.

Hennings an Gentz. Ploen den 23. Februar 1799.

Erlauben Sie mir nach vorlängst öffentlich mir erbetener Sitte, Ihr geehrtes Schreiben vom 16. d. M., welches heute erst über Schleswig eingegangen ist, mit Weglassung aller Kurialien zu beantworten, und mich bloß an die heiligen Regeln der Urbanität zu halten.

Offenheit und Freimütigkeit sind in meinen Augen so schätzbare Tugenden, daß ich jeden Schritt verehre, zu dem sie führen, und indem ich mich hieran halte, es leicht übersehe, ob Dinge eingemischt sind, welche feinere Sitten einander ins Gesicht zu sagen verbieten.

Ein Journal in seiner Entstehung scharf zu tadeln und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, es sogleich terrassieren zu wollen, ist, da es nach Journalisten-Eifersucht aussieht, so wenig meiner Denkungsart gemäß, daß ein höherer Zweck als schriftstellerische Rücksicht es mir zur Pflicht machen mußte zu reden. Wenn ich Ihr Journal bloß schlecht geglaubt hätte, würde ich mir die Mühe erspart haben, es zu beurteilen.

Ich will also nicht einmal erwähnen, daß ich nicht den Nutzen einsehe, den es haben kann, wenn ein einzelner Mann im Publiko auftritt und über die verwickelten Begebenheiten unsers Zeitalters in letzter Instanz einen entscheidenden Ausspruch tun will. Mallet du Pan hat hierüber in seinem Mercure Britannique sehr gut geurteilt. Kaum können wir einzelne Begebenheiten fassen und einzelne Probleme lösen, aber daß jeder daran seine Kräfte versuche, ist nützlich, da Vielseitigkeit des Anschauens, nicht aber Einseitigkeit eines ultimi ultimati, wie der General Mack[1]) sagt, zur Wahrheit führt.

Was mich bewogen hat, gegen Ihr historisches Journal eine mehr beseitigende als prüfende Anzeige vorläufig und demnächst in das Aprilstück des Genius der Zeit eine förmlichere Prüfung einzurücken, ist, weil ich nach meiner Überzeugung keine schädlichere, dem Wohl der Menschheit entgegnere, dem wahren Interesse der Regierung gefährlichere, der richtigen und wenigstens bisher von Ihrem Hofe beobachteten Politik widersprechendere und mehr auf Anarchie und Auflösung aller Staatsverfassungen hinarbeitende Tendenz kenne als die Ihres Journals.

Ich habe der teils läppischen teils wasten, und die edlere Menschheit empörenden Fehden zu viele gehabt, um ihrer nicht herzlich satt zu sein. Ich habe auch die

---

[1]) Vorlage: Mak. Vgl. über ihn oben Seite 270 Anmerkung 1.

Ohnmacht der Wahrheit und der Gerechtigkeit gegen vorlaute Ignoranz und Eigennutz zu sehr gefühlt, um nicht sehnlich zu wünschen, meine Feder ganz niederlegen zu können. Aber so lange ich sie führe, werde ich selbst die Unannehmlichkeit persönlicher Angriffe nicht scheuen, um mit äußersten Kräften die Menschheit gegen solche Verirrungen zu verteidigen, als die sind, wozu Sie sie führen wollen.

Man muß eine Jakobinische Wetterfahne sein, um so, wie Dumouriez[1]), in der Politik zu raisonieren, man muß mit Mallet du Pan mit Vorsatz Leidenschaft an die Stelle der Besonnenheit setzen, um wie er zum Kriege zu raten.

Wäre auch unser Zeitalter für Gefühle der Menschlichkeit erstorben, so würde ich noch die kalte Vernunft auffordern, irgend die Möglichkeit eines glücklichen Ausfalls des Krieges zu berechnen. Es gehört nur wenig Kenntnis der Kabinetter, der Negotiationen, der Intriguen der Höfe, der Unstetigkeit der Regierungen, der Art und Weise wie ihre Maßregeln ausgeführt werden, der Natur der Sache, der Beschaffenheit und Denkungsart des Volks, der traurigen, überall herrschenden Gährung in der öffentlichen Meinung dazu, um nicht jeden, der zum Kriege rät, öffentlich als Verräter der Menschheit und seines Vaterlandes anzureden und laut auszurufen: Ruhe, Ruhe aller führt zur Besonnenheit und Ordnung zurück.

Sie und ich haben das Glück in trefflich regierten Staaten zu leben, und was begründet dieses Glück anders, als die weise Ruhe der gesetzlichen Ordnung, die darin herrscht; was kann hier anders der Anarchie die Tore öffnen, als die Unvernunft des Krieges? Ich kenne mein Vaterland von einem Ende zum andern, ich bin die wichtigsten Zweige der Staatsregierung durchgegangen und lebe noch jetzt in Geschäften, die mich praktisch zu Urteilen führen. Hier schöpfe ich aus allen intimen Erfahrungen nichts als die Bestätigung meines Urteils, daß wenn wir den Frieden erhalten, uns nie eine innere Zerrüttung bedrohen kann, aber daß den Staaten die das Unglück haben, in den Krieg verwickelt zu werden, oder die verblendet genug sind, um sich hinein zu stürzen, kein besseres Schicksal bevorsteht als Neapel.

Es ist gesagt worden, die französische Revolution würde die Tour von Europa machen. Dazu ist kein anderes Vehikel möglich als der Krieg. Dagegen ist kein anderes Mittel als standhafte Entgegendämmung wahrhaft mutvoller, gerechter Staaten, als der Schild der Minerva auf dem Arm des festen Mannes. Preußen muß vorangehen. Es muß seine physische Macht anwenden, um außerhalb respektiert, seine weise Regierung, um im Innern unverwundbar zu werden. Seine glückliche Verfassung gibt ihm Gewißheit, so gedoppelt gedeckt zu sein. Bleibt Preußen den richtigen Grundsätzen getreu, folgen ihm die mächtigen deutschen Staaten, Sachsen, beide Braunschweige, Hessen, so sind auch wir gesichert, und was können wir mehr wünschen; was geht uns als Staatsmännern, als guten Untertanen alles lächerliche und phantastische Gerede von dem Stolze Frankreichs, von dessen Revolutionsgeist, von der Schande Deutschlands an?

Sollen wir uns durch solche phantastische Verfliegungen brausender Dünste leerer Köpfe irre machen lassen und unsere Verfassung, unsere Ruhe, unsere Sicherheit aufs Spiel setzen?

---

[1]) General Ch. Fr. Dumouriez (1739–1823), der auch als Schriftsteller tätig war.

Es ist eine traurige Erfahrung, die man in der Welt macht, daß in den Mode und Ton angebenden Zirkeln, d. h. unter den bloß nachlallenden Menschen der großen Welt, sehr leicht eine Meinung herrschend wird, und die gesunde Vernunft mag dagegen sagen, was sie will, kein Widerspruch gehört, sondern der anders Denkende ungeprüft verlacht wird. Zu einer solchen Meinung scheint sich jetzt der Aufruf zum Kriege gegen Frankreich erheben zu wollen. Schon scheint er zum guten schriftstellerischen Ton zu gehören und die dagegen redenden Stimmen zu eben dem Schicksale zu verdammen, das vor zehn Jahren die Freunde des Friedens und der Ruhe hatten. Dann heißt es bald vox populi, vox Dei, dann hält man für unfehlbar, was so viele laute Stimmen wollen, und bedenkt nicht, daß in der Welt gerade die Stimme der Unvernunft laut wird, und daß Vernunft und Wahrheit nur in bescheidener Stille gehört werden. Hierauf müssen die ruhigen Freunde der Menschheit die guten Bürger und Untertanen, die parteilosen Beurteiler der Zeitläufe aufmerksam machen, damit wir nicht noch einmal in die Hände der unwissendsten und verdorbensten Menschen fallen, die vor zehn Jahren die Menschen in das größte Verderben gestürzt haben, und damit nicht auch die Staaten untergehen, welche bisher so weise und glücklich gewesen sind, sich zu retten.

Diese Angelegenheit führt meine Feder gegen Ihr Journal, sonst keine persönliche gegen Sie. Ihrem Briefe an den König[1]) habe ich meine volle Achtung bezeugt, ob ich gleich deswegen getadelt worden bin. Ich streite nie mit dem Manne; die Sache der Wahrheit gilt allein; und sind Sie von der Ihrigen so überzeugt, wie ich von der meinigen, so werden wir uns freilich nicht einverstehen, aber je lauter der Kampf ist, desto leichter wird am Ende der Sieg für den sein, der das Recht auf seiner Seite hat. Was Sie mir von meinem Charakter sagen, ist sehr ehrenvoll und mehr als das zu erreichen nicht mein Wunsch. Sein Sie aber überzeugt, daß ein Mann, der einen solchen Charakter hat und die Welt einigermaßen kennt, in seinen Urteilen nicht so ganz Unrecht haben kann, als Sie glauben.

Auch berufe ich mich deshalb nicht bloß auf das Übergewicht meiner Gründe. Der Ausfall hat alle meine Meinungen bestätigt. Keine von denen, die ich seit zehn Jahren in öffentlichen Angelegenheiten habe drucken lassen, habe ich Anlaß gehabt zu widerrufen.

Ich sagte zum voraus, Ihr bringt Ludewig aufs Schaffot, ihr stürzt Euch und Deutschland in einen verderblichen Krieg, ihr öffnet einem Reformationskriege gleich dem dreißigjährigen oder eigentlich dem mehr als hundertjährigen Religionskriege das Tor. Ich flehte und rief, haltet euch stille und seid weise. Ich wünschte, daß der Augenblick genützt würde, um verjährte Vorurteile auszurotten, welche, wie die Geschichte unwidersprechlich lehrt, immer die Quelle innerer Zerrüttungen der Staaten gewesen sind. Ich redete der freien vernunftmäßigen Regierung das Wort, und war reiner Monarchiste mit Knigge[2]) und Schmettow[3]), als das laute Geschrei der Aristokraten, die die Pfosten der Monarchie erschütterten und umzustürzen drohten, mich als Demo-

[1]) Vgl. Seite 232 Anmerkung 2. [2]) Vorlage: Knügge – wohl Adolf Freiherr v. Knigge (1752–1796), der bekannte Verfasser des „Umgangs mit Menschen", der auch als politischer Schriftsteller tätig war. [3]) Woldemar Friedrich Graf v. Schmettow (1749–1794), Diplomat und Schriftsteller.

kraten verschrie. Alle meine Meinungen sind bewährt worden, und eben darum sehe ich mit Trauern, daß ich sie jetzt noch wiederholen muß, und daß sie vielleicht ebenso fruchtlos sein werden als vormals.

Je teurer mir die Erhaltung unserer Landesverfassung ist, desto beherzter werde ich für den Frieden als das einzige Mittel des ungestörten Fortdauerns unserer gesetzlichen Regierung reden, froh daß die Stimme der Menschheit sich hier mit den Gründen der gesunden Politik verbindet. Eben die Liebe für unsere Landesverfassung bestärkt mich in dem freien Forschen alles dessen, was die Vernunft und die wahren Rechte der Menschheit lehren. Nie wird man mich überzeugen, daß im Felde der Torheit Weisheit, im Felde der Anarchie Sicherheit der Staaten zu finden ist. Immer werde ich alles auf richtige, reine, vorurteilsfreie Wahrheit setzen und nur diese Wache um Thronen und ihre Waffen für unüberwindlich halten. Wollen Regierungen mit andern Waffen fechten, so werden sie zu spät mit ihrem Schaden einsehen, wie sehr sie die Stimme ihrer wahren Freunde verkannt haben und wie wenig Täuschungen, Irrtümer oder Leidenschaften sie retten können. Nur der Freund der Menschheit und der Wahrheit ist fähig, der Freund der Regenten zu sein, und zur Menschheit und Wahrheit führt nichts, als besonnen-ruhige Vernunft.

Bisher habe ich Ihnen ohne Schonung und Rückhalt (beides verträgt die Wahrheit nicht) meine Meinung eröffnet und jetzt überliefere ich Ihnen, was ich willens war, in das Aprilstück des Genius einzurücken. Ich weiß nicht, wie der Erfolg dieser Mitteilung sein kann, ich weiß nicht, wie Sie meine Geradheit aufnehmen werden. Ich glaube aber sie Ihnen schuldig zu sein, da Sie mich dazu aufgefordert haben, so wenig auch ein solcher Aufsatz den Ton haben kann, mit dem man unter vier Augen debattiert. Die Lage in der ich mich gegen Sie finde, hat etwas peinliches, aber mit dem öffentlichen Druck gegen Sie fortzufahren, da Sie sich persönlich an mich gewendet haben, würde unedel gewesen sein. Nehmen Sie also nicht für Rüdesse und Unschicklichkeit, was für mich unvermeidlich war und eine Folge des von Ihnen gemachten Schritts ist, der mich nötigt, Ihnen alles vorzulegen und das weitere anstehen zu lassen, bis ich wieder von Ihnen etwas gehört habe.

Hochachtungsvoll Hennings.

N. S. Bis zur Mitte des Maien werde ich Ihre Antwort abwarten können, ohne weiter zu gehen.

Hennings an Gentz. Ploen, den 12. März 1799.

In dem Tone, in dem Sie mir geantwortet haben, kann ich nicht mit Ihnen fortgehen, und bereue es vielmehr, mich eingelassen zu haben, da meine Erwartung ganz betrogen worden ist. Auch das würde ich Ihnen nicht mehr sagen, wenn Sie nicht das öffentliche Fortgehen auf meinem Wege gegen Sie, ohne Sie davon zu benachrichtigen, für ein heimliches Wesen hätten halten können, welches meiner Handlungsart zuwider ist. Hennings.







